
Volks-Kalender.
1847.
Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.



Deutscher
Volks-Kalender
1847.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzschnitten, theils von demselben, theils unter dessen Leitung gefertigt.

Dreizehnter Jahrgang.



Gebrechlich ward das Alte und hin zur Gruft geführt,
Daß nun im Leben walte, was frischer Kraft gebührt;
Wer nur an sonst'gen Zeiten sich Stützen suchen mag,
Entfernt sich vom Gescheidten und schmäht den heut'gen Tag.
Beschaue sich Vergang'nes voll Ernst ein neu Geschlecht,
Doch ist es ein befang'nes, versagt's der Zeit ihr Recht.



Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Kummer'sche Buchdruckerei in Zerbst.

1847.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmlischen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Wassermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fische.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erste Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenschein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zusammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf. Mond in seiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn. Mond in seiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufsteigender, ☋ niedersteigender Knoten des ☾.

Dieses Jahr ist seit Christi Geburt nach Dionysius das 1847ste.

Seit Erschaffung der Welt nach Calvisius	das 5796ste.
Seit Christi Tode	— 1814 —
Seit Zerstörung Jerusalems.	— 1774 —
Seit Einführung des julianischen Kalenders	— 1892 —
Seit Einführung des gregorianischen Kalenders	— 266 —
Seit Einführung des verbesserten Kalenders	— 148 —
Seit Erfindung des Geschützes und Pulvers.	— 467 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunst	— 407 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 356 —
Seit Erfindung der Ferngläser	— 238 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 190 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen.	— 147 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 52 —
Seit Friedrich Wilhelms IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 53 —
Seit Antritt seiner Regierung	— 8 —

Anmerkung. Die streng gefeierten Feste der Juden sind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Festtage der Römisch-Katholischen sind mit einem ✱ bezeichnet. — Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Fasttag.

Bei den astronomischen Angaben ist die mittlere Zeit von Köln zu Grunde gelegt.

Januar 1847.



Alter. Dezember 1846.

1. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Freit.	1 **Neujahr**	♋	○	3. 3′ N. ☉ in Erdn.	20 Julius
Sonn.	2 Odilo	♋		☿ zeigt sich in der	21 Th. Ap.

2. Von Christi Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1. Petri 4.

Sonntag	3 n. **Neuj.**	♌		Genovefa. **Nähe des Win-**	22 **4. Advent**
Mont.	4 Titus	♌		terpunkts einige **Minu-**	23 Dagobert
Dienst.	5 Eduard	♌		ten tief in der **Morgen-**	24 Adam, E.
Mittw.	6 **H. 3 Kön.**	♍		☾ Erdf. dämmerung. ♀ er-	25 **H. Christt.**
Donn.	7 Reinold	♍		☾ in ☋. scheint als Abend-	26 **Stephan**
Freit.	8 Gudula	♎	☾	stern und geht gegen 5	27 **Joh. Ev.**
Sonn.	9 Julian	♎		7. 4′ N. **Uhr** unter.	28 Unsch. K.

3. Jesus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	10 1. n. **Ep.**	♎	Paul. Eins. ♂ geht als	29 **n. Christt.**
Mont.	11 Hygin	♏	ein unscheinlicher **Stern**	30 David
Dienst.	12 Ernst	♏	♀ in ♒. bald nach 5 **Uhr**	31 Sylvester
Mittw.	13 Hilarius	♐	**Morgens** auf. ♃ culmi-	1 **Jan.** 1847.
Donn.	14 Felix	♐	nirt gegen 9 **Uhr Abends**	2 Odilo
Freit.	15 Maurus	♑	und ist die ganze **Nacht**	3 Genovefa
Sonn.	16 Marcellus	♑	sichtbar. ♄ ist fast zwei	4 Titus

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	17 2. n. **Ep.**	♒	●	1. 8′ V. **Anton.**	5 n. **Neuj.**
Mont.	18 **Krön. T.**	♒		Prisca. ☾ in Erdn.	6 **H. 3 K. Ep.**
Dienst.	19 Marius	♓		**Stunden** am **Abendhim-**	7 Reinold
Mittw.	20 Fab. Seb.	♓		mel sichtbar und geht	8 Gudula
Donn.	21 Agnes	♈		um 7 **Uhr** unter. ♀ ist	9 Julian
Freit.	22 Vincenz	♈	☽	☉ in ♒. ☾ in ☊. eine	10 Paul. Eins.
Sonn.	23 Mar. Ver.	♉		4. 41′ N. **Viertel-**	11 Hygin

5. Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonntag	24 3. n. **Ep.**	♉	Bertram. stunde tief	12 1. n. **Ep.**
Mont.	25 Pauli B.	♉	in der **Abenddämmerung**	13 Hilarius
Dienst.	26 Polykarp	♊	sichtbar. ♅ zeigt sich	14 Felix
Mittw.	27 Chrysost.	♊	nach **Sonnenuntergang**	15 Maurus
Donn.	28 Karl d. Gr.	♋	am **Abendhimmel** und	16 Marcellus
Freit.	29 Franz S.	♋	geht 3 **Viertel** auf 11	17 **Anton**
Sonn.	30 Adelgunde	♌	♄ in ♓. **Uhr** unter.	18 Prisca

6. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonntag	31 **Septuag.**	♌	○	8. 52′ V. Lud. Alb.	19 **Septuag.**



Freitag den 1. Januar nach 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonnabend den 9. Januar nach 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonntag den 17. Januar gegen 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonnabend den 23. Januar gegen 3 Viertel auf 5 Uhr Abends das erste Viertel.
Sonntag den 31. Januar gegen 9 Uhr Vormittags der volle Mond

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 57 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 2 M.	16 St. 3 M.
11	8 14	8 1	4 15	15 46
21	8 39	7 51	4 30	15 21

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds.		1
5 32		2
7 33		3
8 40		4
9 42		5
10 44	B	6
11 47	e	7
11 50	i	8
Morg.	T	9
12 49	a	10
1 54	g	11
3 0	e.	12
4 5		13
5 8		14
6 6		15
6 58		16
	Abds.	17
	6 49	18
	8 10	19
	9 29	20
B	10 48	21
e	Morg.	22
i	12 8	23
T	1 23	24
a	2 34	25
g	3 40	26
e.	4 38	27
	5 28	28
	6 10	29
	6 46	30
Abds.		31

Zum Anfang.

Wie wir auch den Ernst, wie den Scherz erproben,
Leuchten mag uns stets hell ein Stern von oben;
Kenntniß mehre sich aus der Laune Spiel,
Und auf heit'rer Bahn glänz' ein ernstes Ziel.

Von Feiertagen.

Die Christen feiern den Sonntag, die Griechen den Montag, die Perser den Dienstag, die Assyrer den Mittwoch, die Egypter den Donnerstag, die Türken den Freitag, die Juden den Sonnabend; die Faullenzer feiern alle Tage und fleißige Leute, sind sie zugleich vernünftig, arbeiten auch an Feiertagen, wenn es noth thut.

Wär's möglich, könnt' es seyn!

Montesquieu, als er einst mit Mehreren einen Todtenschädel beschaute, der zu lachen schien, wurde von einem Stutzerchen gefragt: „Worüber lacht wohl dieser Todte!" — er gab zur Antwort: „Ueber die Lebendigen!"

Aussicht.

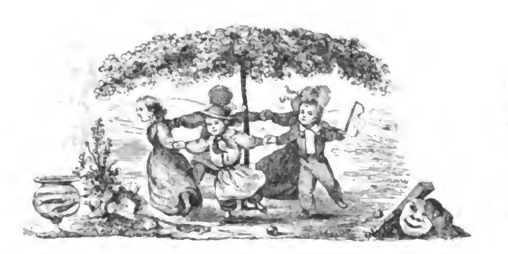
Wer erst vom Jänner sammeln muß
Und reich seyn will am Jahresschluß,
Hat's Zuchthaus schon im Julius.

Das Jahr und das Leben.

Zu den Monats-Bildchen: Januar.

Wir haben einmal Jahr und Leben in Beziehungen gebracht. Da sehen wir, wie der Mensch in's Leben eingeführt wird, sehen die Freude der Eltern über das wohlige Strampeln und die ersten Sprachlaute des Kindes. „Des Kindes Freud und Wehe sind's beste Band der Ehe." Um aber der Freude daran sicherer zu werden, halte die Erziehung frühzeitig vor Allem Eigensinn und Selbstsucht in Schranken Zu Muth und Kraft ist das Kind anzuregen, aber es muß dem Rechten und Wahren fügsam seyn: zum Selbsttriebe muß es geleitet werden, aber auch zu der Ueberzeugung daß unser höchstes Glück darin besteht, das Wohl Anderer selbst mit Aufopferungen zu befördern. Viel und Vielen zu nützen ist die herrlichste Frucht des Lebens.

Februar 1847.



Alter. Januar.

Mont.	1 Brigitte	♌	♄ verschwindet in der	20 Fab. Seb.
Dienst.	2 **Mar. R. L.***	♍	☾ in Erdf. **Abenddämme-**	21 Agnes
Mittw.	3 Blasius	♍	☾ in ☋. **rung.** ♀ **glänzt**	22 Vincenz
Donn.	4 Veronica	♍	**eine halbe Stunde als**	23 Mar. Ver.
Freit.	5 Agatha	♎	**Abendstern und geht drei**	24 Bertram
Sonn.	6 Dorothea	♎	♀ in ♓. **Viertel auf sechs**	25 Pauli B.

7. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonntag	7 **Sexages.**	♏	Rembertus. **Uhr unter.** ☿ **ist**	26 **Sexages.**
Mont.	8 Ancharius	♏	☽ 2. 2' N. **in diesem**	27 Chrysost.
Dienst.	9 Apollonia	♐	**Monat nicht sicht-**	28 Karl d. Gr.
Mittw.	10 Scholast.	♐	♂ in ♑. **bar.** ♂ **geht**	29 Franz S.
Donn.	11 Desiderius	♐	**gegen 5 Uhr Morgens**	30 Adelgunde
Freit.	12 Eulalia	♑	**auf und ist eine Stun-**	31 Lud. Alb.
Sonn.	13 Gilbert	♑	**de in der Dämmerung**	1 **Febr.** Br.

8. Jesus verkündigt sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonntag	14 **Estomihi**	♒	● 11. 50' V. Valentin.	2 **Estomihi**
Mont.	15 Faustin	♒	**sichtbar.** ♀ **glänzt**	3 Blasius
Dienst.	16 **Fastnacht**	♓	Juliane. Ob. ☌ ☿ ☉.	4 **Fastnacht**
Mittw.	17 **Ascherm.**	♓	Benignus. ☾ Erdn. **drei**	5 **Ascherm.**
Donn.	18 Simeon	♈	☾ in ☊. **Viertelstun-**	6 Dorothea
Freit.	19 Leontius	♈	**den als Abendstern und**	7 Rembertus
Sonn.	20 Eucharius	♉	**geht bald nach 7 Uhr**	8 Ancharius

9. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonntag	21 1. **Invoc.**	♉	Felix B. **unter.** ♄ **steht**	9 1. **Invoc.**
Mont.	22 P. Stuhlf.	♊	☾ 4. 23' V. ☌ ♄ ☉. **bei**	10 Scholast.
Dienst.	23 Serenus	♊	**der Sonne, und**	11 Desiderius
Mittw.	24 **Quat.** †	♋	Matth. Apost. **ist nicht**	12 **Quat.**
Donn.	25 Mechthild.	♋	**sichtbar.** ♀ **glänzt eine**	13 Gilbert
Freit.	26 Nestor †	♋	**Stunde als Abendstern.**	14 Valentin
Sonn.	27 Justus †	♌	♃ **steht um 6 Uhr Abends**	15 Faustin

10. Vom Cananäischen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Thess. 4.

Sonntag	28 2. **Remin.**	♌	Romanus. **in Süden.**	16 2. **Remin.**



Montag den 8. Februar nach 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Sonntag den 14. Februar gegen Mitternacht der neue Mond.
Montag den 22. Februar gegen halb 5 Uhr Morgens das erste Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 8 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 48 M.	14 St. 52 M.
11	9 44	7 22	5 6	14 16
21	10 22	7 2	5 24	13 38

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds.		1
6 25		2
7 28		3
8 32		4
9 33		5
10 36		6
11 39		7
Morg.		8
12 43		9
1 46		10
2 49		11
4 42		12
5 0		13
6 12		14
	Abds.	15
	7 2	16
	8 24	17
	9 45	18
	11 5	19
	Morg.	20
	12 22	21
	1 31	22
	2 32	23
	3 26	24
	4 11	25
	4 48	26
	5 20	27
	5 47	28

Die Welt will betrogen seyn?

Die Welt will nicht betrogen seyn,
Doch impft man den Betrug ihr ein;
Die Welt gehört, durch Dummheit blind,
Dann Denen, die — Betrüger sind.

Vertilgung des Hausschwamms.

Nachdem man den zerstörten Fußboden sammt seinen Unterlagen sorgfältig fortgeschafft und durch gesunde, trockene Hölzer ersetzt hat, füllt man die Räume zwischen denselben mit Sand, Lehm oder Schutt. Auf den Seiten jeder Unterlage und ebenso an der ganzen Wand herum macht man nun eine Rinne von ungefähr zwei Zoll Tiefe und füllt diese dicht mit reinem, trockenem Kochsalze aus, streut auch über die ganze Oberfläche eine halbzöllige Schicht Salz. Die auf solche Unterlage befestigten Fußböden zeigen nie wieder eine Spur von Schwamm.

Ursach.

Das große Elend in unsrer Zeit liegt hauptsächlich mit darin, daß gar Viele ein größeres Talent zum Fordern als zum Fördern haben und der Verdienst ihnen reizender ist als das Verdienst.

Zu den Monats-Bildchen: Februar.

Da ist die Jugend fröhlich in gemeinsamen Spielen, wie auch im Ernsten die Menschen zu dem Gemeinsamen sich verbinden sollen. Man lasse den Kindern Freiheit, nur wachend und sorgend, daß sie nicht übel benutzt werde. Freiheit giebt Selbstständigkeit, die ehrenvollste und hülfreichste Eigenschaft in allen Wendungen des Schicksals. Die Freuden der Kinderjahre aber ziehen sich wie unvergängliche Blüthen durch das Daseyn, schmücken es sogar, wenn es öde geworden, und unverkürzt und unbedroht möge Jedem die Zeit, wo er nicht weiß, was Kummer ist, als Paradieses-Mitgabe der Erinnerung verbleiben. Klage Keiner: hätten wir zu dem Glück der Jugend auch das Bewußtseyn dieses Glücks gehabt! — denn mit dem Bewußtseyn kommt der Zweifel und mit ihm beginnen die Kämpfe des Lebens.

März 1847. — Alter. Februar.



Mont.	1	Switbertus	♍	♀ in ♈. ☾ in Erdf. u. in ☋.	17	Benignus
Dienst.	2	Simplicius	♍	🌕 3. 32′ V. ♀ glänzt eine	18	Simeon
Mittw.	3	Kunigunde	♍	Stunde als Abend-	19	Leontius
Donn.	4	Casimir	♎	stern und geht ein Viertel	20	Eucharius
Freit.	5	Friedrich	♎	auf 8 Uhr unter. ♄ ist	21	Felix B.
Sonn.	6	Perpetua	♏	noch in den Strahlen der	22	P. Stuhlf.
11. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephes. 5.						
Sonntag	7	3. **Oculi**	♏	Th. v. A. **Sonne** ver-	23	3. **Oculi**
Mont.	8	Joh. de Deo	♏	borgen. ♃ culminirt tief	24	Mth. Ap.
Dienst.	9	Franziska	♐	🌗 5. 2′ V. in der	25	Mechtildis
Mittw.	10	**Mittfast.**	♐	40 Märt. Abenddäm-	26	Nestor
Donn.	11	Rosina	♑	merung und geht halb	27	Justus
Freit.	12	Gregor	♑	2 Uhr Morgens un-	28	Romanus
Sonn.	13	Ernst	♒	ter. ☿ in seiner grös-	1	**März.** S.
12. Jesus speiset 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonntag	14	4. **Lätare**	♒	Mathilde. ten östlichen	2	4. **Lätare**
Mont.	15	Longin	♓	Ausweichung ist 3 Vier-	3	Kunigunde
Dienst.	16	Heribert	♓	🌑 9. 34′ N. ☾ Erdn. u.	4	Casimir
Mittw.	17	Gertrud	♈	in ♌. telstunden	5	Friedrich
Donn.	18	Cyrillus	♈	in der Abenddämme-	6	Perpetua
Freit.	19	Joseph	♉	rung sichtbar. ♀ geht	7	Thom. v. A.
Sonn.	20	Joachim	♉	nach 8 Uhr Abends	8	Joh. de Deo
13. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.						
Sonntag	21	5. **Judica**	♊	Benedict. ☉ in ♈. Früh-	9	5. **Judica**
Mont.	22	Oktavian	♊	lings-Anfang. Tag und	10	40 Märt.
Dienst.	23	Otto	♊	🌓 6. 4′ N. Nacht gleich.	11	Rosina
Mittw.	24	Gabriel	♋	♂ in ♒. unter. ♂	12	Gregor
Donn.	25	**M. Verk.**	♋	geht um 4 Uhr Mor-	13	Ernst
Freit.	26	Ludgerus	♌	gens auf und ist zwei	14	Mathilde
Sonn.	27	Rupert	♌	Stunden in der Däm-	15	Longin
14. Von Christi Einzuge in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.						
Sonntag	28	6. **Palm.**	♍	Felix Pr. ♀ in ♉. merung	16	6. **Palm.**
Mont.	29	Eustasius	♍	☾ in Erdf. sichtbar.	17	Gertrud
Dienst.	30	Quirinus	♍	Unt. ☌ ☿ ☉. ☾ in ☋.	18	Cyrillus
Mittw.	31	Balbina	♎	🌕 9. 37′ N. **Sichtb. ☾ F. Einzug in Paris** 1814.	19	Joseph



Mond- und Zeit-Wechsel.

Dienstag den 2. März nach halb 4 Uhr Morgens der volle Mond.
Dienstag den 9. März nach 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Dienstag den 16. März nach halb 10 Uhr Abends der neue Mond.
Dienstag den 23. März nach 6 Uhr Abends das erste Viertel.
Mittwoch den 31. März 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der volle Mond nebst einer sichtbaren Mondfinsterniß.

Die Juden feiern das Purimfest den 2. und 3. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 49 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 37 M.	13 St. 11 M.
11	11 27	6 26	5 55	12 33
21	12 5	6 4	6 12	11 55

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg. 7	16	1
Abds.				2
7	26			3
8	28			4
9	32			5
10	34			6
11	37			7
Morg.				8
12	37			9
1	36			10
2	31			11
3	19			12
4	3			13
4	41			14
5	17			15
		Abds.		16
		7	15	17
		8	38	18
		9	58	19
		11	13	20
		Morg.		21
		12	21	22
		1	19	23
		2	8	24
		2	48	25
		3	22	26
		3	50	27
		4	15	28
		4	36	29
		4	58	30
Abds.				31

Philister-Meinung und Mannes-Rath.

Der Kampf wird arg und jeder Zoll
Bestritten auf dem Weg des Lichts;
Ich weiß nicht, was ich denken soll,
Drum denk' ich klüglich lieber nichts! —
„Ei, denke du nur auch der Andern,
Sey nicht für dich allein stets da;
Wenn dann ringsum Gedanken wandern,
Sind Alle bald sich herzensnah!"

Drei grosse Aerzte.

Ein berühmter Arzt, dessen Sterbebett viele seiner Amtsgenossen umgaben, sagte: „Zu meinem Trost, ihr Herren, hinterlasse ich drei große Aerzte" — Alle horchten auf, denn Jeder erwartete nun seinen Namen — „sie heißen Mäßigkeit, Wasser und Bewegung!"

Eine gute Bemerkung.

Doktor Geiler von Keysersberg, ein tüchtiger Prediger alter Zeit, pflegte zu sagen: „Der Mensch gleicht einem Stein, den man zur Höhe bringen will: es geht schwer auf- und vorwärts, aber rückwärts würde er durch sich selbst gar lustig und rasch gehen. Also soll man Mensch und Stein sorglich hüten, wenn man sie endlich auf der Höhe hat."

Zu den Monats-Bildchen: März.

Der Acker des Wissens muß nun gepflügt werden: der Jugend Lehre, des Alters Ehre! Es ist da in den Schulen viel zu sondern und zu sichten, denn unsre Zeit verlangt viel und muß sich deshalb namentlich des allgemein Unnützen entschlagen, um sich allseitig mit Tüchtigem rüsten zu können. In solcher Beziehung sage Niemand: das braucht Der oder Die nicht! — Wir haben große Umwandlungen erlebt, sehen ihrer noch kommen, und die Stetigkeit wird noch lange nicht zu erreichen seyn. Da bedarf Jeder in seinem Kreise vielfache Kenntnisse, um den wechselnden und sich steigernden Anforderungen Stand halten zu können, und alles zu diesem Zweck Anwendbare lernen zu wollen muß Regel seyn.

April 1847.



Alter. März.

Donn.	1	**Gründonn.**	♎	Hugo B. ♂ geht gegen	20	**Gründonn.**
Freit.	2	**Charfreit.**	♎	Franz v. P. 4 Uhr Mor-	21	**Charfreit.**
Sonn.	3	Richard	♏	♂ ♑ ☉. gens auf. ♑ steht	22	Oktavian

15. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonntag	4	**H. Osterf.**	♏	Isidor B. in der Nähe	23	**H. Osterf.**
Mont.	5	**Ostermont.**	♐	Vincenz. der Sonne	24	**Ostermont.**
Dienst.	6	Sixtus P.	♐	♃ ist nach Untergang der	25	**Osterd.**
Mittw.	7	Hermann	♑	Sonne am Abendhim-	26	Ludgerus
Donn.	8	Dionysius	♑	☾ 3. 40′ N. mel sicht-	27	Rupert
Freit.	9	Maria Cl.	♑	bar und geht um Mit-	28	Felix Pr.
Sonn.	10	Ezechiel	♒	ternacht unter. ♀ glänzt	29	Eustasius

16. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonntag	11	**1. Quas.**	♒	Leo d. Gr. als Abendstern	30	**1. Quas.**
Mont.	12	Julius	♓	über 2 Stunden. ☿ ist in	31	Balbina
Dienst.	13	Mar. v. C.	♓	☾ Erdn. und in ♌. die-	1	**April**
Mittw.	14	Tiburtius	♈	sem Monat nicht sicht-	2	Franz v. P.
Donn.	15	Olympius	♈	● 6. 45′ V. Unsichtb. ☉ F.	3	Richard
Freit.	16	Drogo	♉	bar. ♂ geht als	4	Isidor B.
Sonn.	17	Rudolph	♉	ein unscheinlicher Stern	5	Vincenz

17. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonntag	18	**2. Mis. D.**	♊	Eleuther. um 3 Uhr	6	**2. Mis. D.**
Mont.	19	Timotheus	♊	Morgens auf. ♄ er-	7	Hermann
Dienst.	20	Viktor	♋	scheint in der Morgen-	8	Dionysius
Mittw.	21	Anselm	♋	dämmerung. ♃ geht um	9	Maria Cl.
Donn.	22	Soter	♌	☽ 9. 32′ V. ☉ in ♉.	10	Ezechiel
Freit.	23	Georg	♌	♀ in ♊. 11 Uhr	11	Leo d. Gr.
Sonn.	24	Albert	♌	Abends unter. ♄ geht in	12	Julius

18. Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonntag	25	**3. Jubil.**	♍	Marc. Evang. der Mor-	13	**3. Jubil.**
Mont.	26	Ferdinand	♍	gendämmerung auf.	14	Tiburtius
Dienst.	27	Anastasius	♎	☾ in Erdf. und in ☋. ☿	15	Olympius
Mittw.	28	**Bettag**	♎	Vitalis. ist in der größ-	16	Drogo
Donn.	29	Petr. v. M.	♎	○ ten westlichen Aus-	17	Rudolph
Freit.	30	Cath. v. S.	♏	1. 50′ N. weichung.	18	Eleuther.



Mond- und Zeit-Wechsel.

Donnerstag den 8. April gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Donnerstag den 15. April 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der neue Mond nebst einer unsichtbaren Sonnenfinsterniß.
Donnerstag den 22. April halb 10 Uhr Vormittags das erste Viertel.
Freitag den 30. April gegen 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Passahfest den 1. und 2., 7. und 8. April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 51 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 30 M.	11 St. 9 M.
11	13 32	5 15	6 47	10 28
21	14 9	4 51	7 3	9 51

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds.		
7 23		1
8 27		2
9 30		3
10 31		4
11 30		5
Morg.		6
12 25		7
1 15		8
1 59		9
2 38		10
3 12		11
3 43		12
4 13		13
4 40		14
	Abds.	15
	8 38	16
	9 51	17
	11 48	18
	Morg.	19
	12 35	20
	12 55	21
	1 14	22
	1 46	23
	2 14	24
	2 39	25
	3 3	26
	3 25	27
	3 45	28
	4 8	29
Abds.		30

Doch etwas!

Dem Wunsch nach deutscher Flotte
Ist nun Erfüllung nah;
Denn denkt — wie überraschend! —
Das Wasser ist schon da!

Unkraut zu vertilgen.

Garten-Wege — auch andere — vom Unkraut rein zu erhalten, vermische man 50 bis 60 Maaß Wasser mit 20 Pfund ungelöschtem Kalk und 2 Pfund Schwefelsäure, lasse diese Mischung in einem Kessel sieden und begieße dann damit die Garten-Wege, das Pflaster oder den Platz, den man vom Unkraut frei halten will. Die Wirkung erstreckt sich auf mehrere Jahre.

Noch heut zu singen!

Als Ludwig XIII seinem Vater in der Regierung folgte, wollte man den Haß gegen die Protestanten wieder auffrischen. Das Volk ließ sich aber nicht zum Werkzeuge der Glaubenswuth gebrauchen, sondern sang überall in den Straßen ein französisch Liedchen, dessen Schluß in der Uebersetzung so lautet:

„Laßt leben den Papst, den katholischen König,
Doch leben laßt auch Hugenotten dazu!
Laßt leben, wer brav ist! — sonst kümmert uns wenig,
Doch fort jeder Pfaffe, der störet die Ruh!“

Zu den Monats-Bildchen: April.

Lehr-Jahre sind keine Herren-Jahre! — doch wer nicht Arbeit flieht, ist seines Glückes Schmied! Was man lernt, lerne man aus dem Grunde, nicht nur obenhin, und Tüchtigkeit erheischt, über dem zu stehen, was bisjetzt vorhanden auf der von uns erwählten Bahn der Thätigkeit. Zum Fortschritt fähig zu seyn, ist das Streben des echten Mannes, und wer nicht danach trachtet, aus dem Schlendrian und weiter zu kommen, wie sein Meister, der steht bald zurück; denn es werden Andere ihm zuvor kommen und es ihm zuvor thun. Nachahmen können Viele! — Du mußt bei'm Schaffen denken; das kann zu höh'rem Ziel und zum Erfinden lenken!

Mai 1847.



Alter. April.

Sonn.	1 Phil. Jakob	♏	♄ geht um 3 Uhr Mor-	19 Timotheus
	19. Von Christi Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.			
Sonntag	2 4. **Cantate**	♐	Athanasius. gens auf.	20 4. **Cantate**
Mont.	3 † Erfind.	♐	♃ zeigt sich nach Son-	21 Anselm
Dienst.	4 Monika	♐	nenuntergang noch an zwei	22 Soter
Mittw.	5 Pius V.	♑	Stunden am Abendhim-	23 Georg
Donn.	6 Joh. v. d. Pf.	♑	mel und geht halb 11 Uhr	24 Albert
Freit.	7 Stanislaus	♒	☾ 11. 13′ V. unter.	25 Marc. Ev.
Sonn.	8 Mich. Ersch.	♒	♀ ist fast drei Stun-	26 Ferdinand
	20. Von der rechten Betekunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.			
Sonntag	9 5. **Rogate**	♓	Gregor N. den als Abend-	27 5. **Rogate**
Mont.	10 Gord. † W.	♓	☾ in ♌. stern sichtbar	28 Vitalis
Dienst.	11 Beatrix	♈	♂ in ♓. und geht um	29 Petr. v. M.
Mittw.	12 Pankratius	♈	☾ in Erdn. 11 Uhr un-	30 Cath. v. S.
Donn.	13 **Himm. Chr.**	♉	Servatius. ter. ☿ ist in	1 **Mai. H. Ch.**
Freit.	14 Christian	♉	● 3. 37′ N. diesem	2 Athanasius
Sonn.	15 Sophia	♊	Monat nicht sicht-	3 † Erfind.
	21. Von der Verheißung des heiligen Geistes, Joh. 15, 16. Ep. 1. Petr. 4.			
Sonntag	16 6. **Exaudi**	♊	Joh. v. N. bar. ♃ geht	4 6. **Exaudi**
Mont.	17 Jodokus	♋	♀ in ♋. gegen 10 Uhr	5 Pius V.
Dienst.	18 Liborius	♋	Abends unter. ♄ geht	6 Joh. v. d. Pf.
Mittw.	19 Prudent.	♋	um halb 2 Uhr Mor-	7 Stanislaus
Donn.	20 Basilla	♌	gens auf und ist dreivier-	8 Mich. Ersch.
Freit.	21 Constantin	♌	☽ tel Stunden sichtbar.	9 Gregor N.
Sonn.	22 Julian	♍	2. 22′ V. ☉ in ♊.	10 Gordian
	22. Von der Sendung des heiligen Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.			
Sonntag	23 **Pfingstfest**	♍	Desiderius. ☾ in Erdf.	11 **Pfingstfest**
Mont.	24 **Pfingstm.**	♍	Johanna. ☾ in ☋. ♂, der	12 **Pfingstm.**
Dienst.	25 **Urban**	♎	sehr an Lichtstärke zu-	13 **Pfingstd.**
Mittw.	26 **Quat.** †	♎	Phil. N. nimmt, geht nach	14 **Quat.**
Donn.	27 Luciana	♏	halb 2 Uhr Morgens auf.	15 Sophia
Freit.	28 Wilhelm †	♏		16 Joh. v. N.
Sonn.	29 Maxim. †	♏		17 Jodokus
	23. Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.			
Sonntag	30 **Trinitatis**	♐	○ 3. 9′ V. Felix Pr.	18 **Trinitatis**
Mont.	31 Petronella	♐		19 Prudent.



Mond- und Zeit-Wechsel.

Freitag den 7. Mai 1 Viertel auf 12 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Freitag den 14. Mai gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 22. Mai gegen halb 3 Uhr Morgens das erste Viertel.
Sonntag den 30. Mai 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfest den 21. und 22. Mai.

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	14 St.	43 M.	4 Uhr	36 M.	7 Uhr	19 M.	9 St.	17 M.
11	15	16	4	18	7	34	8	44
21	15	44	4	4	7	48	8	16

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds. 8	25			1
9	25			2
10	22	[illegible]		3
11	13			4
11	58			5
Morg.				6
12	38			7
1	13			8
1	44			9
2	14			10
2	43			11
3	12			12
3	44			13
		Abds.		14
		8	37	15
		9	36	16
		10	27	17
		11	9	18
[illegible]		11	44	19
		Morg.		20
		12	16	21
		12	42	22
		1	7	23
		1	29	24
		1	49	25
		2	12	26
		2	35	27
		3	4	28
		3	35	29
				30
Abds. 9	10			31

Der Zaghafte.

„Wüßt ich nur: ob Sie mich liebt?“
Frage!
„Wenn Sie nun nicht Antwort giebt!“
Wage!
„Wenn dazu mir Muth gebricht!“
Geh' nach Haus!
„Kann ich Dies und Jenes nicht!“
Lach' dich aus!

Rabbinischer Spruch.

Drei Freunde hat der Mensch: Geld, das verläßt ihn aber bei seinem Tode zuerst; Verwandte, die geleiten ihn noch bis an's Grab, gehen aber dann, sich den zurückgelassenen Geldschatz zu theilen, und seine Werke. Diese sind ihm am treuesten, denn sie begleiten ihn bis zum Throne des Weltenrichters.

Was man doch zuweilen Neugier nennt!

Ein Gefangener der Inquisition bat einen Pater um Gottes Willen, ihm Nachricht zu verschaffen: weshalb er denn eigentlich verhaftet sey? — „Es schickt sich gar nicht, daß Ihr so neugierig seyd!“ entgegnete der Pater.

Zu den Monats-Bildchen: Mai.

„Da kommt die Lieb' und offen ist reiches Blüthenfeld; von Himmelslicht getroffen, wird klarer uns die Welt!“ — Wohl dem, der sich hier keines Verraths schuldig macht, der Treue giebt und Treue findet! Ein innig Herz ist ein seltener Schatz, und wer es zu sich heimführt, der hat getheilte Sorgen und zwiefache Freuden. Ein echter Mann ist kräft'ger als jede and're Stütze, ein herzig Weib hat Balsam für alle Wunden, die unter den Lasten des Lebens entstehen. Jener und Diese fragt nicht nach Reichthum und Ueberfluß; denn wahre Liebe möchte immer geben, nicht nehmen, und sie selbst ist sich ihr schönstes Eigenthum. Wohl dem, dessen Liebe nicht vergeht, er hat innere Jugend immerdar!

Junius 1847.



Alter. Mai.

Dienst.	1 Simeon	♑	♀ glänzt dritthalb Stun-	20 Basilla
Mittw.	2 Erasmus	♑	den lebhaft als Abend-	21 Constantin
Donn.	3 **Frohnl.**	♒	Clothildis. stern und geht	22 **Frohnl.**
Freit.	4 Florian	♒	ein Viertel auf 12 Uhr	23 Desiderius
Sonn.	5 Bonifacius	♓	Ob. ☌☿☉. ☾ in ☊. un-	24 Johanna

24. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonntag	6 1. n. **Trin.**	♓	🌗 4. 30′ V. Norbert.	25 **1. n. Trin.**
Mont.	7 Robert	♈	ter. ♀ ist zwei Stun-	26 Phil. N.
Dienst.	8 Medardus	♈	☾ in Erdn. den in der	27 Luciana
Mittw.	9 Primus	♉	♀ in ♌. Abenddämme-	28 Wilhelm
Donn.	10 Maurinus	♉	rung sichtbar und geht	29 Maximin.
Freit.	11 Barnabas	♉	nach 11 Uhr unter. ♂	30 Felix Pr.
Sonn.	12 Basilides	♊	geht nach 1 Uhr Mor-	31 Petronella

25. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonntag	13 2. n. **Trin.**	♊	🌑 1. 16′ V. Ant. v. P.	1 **Jun. 2. Tr.**
Mont.	14 Basilius	♋	gens auf. ♄ geht	2 Erasmus
Dienst.	15 Vitus	♋	um Mitternacht auf. ♃	3 Clothildis
Mittw.	16 Benno	♌	♂ in ♈. steht bei der	4 Florian
Donn.	17 Adolph	♌	Sonne und ist zur Zeit	5 Bonifacius
Freit.	18 Marcellus	♍	Schlacht bei Belle-Al-	6 Norbert
Sonn.	19 Gervasius	♍	liance 1815. nicht sicht-	7 Robert

26. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonntag	20 3. n. **Trin.**	♍	🌓 7. 56′ N. ☾ in Erdf.	8 3. n. **Trin.**
Mont.	21 Albanus	♎	☾ in ☋. ☌♃☉. bar.	9 Primus
Dienst.	22 Albin	♎	☉ in ♋. Sommers An-	10 Maurinus
Mittw.	23 Walram	♏	fang. Längster Tag. ♀	11 Barnabas
Donn.	24 Joh. d. T. *	♏	glänzt noch zwei Stunden	12 Basilides
Freit.	25 Elogius	♏	als Abendstern. ♂ geht	13 Anton v. P.
Sonn.	26 Pelagius	♐	♀ in ♋. bald nach Mit-	14 Basilius

27. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonntag	27 4. n. **Trin.**	♐	7 Schläfer. ternacht auf.	15 **4. n. Trin.**
Mont.	28 Leo P. †	♑	🌕 1. 36′ N.	16 Benno
Dienst.	29 **Petr. P.**	♑		17 Adolph
Mittw.	30 Pauli G.	♒		18 Marcellus



Mond- und Zeit-Wechsel.

Sonntag den 6. Junius um halb 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonntag den 13. Junius 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonntag den 20. Junius gegen 8 Uhr Abends das erste Viertel.
Montag den 28. Junius nach halb 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 9 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 2 M.	7 St. 51 M.
11	16 23	3 47	8 11	7 37
21	16 31	3 46	8 17	7 29

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg U.	M.	T.
Abds.				
9	58			1
10	40			2
11	16			3
11	48	Bei		4
Morg.				5
12	19			6
12	46	Nacht.		7
1	15			8
1	44			9
2	17			10
2	56			11
3	41			12
		Abds.		13
		9	4	14
		9	43	15
		10	16	16
Bei		10	45	17
		11	10	18
		11	33	19
Nacht.		11	56	20
		Morg.		21
		12	16	22
		12	38	23
		1	3	24
		1	33	25
		2	8	26
		Bei		27
Abds.				
7	51	Tage.		28
8	19			29
9	26			30

Wahrnehmung.

Buße pred'gen und Hader stiften,
Davon steht nichts in heil'gen Schriften!

Aepfel und Birnen mit eingewachsenen Namen.

Man schneidet den Namen mit den einfachsten Buchstaben von feinem Papier aus und klebt ihn dann mit steifer Gummi-Auflösung auf die rothwerdende Stelle der Früchte. Bei weiterem Wachsthum derselben werden die von den Papier-Buchstaben bedeckten, vor dem Sonnenlicht geschützten Stellen blaß bleiben, während ringsum die Röthe sich verstärkt.

Zum Merkbuch.

Der Mensch kann, was er soll, und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht.

Jeder sucht jetzt Zerstreuung und doch findet man's lächerlich, zerstreut zu seyn.

Wer im Glück aufschwillt, schrumpft im Unglück zusammen.

Viele sind am Brette, weil sie zwar kein Brett vor dem Kopf, aber vor dem Herzen haben.

Zu den Monats-Bildchen: Juni.

Mit der Liebe im Herzen zieht der Jüngling aus, die Stätte zu suchen, wo er den eigenen Herd errichten könne. Er weiß, für wen er's thut, und das ihn in allen Gedanken begleitende Bild treibt ihn an zu erhöhtem Eifer. Er sieht sich um in Ländern und unter Menschen aller Art, erweitert seine Kenntnisse und erwirbt, wo er's mit Ehren kann; günst'ge Zeit muß man erfassen, denn sie hat uns bald verlassen! Jede Mühe wird ihm süß, sein Ziel ist ja so schön! Wohl sehnt er sich zuweilen in's Vaterhaus zurück, doch auch er hat eines zu gründen, will es aus eigenen Mitteln, er weiß: nur der ist wahrhaft frei, der Niemanden schuldet!



Julius 1847.

Alter. Junius.

Donn.	1 Rembold	♒	♄ geht bald nach 11	19 Gervasius
Freit.	2 **M. Heims.***	♓	Uhr Abends auf und	20 Silverius
Sonn.	3 Hyacinth	♓	☉ Erdf. ☾ Erdn. zeigt	21 Albanus
	28. Von Petri reichem Fischzug, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.			
Sonntag	4 **5. n. Trin.**	♓	Ulrich. ☾ in ☊. sich den	22 **5. n. Trin.**
Mont.	5 Anselm	♈	🌗 9. 6′ V. übrigen	23 Walram
Dienst.	6 Isaias	♈	Theil der Nacht am	24 Joh. d. T.
Mittw.	7 Wilibald	♉	Morgenhimmel. ♃ und	25 Elogius
Donn.	8 Kilian	♉	♀ in ♍. ☿ sind in die-	26 Pelagius
Freit.	9 Agilolph	♊	sem Monat nicht sicht-	27 7 Schläfer
Sonn.	10 7 Brüder	♊	bar. ☿ ist in der größ-	28 Leo P.
	29. Von der Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.			
Sonntag	11 **6. n. Trin.**	♋	Pius P. ten westlichen Aus-	29 **6. n. Trin.**
Mont.	12 Nabor	♋	🌑 12. 1′ N. wei-	30 Pauli G.
Dienst.	13 Margar.	♌	chung von der Son-	1 **Jul.** N.
Mittw.	14 Bonavent.	♌	ne. ♀ ist noch über eine	2 **M. Heims.**
Donn.	15 Ap. Theil.	♌	Stunde in der Abend-	3 Hyacinth
Freit.	16 Skapul.	♍	dämmerung sichtbar und	4 Ulrich
Sonn.	17 Alexius	♍	geht um 10 Uhr unter.	5 Anselm
	30. Jesus speist 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.			
Sonntag	18 **7. n. Trin.**	♎	Arnold. ☾ Erdf. und	6 **7. n. Trin.**
Mont.	19 Arsenius	♎	in ☋. ♂ geht als ein	7 Wilibald
Dienst.	20 Elias	♎	🌓 1. 16′ N. ansehnli-	8 Kilian
Mittw.	21 Daniel	♏	cher Stern um 11	9 Agilolph
Donn.	22 M. Magd.	♏	Uhr Abends auf und	10 7 Brüder
Freit.	23 Apollinar	♐	zeigt sich die ganze Nacht.	11 Pius P.
Sonn.	24 Christine	♐	☉ in ♌. Anfang der	12 Nabor
	31. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.			
Sonntag	25 **8. n. Trin.**	♐	Jakob. Hundstage. ♀	13 **8. n. Trin.**
Mont.	26 Anna	♑	befindet sich in der größ-	14 Bonavent.
Dienst.	27 Pantaleon	♑	🌕 10. 32′ N. ten	15 Ap. Theil.
Mittw.	28 Innocenz	♒	östlichen Elonga-	16 Skapul.
Donn.	29 Martha	♒	tion von der Sonne. ♄	17 Alexius
Freit.	30 Abdon	♓	geht bald nach 9 Uhr	18 Arnold
Sonn.	31 Ign. Loj.	♓	☾ in ☊. Abends auf.	19 Arsenius



Mond- und Zeit-Wechsel.

Montag den 5. Julius nach 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Montag den 12. Julius um Mittag der neue Mond.
Dienstag den 20. Julius 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das erste Viertel.
Dienstag den 27. Julius gegen halb 11 Uhr Abends der volle Mond.

Die Juden feiern die Tempel-Eroberung den 1. und die Zerstörung Jerusalems den 22. Julius.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 26 M.	3 Uhr 50 M.	8 Uhr 16 M.	7 St. 34 M.
11	16 11	3 59	8 10	7 49
21	15 51	4 10	8 1	8 9

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds. 9 52		1
10 23		2
10 51		3
11 19		4
11 49		5
Morg.		6
12 21		7
12 56		8
1 37		9
2 24		10
3 17		11
	Abds.	12
	8 17	13
	8 47	14
	9 14	15
	9 37	16
	10 7	17
	10 23	18
	10 47	19
	11 12	20
	11 41	21
	Morg.	22
	12 16	23
	12 55	24
	1 35	25
	2 43	26
Abds.		27
7 51		28
8 25		29
8 54		30
9 24		31

Eng' ist wohl!

Such' das Glück nicht in der Weite,
Nicht im lüsternen Gedränge;
Sieh, das Herz wohnt freudig enge —
Halte dich ihm treu zur Seite.

Die Auferstehung.

Es giebt eine Auferstehung, und man braucht dabei nicht allein auf das Jenseits zu hoffen. Gar viele Menschen führen nämlich ein Leben, das in Sinnlichkeit und Wandelbarkeit immer mehr von seinem eigentlichsten Inhalt und Werth verliert, so daß sie ihr besseres Selbst tödten. Denen darf man — wenn es seyn könnte, mit dem Posaunen-Ton, den wir uns beim Weltgericht denken — zurufen: „Erhebt Euch vom geistigen Tode und erwachet zu wahrhaftem Leben!"

Zum Merkbuch.

Ein Kopf ohne Gedächtniß gleicht einer Festung ohne Besatzung.

Willst du dir mit Hoffen helfen, mußt du zuvor Warten gelernt haben.

Zwei Eigenschaften schützen im Leben vor allem Uebel: Haushalten und Aushalten.

Zu den Monats-Bildchen: Juli.

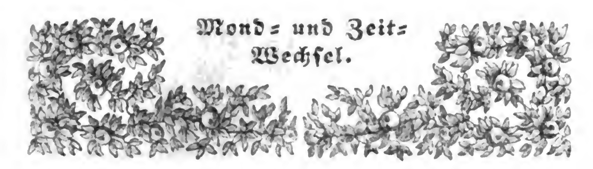
Die Stätte ist endlich gefunden: Herd und Haus werden sich erheben; — und welches ist das glücklichste Haus? Diese Frage beantworteten die Weisen Griechenlands; hören wir drei ihrer Aussprüche. Solon: Das beste Haus ist dasjenige, in welchem das Geld ohne Unrecht erworben, ohne Mißtrauen bewahrt und ohne Reue ausgegeben wird. Bias: In welchem die Bewohner sich eben so verhalten wie außerhalb des Gesetzes wegen. Pittakos: Mir ist's beste Haus das, in welchem weder was Ueberflüssiges sich findet, noch was Nothwendiges vermißt wird. — Unter diesen Sprüchen braucht man nicht zu wählen, denn sie sind alle drei gut, so gut wie der: „Es steht dies Haus in Gottes Hand, wohnt Vorsicht drinnen und Verstand."

August 1847.



Alter. Julius.

			32. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.	
Sonntag	1 9. n. **Trin.**	♈	Petr. Kett. ♃ ist noch	20 9. n. **Trin.**
Mont.	2 **Portiunc.**	♈	unsichtbar. ♂ geht bald	21 Daniel
Dienst.	3 Steph. Erf.	♉	🌗 2. 23′ N. nach zehn	22 M. Magd.
Mittw.	4 Dominicus	♉	Uhr Abends auf und	23 Apollinar
Donn.	5 Mar. Schn.	♊	zeigt sich den übrigen	24 Christine
Freit.	6 Verkl. Chr.	♊	Theil der Nacht am Mor-	25 Jakob
Sonn.	7 Gottschalk	♋	genhimmel. ♄ geht ein	26 Anna
			33. Von der Zerstörung Jerusalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.	
Sonntag	8 10. n. **Trin.**	♋	Cyriakus. Unt. ☌ ☿ ☉.	27 10. n. **Trin.**
Mont.	9 Romanus	♋	♀ in ♎. Viertel auf 9	28 Innocenz
Dienst.	10 Laurenz	♌	Uhr Abends auf und zeigt	29 Martha
Mittw.	11 Hermann	♌	🌕 12. 52′ N. sich fast	30 Abdon
Donn.	12 Clara	♍	die ganze Nacht.	31 Ign. Loj.
Freit.	13 Hippolytus	♍	♀ ist fast eine Stunde	1 **Aug.** P. K.
Sonn.	14 Euseb. †	♍	☾ in ☋. als Abendstern in	2 **Portiunc.**
			34. Vom Pharisäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.	
Sonntag	15 11. n. **Trin.**	♎	**Mar. Himm.** ☾ in Erdf.	3 11. n. **Trin.**
Mont.	16 Rochus	♎	ihrem grössten Glanze	4 Dominicus
Dienst.	17 Sibylla	♏	sichtbar. ☿ und ♅ sind	5 Mar. Schn.
Mittw.	18 Helena	♏	unsichtbar. ♂ zeigt sich	6 Verkl. Chr.
Donn.	19 Sebald	♏	🌓 5. 25′ V. als ein	7 Gottschalk
Freit.	20 Bernhard	♐	heller Stern die	8 Cyriakus
Sonn.	21 Athanasius	♐	ganze Nacht. ♀ steht	9 Romanus
			35. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.	
Sonntag	22 12. n. **Trin.**	♑	Timotheus. tief in der Ab-	10 12. n. **Trin.**
Mont.	23 Zacharias	♑	Dämmerung. ♄ kommt	11 Hermann
Dienst.	24 Barthol.	♒	☉ in ♍. Ende der Hunds-	12 Clara
Mittw.	25 Ludwig	♒	tage. bald nach Mitter-	13 Hippolyt.
Donn.	26 Samuel	♓	🌑 6. 33′ V. ☾ in ♌ und	14 Eusebius
Freit.	27 Joseph C.	♓	in Erdn. nacht in	15 **M. Himm.**
Sonn.	28 Augustin	♈	Süden.	16 Rochus
			36. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.	
Sonntag	29 13. n. **Trin.**	♈	Joh. Enth.	17 13. n. **Trin.**
Mont.	30 Rosa	♉		18 Helena
Dienst.	31 Paulin	♉		19 Sebald



Mond- und Zeit-Wechsel.

Dienstag den 3. August gegen halb 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Mittwoch den 11. August gegen 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Donnerstag den 19. August gegen halb 6 Uhr Vormittags das erste Viertel.
Donnerstag den 26. August nach halb 7 Uhr Morgens der volle Mond.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 21 M.	4 Uhr 25 M.	7 Uhr 46 M.	8 St. 39 M.
11	14 47	4 40	7 27	9 13
21	14 14	4 55	7 9	9 46

☾Afg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
Abds.				
9	54			1
10	24	Bei Tage.		2
10	58			3
11	27			4
Morg.				5
12	22			6
1	12			7
2	8			8
3	7			9
4	9			10
		Abds.		11
		7	42	12
		8	5	13
		8	28	14
Bei Tage.		8	51	15
		9	16	16
		9	43	17
		10	14	18
		10	51	19
		11	35	20
		Morg.		21
		12	27	22
		1	27	23
		2	35	24
		3	51	25
Abds.				26
7	25	Bei Tage.		27
7	55			28
8	26			29
9	0			30
9	38			31

Rath.

Die Narren verjage,
Die Schmeichler nicht frage,
Die Hinterlist schlage; —
Das macht gute Tage!

Waldmoos zu benutzen.

Besen von Waldmoos sind, ungeachtet mannigfaltiger Vortheile, dennoch nicht allgemein im Gebrauch und mancher Hausfrau völlig unbekannt. Diese Moos-Besen kehren die Zimmer sehr rein aus, ersparen die Auslagen für theure Haarbesen und sind sehr dauerhaft. Um sie zu bereiten, braucht man nur langes Waldmoos in Büschel zu binden und dasselbe, statt der Haare, an das Besen-Brett zu befestigen.

Es ist doch ein Grund!

Bei einem ABC-Buch, das in seinen mit Reimen begleiteten Abbildungen zu jedem Buchstaben ein Thier giebt, setzte den ehrlichen Schulmeister, der es herausgab, das X in Verlegenheit. Da half er sich mit dem König Xerxes und folgendem Reim:

„Mit X schreibt sich kein einzig Thier,
Drum stehet König Xerxes hier.“

Zu den Monats-Bildchen: August.

Und das Haus ist besorgt, vom Altar führt der junge Mann die junge Frau ein. Dem Weibe ist Liebe die ganze Geschichte ihres Daseyns, von der Elternliebe zu der Gatten- und Mutterliebe zieht sich ihr Lebensweg. Auch dem Manne darf Liebe nicht nur eine Einschaltung seyn, nicht ein irdisches Gewinnsuchen; in dem, was die Geliebte durch sich selber mitbringt, hat er das Werthvollste ihres Eingebrachten zu suchen. Und ob auch das Weib vernommen: der Mann soll dein Herr seyn, er muß Gebührendes im Hause ihr überlassen: „wo zu gebieten, stehe der Mann, wo zu behüten, das Weib voran!“

September 1847. Alter. August.



Mittw.	1 Aegidius	♊	☾ 9. 38′ N. ☍ ♄ ☉. ♄	20 Bernhard
Donn.	2 Raphael	♊	steht der Sonne ge-	21 Athanasius
Freit.	3 Mansuetus	♊	genüber um Mitternacht	22 Timotheus
Sonn.	4 Rosalia	♋	in Süden und ist die ganze	23 Zacharias

37. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonntag	5 **14. n. Trin.**	♋	Herkulian. Nacht sicht-	24 **14. n. Trin.**
Mont.	6 Magnus	♌	bar. ♃ zeigt sich in den	25 Ludwig
Dienst.	7 Regina	♌	Strahlen der Morgen-	26 Samuel
Mittw.	8 **Mar. Geb.**	♍	sonne. ♀ steht in die-	27 Joseph C.
Donn.	9 Audomar	♍	● 4. 11′ N. sem Mo-	28 Augustin
Freit.	10 Nicol. v. T.	♍	☾ in ☋. nat bei	29 J. Enth.
Sonn.	11 Protus	♎	☾ in Erdf. der Sonne.	30 Rosa

38. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonntag	12 **15. n. Trin.**	♎	Winand. ♂ steht als ein	31 **15. n. Trin.**
Mont.	13 Maternus	♏	ansehnlicher Stern bald	1 **Sept.** Aeg.
Dienst.	14 † Erhöh.	♏	nach 3 Uhr Morgens	2 Raphael
Mittw.	15 **Quat.** †	♏	Ludmilla. in Süden	3 Mansuetus
Donn.	16 Cornelius	♐	und ist die ganze Nacht	4 Rosalia
Freit.	17 Lambert. †	♐	☽ 7. 44′ N. über dem	5 Herkulian
Sonn.	18 Richard †	♑	Horizont. ♃ geht	6 Magnus

39. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonntag	19 **16. n. Trin.**	♑	Nicleta. gegen 11 Uhr	7 **16. n. Trin.**
Mont.	20 Eustachius	♑	Ob. ☌ ☿ ☉. Abends auf	8 **Mar. Geb.**
Dienst.	21 Matth. Ev.	♒	und zeigt sich den übri-	9 Audomar
Mittw.	22 Moriz	♒	gen Theil der Nacht am	10 Nicol. v. T.
Donn.	23 Thekla	♓	☾ in ♌. ☉ in ♎. Herbst-	11 Protus
Freit.	24 Joh. Empf.	♓	○ 2. 49′ N. Unf. ☾ Finst.	12 Winand
Sonn.	25 Kleophas	♈	Anf., Tag u. Nacht gl.	13 Maternus

40. Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 5.

Sonntag	26 **17. n. Trin.**	♈	Cyprian. ☾ Erdn. Mor-	14 **17. n. Trin.**
Mont.	27 Cosm. u. D.	♉	genhimmel. ♅, ♀ und ☿	15 Ludmilla
Dienst.	28 Wenzel	♉	sind in diesem Monat	16 Cornelius
Mittw.	29 Michael	♊	nicht sichtbar.	17 **Quat.**
Donn.	30 Hieronym.	♊		18 Richard



Mond- und Zeit-Wechsel.

Mittwoch den 1. September gegen 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das **letzte Viertel**.
Donnerstag den 9. September gegen 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags der **neue Mond**.
Freitag den 17. September gegen 8 Uhr Abends das **erste Viertel**.
Freitag den 24. September gegen 3 Uhr Nachmittags der **volle Mond** nebst **einer unsichtbaren Mondfinsterniß**.

Die Juden feiern das **Neujahrsfest** ihres 5608ten Jahrs den 11. und 12. September, ihr **Versöhnungsfest** den 20. September und die ersten Tage ihres **Laubhüttenfestes** den 25. und 26. September.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 33 M.	5 Uhr 13 M.	6 Uhr 46 M.	10 St. 27 M.
11	12 55	5 29	6 23	11 5
21	12 17	5 44	6 1	11 43

☾ Afg. U. M.	☾ Unta. U. M.	T.
Abds.		
10 23	Bei Tage.	1
11 10		2
Morg.		3
12 4		4
1 1		5
2 2		6
3 4		7
4 7		8
	Abds.	9
	6 33	10
	6 55	11
	7 17	12
Bei Tage.	7 41	13
	8 8	14
	8 34	15
	9 11	16
	10 5	17
	11 0	18
	Morg.	19
	12 6	20
	1 18	21
	2 36	22
	3 57	23
Abds.		24
6 23		25
6 57	Bei Tage.	26
7 34		27
8 17		28
9 5		29
9 58		30

So spricht meist jedes Ich!

Wie zeigt der Mensch parteiisch sich —
Der Mensch will gar nicht denken wie Ich!

Recept.

In neuerer Zeit haben wir wieder von Menschen gehört, die angeblich vom Teufel besessen sind; denn da viele alte Dummheiten wieder aufgefrischt werden, darf auch diese nicht fehlen. Ein vernünftiger Geistlicher in Schwaben, der zur Heilung eines Besessenen herbeigerufen wurde, hat bei dieser Gelegenheit ein Recept geschrieben, das uns sehr empfehlenswerth scheint. Hier ist es:

„Wer als besessen sich erklärt,
Dem gieb 'ne tücht'ge Watsche;
Hilft's nicht, greif' zur Karbatsche:
Dies Mittel, wenn man gut verfährt,
Hat stets sich als probat bewährt!"

Inschrift einer Mühle.

Will Blitz und Krieg verschonen,
Das Feld, den Fleiß belohnen,
Dann wird bei Windes Wehen
Die Mühle steh'n und gehen.

Zu den Monats-Bildchen: September.

Jedem tüchtigen Streben folgt die Erndte, „und alle Freuden des Segens sind zu theilen mit Weib, Kind und Gesind." Im gleichmäßigen, ausdauernden Streben wächst die Erndte in Feld und Gewerbe von Jahr zu Jahr, die Kräfte der Kinder wachsen mit. Die Gatten aber altern und werden, haben sie gut gesäet in der Erziehung, an den erwachsenen Kindern Kräfte erndten, welche die ihrigen, wenn sie nun mit dem Alter sich mindern, ersetzen. Bald wird es dann heißen: „Die Alten zum Rath, die Jungen zur That!" — und so erndten Alt und Jung auf rechtem Felde.



Freit.	1 Remigius	♋	🌗 8. 0′ V. ♄ geht um	19 Nicleta
Sonn.	2 Leodegar	♋	10 Uhr Abends durch	20 Eustachius
	41. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.			
Sonntag	3 18. **Erntef.**	♌	Ewald. den **Meridian.**	21 18. n. Trin.
Mont.	4 Franz	♌	Unt. ☌♀☉. ♃ geht ge-	22 Moriz
Dienst.	5 Placidus	♌	gen halb 11 Uhr Abends	23 Thekla
Mittw.	6 Bruno	♍	auf. ♀ erscheint als Mor-	24 Joh. Empf.
Donn.	7 Sergius	♍	☾ in ☋. genstern. ⛢ steht	25 Kleophas
Freit.	8 Brigitta	♎	🌑 ☾ in Erdf. der Son-	26 Cyprian
Sonn.	9 Dionysius	♎	9. 7′ V. Sichtb. ☉ F.	27 Cosm. u. D.
	42. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.			
Sonntag	10 19. n. Trin.	♎	Gereon. ☍⛢☉. ne gegen-	28 19. n. Trin.
Mont.	11 Winmar.	♏	über und zeigt sich die	29 Michael
Dienst.	12 Maximil.	♏	ganze Nacht. ♂ steht	30 Hieronym.
Mittw.	13 Tilmann	♐	um halb 2 Uhr Mor-	1 **Okt.** Rem.
Donn.	14 Kallixtus	♐	gens in Süden und ist	2 Leodegar
Freit.	15 **Kön. G. T.**	♐	Therese. die ganze Nacht	3 Ewald
Sonn.	16 Gallus	♑	sichtbar. ♃ geht gegen	4 Franz
	43. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.			
Sonntag	17 20. n. Trin.	♑	🌓 7. 54′ V. Florentin.	5 20. n. Trin.
Mont.	18 Luc. Ev.	♒	**Schl. bei Leipzig 1813.**	6 Bruno
Dienst.	19 Ferdinand	♒	10 Uhr Abends auf. ♄	7 Sergius
Mittw.	20 Wendelin	♓	geht bald nach 1 Uhr	8 Brigitta
Donn.	21 Ursula	♓	☾ in ☊. Morgens unter.	9 Dionysius
Freit.	22 Cordula	♈	☾ in Erdn. ♀ zeigt sich,	10 Gereon
Sonn.	23 Severinus	♈	☉ in ♏. um 4 Uhr Mor-	11 Wimmar.
	44. Von des Königschen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.			
Sonntag	24 21. n. Trin.	♉	🌕 12. 0′ V. Evergist.	12 21. n. Trin.
Mont.	25 Raphael	♉	gens aufgehend, in	13 Tilmann
Dienst.	26 Amandus	♊	ihrem grösten Glanz. ♃	14 Kallixtus
Mittw.	27 Sabina	♊	ist die ganze Nacht über	15 Therese
Donn.	28 Sim. J.	♋	dem Horizont.	16 Gallus
Freit.	29 Narcissus	♋		17 Florentin
Sonn.	30 Theonest	♌	🌗 12. 0′ V.	18 Luc. Ev.
	45. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.			
Sonntag	31 22. n. Trin.	♌	Wolfgang. ☍♂☉.	19 22. n. Trin.



Mond- und Zeit-Wechsel.

Freitag den 1. Oktober um 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Sonnabend den 9. Oktober nach 9 Uhr Vormittags der neue Mond nebst einer sichtbaren Sonnenfinsterniß.
Sonntag den 17. Oktober gegen 8 Uhr Vormittags das erste Viertel.
Sonntag den 24. Oktober um Mitternacht der volle Mond.
Sonnabend den 30. Oktober um Mitternacht das letzte Viertel.

Die Juden feiern das Ende ihres Laubhüttenfestes den 2. und die Gesetzfreude den 3. Oktober.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 36 M.	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 39 M.	12 St. 24 M.
11	10 59	6 18	5 17	13 1
21	10 21	6 35	4 56	13 39

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds. 10	56	Bei Tage.		1
11	56			2
Morg.				3
12	57			4
2	0			5
3	3			6
4	4			7
5	6			8
		Abds.		9
Bei Tage.		5	46	10
		6	12	11
		6	43	12
		7	18	13
		8	1	14
		8	52	15
		9	47	16
		10	57	17
		Morg.		18
		12	11	19
		1	29	20
		2	5	21
		4	11	22
		5	33	23
Abds.				24
6	6	Bei Tage.		25
6	53			26
7	46			27
8	44			28
9	45			29
10	48			30
11	52			31

Rath an die Dichter.

Dichter, wenn die Musen winken,
Stimmet nur kein Trinklied an;
Denn schon giebt's für Jedermann
Mehr zu singen als zu trinken!

Kitt für Steingut und Porzellan.

Einen vorzüglichen Kitt hierzu erhält man durch Zusammenschmelzen von 3 Theilen Schwefel, 2 Theilen weißem Harz, ½ Theil Schellack, 1 Theil Gummi Elami und 1 Theil Mastix mit 3 Theilen geschlemmtem Ziegelmehl. Dieser Kitt wird auf die vorher erwärmten Flächen ausgebreitet.

Zum Merkbuch.

Moral ist die vernünftige Anweisung zu weisem Genuß der Gegenwart.

Glaubt Einer, das Schicksal hab' ihn zum Stehlen bestimmt, muß er auch glauben, es hab' ihn zum Hängen bestimmt.

Es giebt gar manche Lehre, die den Verstand nicht aufhellt, wohl aber aufhält.

An Gottes Einwirkung glauben und dabei den Geist in Banden halten — das ist die ärgste Gotteslästerung; denn es heißt Gott in Wort und Schein anerkennen und in der That ihn verleugnen.

Zu den Monats-Bildchen: Oktober.

Jetzt umgeben den Alten Kind und Enkel; er sucht die Wärme und bedarf ihrer auch aus den Herzen der Seinen, die mit Aufmerksamkeit auf ihn horen, wenn er von der Vergangenheit spricht und von seinen Erfahrungen: denn nun lebt er schon mehr in der Erinnerung als in der Hoffnung, und seine Wünsche, die in einem echten Gemüth stets mächtiger Andern geweiht sind als sich selber, denken Seiner endlich fast gar nicht mehr. Es ist irrig, daß der dem Leben abgestorben, der keine Wünsche mehr hat; macht er die Wünsche der Andern nur recht behaglich zu den seinen, ist er glücklicher als je zuvor.

November 1847. — Alter. Oktober.



Mont.	1 **All. Heil.**	♌	♂ steht der Sonne ge-	20 Wendelin
Dienst.	2 All. Seel.	♍	genüber um Mitternacht	21 Ursula
Mittw.	3 Hubert	♍	in Süden und ist die	22 Cordula
Donn.	4 Karl Bor.	♎	☾ in Erdf. ☾ in ☋. ganze	23 Severinus
Freit.	5 Zacharias	♎	Nacht sichtbar. ☿ ist in	24 Evergist
Sonn.	6 Leonhard	♎	der grössten östlichen Elon-	25 Raphael
46. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.				
Sonntag	7 **23. n. Trin.**	♏	Engelbert. gation. ♀ zeigt	26 **23. n. Trin.**
Mont.	8 Gottfried	♏	● 3. 34′ V. sich über	27 Sabina
Dienst.	9 Theodor	♐	3 Stunden vor Auf-	28 Sim. Jud.
Mittw.	10 Mart. P.	♐	gang der Sonne. ♃ geht	29 Narcissus
Donn.	11 Mart. B.	♐	gegen 8 Uhr Abends auf	30 Theonest
Freit.	12 Kunibert	♑	und steht um 4 Uhr Mor-	31 Wolfgang
Sonn.	13 Stanisl.	♑	gens in Süden. ♄ geht	1 **Nov. A. H.**
47. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.				
Sonntag	14 **24. n. Trin.**	♒	Levin. um Mitternacht	2 **24. n. Trin.**
Mont.	15 Leopold	♒	☽ 6. 38′ N. unter. ☿ ist	3 Hubert
Dienst.	16 Edmund	♓	in diesem Monat	4 Karl Bor.
Mittw.	17 Gertrud	♓	nicht sichtbar. ♂ steht um	5 Zacharias
Donn.	18 Maximus	♈	☾ in ☋. 10 Uhr Abends	6 Leonhard
Freit.	19 Elisabeth	♈	in Süden. ♄ steht um	7 Engelbert
Sonn.	20 Simplic.	♉	☾ in Erdn. halb 7 Uhr	8 Gottfried
48. Vom Gräuel der Verwüstung, Matth. 24. Ep. 1. Thess. 4.				
Sonntag	21 **25. n. Trin.**	♉	Feier zum Gedächtniss	9 **25. n. Trin.**
Mont.	22 Cäcilia	♊	○ 10. 28′ V. der Ge-	10 Mart. P.
Dienst.	23 Clemens	♊	storbenen. Abends	11 Martin B.
Mittw.	24 Joh. v. Kr.	♊	im Meridian und zeigt	12 Kunibert
Donn.	25 Katharina	♋	sich tiefer in der Nacht	13 Stanisl.
Freit.	26 Konrad	♋	Unt. ☌ ☿ ☉. am Abend-	14 Levin
Sonn.	27 Bithildis	♌	himmel. ♀ ist fast 4 Stun-	15 Leopold
49. Von Christi Einzug in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.				
Sonntag	28 **1. Advent**	♌	Günther. den Morgen-	16 **26. n. Trin.**
Mont.	29 Saturnin	♍	☾ 4. 46′ N. stern.	17 Gertrud
Dienst.	30 Andr. Ap.	♍		18 Maximus



Mond- und Zeit-Wechsel.

Montag den 8. November gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens der neue Mond.
Montag den 15. November gegen 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das erste Viertel.
Montag den 22. November gegen halb 11 Uhr Vormittags der volle Mond.
Montag den 29. November 3 Viertel auf 5 Uhr Abends das letzte Viertel.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 41 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 34 M.	14 St. 19 M.
11	9 8	7 10	4 18	14 52
21	8 39	7 26	4 5	15 21

☾Afg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
Morg.				1
12	54			2
1	56	Bei Tage.		3
2	59			4
4	0			5
5	3			6
6	10			7
		Abds.		8
		5	28	9
		6	11	10
		6	56	11
Bei Tage.		7	55	12
		8	57	13
		10	5	14
		11	16	15
		Morg.		16
		12	29	17
		1	47	18
		3	4	19
		4	24	20
		5	51	21
Abds.				22
5	29			23
6	26	Bei Tage.		24
6	28			25
8	32			26
9	36			27
10	42			28
11	45			29
Morg.				30

Des Mannes Bild.

Nicht knechtisch betteln soll der Mann,
Doch Bitt' um Rechtes wird er Jedem gönnen;
Nie Recht vergeben darf der Mann,
Doch muß im Kampf dafür er dulden können.
Kein eitler Fant soll seyn der Mann,
Gilt's bösen Preis, muß er auf's All verzichten;
Nicht tollkühn waget sich der Mann,
Doch kann kein Schicksal ihm den Muth vernichten.
Ein Fels im Meere steht der Mann,
Und wie's auch wogt, von Stürmen unerschüttert —
Denn wie's auch wogt, es hat der Mann
Die Brust voll Kraft, und nur der Sclave zittert!

Papier von Oelflecken zu befreien.

Man bestreut das beölte Blatt einen guten Messerrücken stark mit geschabtem weißem Bolus, bringt das Papier dann zwischen zwei Brettern in eine Presse, läßt es unter mäßigem Drucke 24 Stunden liegen und reinigt es dann vom Bolus mit einer feinen Bürste.

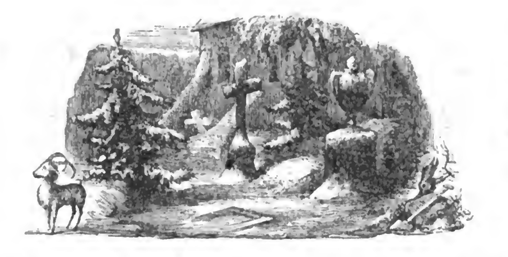
Der Geklatsch-Liebhaber an den Zuträger.

Gern hör' ich, Freund, Dich gegen And're sprechen,
Doch meinst Du mich, könnt' ich den Hals Dir brechen!

Zu den Monats-Bildchen: November.

Und er weiß, daß ein Scheiden von dieser Erde naht; aber nicht in finstern Betrachtungen, nicht in marternden Vorstellungen und grämelnder Frömmelei sieht er ihm entgegen. Er kennt keine rächende, nur eine liebende Gottheit, beglaubigt in der Natur; er ist davon durchdrungen, daß nur in Erleuchtendem Glück und Frieden, nur in erhöhtem Licht Seligkeit heimisch ist. Er murrt nicht über das Loos der Menschheit, ist dankbar für alles Gute, was ihm die Erde gab, und wie es mit der künftigen Fortdauer sey, er geht ihr demüthigen Muthes entgegen und würde nicht begehrend dem Allwaltenden nahen: denn Zufriedenheit hat ihm ja auf Erden schon Alles ausgeglichen.

Dezember 1847.



Alter. November.

Mittw.	1 Eligius	♍	☾ in ♌. ☿ kommt in der	19 Elisabeth
Donn.	2 Balbina	♎	☾ in Erdf. **Morgendäm-**	20 Simplic.
Freit.	3 Franz Xav.	♎	**merung zum Vorschein**	21 **M.** Opf.
Sonn.	4 Barbara	♏	**und ist einige Tage spä-**	22 Cäcilia
50. Von den Zeichen des jüngsten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.				
Sonntag	5 2. **Advent**	♏	Crispina. **ter in seiner gröss-**	23 27. n. **Trin.**
Mont.	6 Nicolaus	♏	**ten westlichen Elongation.**	24 Joh. v. Kr.
Dienst.	7 Ambrosius	♐	🌑 8. 54′ N. ♂ **geht**	25 Katharina
Mittw.	8 **Mar. Empf.**	♐	**um 9 Uhr Abends**	26 Konrad
Donn.	9 Leocadia	♑	**durch den Meridian.** ♄	27 Bithildis
Freit.	10 Judith	♑	**steht während der Abend-**	28 Günther
Sonn.	11 Damasus	♒	**dämmerung in Süden.** ☿	29 Saturnin
51. Von Johannis Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.				
Sonntag	12 3. **Advent**	♒	Epimachus. **ist beinahe**	30 1. **Advent**
Mont.	13 Lucia	♒	**eine Stunde in der Mor-**	1 **Dez.** Elig.
Dienst.	14 Nikasius	♓	**gendämmerung sichtbar.**	2 Balbina
Mittw.	15 **Quat.** †	♓	🌓 3. 50′ V. Eusebius.	3 Franz Xav.
Donn.	16 Adelheid	♈	☾ in ♌. ♀ **ist in der**	4 Barbara
Freit.	17 Lazarus †	♈	**grössten westlichen Elon-**	5 Crispina
Sonn.	18 Wunib. †	♉	☾ Erdn. **gation und zeigt**	6 Nicolaus
52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.				
Sonntag	19 4. **Advent**	♉	Nemesis. **sich fast 4 Stun-**	7 2. **Advent**
Mont.	20 Julius	♊	**den als Morgenstern.** ☿	8 **M. Empf.**
Dienst.	21 Th. Ap.	♊	🌕 11. 32′ **V.** ☉ in ♑.	9 Leocadia
Mittw.	22 Greg. Sp.	♋	Winters Anf., Kürz-	10 Judith
Donn.	23 Dagobert	♋	ster Tag. **wird in den**	11 Damasus
Freit.	24 Adam, E. †	♌	**Strahlen der Morgen-**	12 Epimachus
Sonn.	25 **H. Christt.**	♌	Unt. ♂☿☉. **sonne un-**	13 Lucia
1. Von Simeon und Hanna, Luc. 2 Ep. Gal. 4.				
Sonntag	26 n. **Christt.**	♌	**Stephan. sichtbar.** ♂ **geht**	14 3. **Advent**
Mont.	27 **Joh. Ev.***	♍	**während der Abenddäm-**	15 Eusebius
Dienst.	28 Unsch. K.	♍	**merung durch den Mit-**	16 Adelheid
Mittw.	29 Thom. E.	♎	🌗 2. 12′ **N. tagskreis.**	17 **Quat.**
Donn.	30 David	♎		18 Wunibald
Freit.	31 Sylvester	♎	☉ in Erdn.	19 Nemesis

Mond- und Zeit-Wechsel.



Dienstag den 7. Dezember gegen 9 Uhr Abends der neue Mond.
Mittwoch den 15. Dezember gegen 4 Uhr Morgens das erste Viertel.
Dienstag den 21. Dezember nach halb 12 Uhr Abends der volle Mond.
Mittwoch den 29. Dezember gegen 1 Viertel auf 3 Uhr Abends das letzte Viertel.

Kirchweihe der Juden am 3. und die Belagerung Jerusalems den 17. Dezember.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 16 M.	7 Uhr 41 M.	3 Uhr 57 M.	15 St. 44 M.
11	7 57	7 54	3 52	16 3
21	7 51	8 3	3 54	16 9

T.	☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.
	Morg.	
1	12 47	Bei Tage.
2	1 49	
3	2 51	
4	3 54	
5	4 56	
6	5 57	
7		Abds.
8		4 54
9		5 48
10		6 49
11	Bei Tage.	7 56
12		9 6
13		10 19
14		11 34
15		Morg.
16		12 47
17		2 4
18		3 21
19		4 37
20		5 49
21	Abds.	
22	5 7	
23	6 10	Bei Tage.
24	7 17	
25	8 23	
26	9 29	
27	10 31	
28	11 36	
29	Morg.	
30	12 37	
31	1 40	

Kurze Gesundheits-Lehre.

Zu heit'rem Sinn geneigt, nicht übervoll den Magen,
So hast du vorgebeugt und wirst was kommt ertragen.

Auch verändert anzunehmen!

Von dem Liede: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte, ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?“ — sang eine einfältige, aber arbeitsame Frau diese Zeilen, aus Mangel an gutem Gedächtniß, in folgender Weise:

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, der sich nicht rührt?“

Wir möchten diese Aenderung allen Trägen und Faulpelzen empfehlen!

Die innere Stimme und der Dulder.

„Warum kannst Gunst du nicht erlangen?“
Weil ich die Gunst nicht mag.
„Warum hat gar dich Haß umfangen?“
Ich nenne Nacht nicht Tag.
„Warum bleibst du so arm bei Plagen?“
Ich fröhne nicht dem Schein.
„Warum geh'st aus du auf Entsagen?“
Es hält die Seele rein.
„So wandle fort durch's Räthselhafte
Und bau' auf Gott allein;
Der diesem Leben Räthsel schaffte,
Wird selbst die Lösung seyn!“

Zu den Monats-Bildchen: Dezember.

Abgeschieden ist nun der Mensch aus dem uns sichtbaren Leben und seine Decke ward die Erde, auf der er einst sich mühte und in gelungenen Bemühungen seine gewichtigsten Freuden fand. Der Tod thut Keinem Unrecht, denn er behandelt Alle gleich und führt Alle in die Gleichheit. Arm ist, wer den Tod wünschet, ärmer noch, wer ihn fürchtet; wir sollen das Leben werth halten und mit jedem Tage danach trachten, daß, wenn uns der Tod die Pflichten des Lebens abnimmt, unter dem Strich, den er auf unsrer Lebens-Rechnung zieht, ein reicher Betrag unsrer Thätigkeit zu finden ist. Der Mensch ist bald vergessen, der Mensch vergißt so leicht! — wer aber Thaten und Gaben zurückläßt, läßt auch Erinnerung und Dankbarkeit zurück!

Zeitrechnung des Jahres 1847.

Das gegenwärtige 1847ste Jahr der christlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Christi gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar des neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1846 ist. Das Osterfest fällt im neuen Kalender auf den 4. April und im alten auf denselben Tag, nämlich auf seinen 23. März, so daß die vom Osterfeste abhangenden beweglichen Feste in diesem Jahr nach beiden Kalendern an gleichen Tagen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt seinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 5 Uhr 49 Minuten Morgens. Der Sommer am 22. Juni um 2 Uhr 31 Minuten Morgens. Der Herbst am 23. September um 4 Uhr 38 Minuten Abends. Der Winter am 22. Dezember um 10 Uhr 21 Minuten Morgens.

Von den Finsternissen.

Wir haben in diesem Jahr vier Finsternisse, zwei an der Sonne und zwei am Monde, wovon nur die eine Sonnen- und die eine Mondfinsterniß sichtbar seyn werden.

Die erste Mondfinsterniß ist eine partiale, welche in ganz Europa und Afrika, im größten Theil von Asien und im westlichen von Neuholland, so wie in dem östlichen von Südamerika sichtbar seyn wird. Ihr Anfang erfolgt zu Köln den 30. März um 8 Uhr 47 Minuten mittlerer Zeit, ihr Mittel, wo sich 3 und ein halber Zoll am nördlichen Rande verfinstert zeigen werden, um 9 Uhr 50 Minuten und ihr Ende um 10 Uhr 54 Minuten.

Die erste Sonnenfinsterniß findet am 15. April in den Morgenstunden statt und wird nur in dem südlichen Theil von Afrika und in Neuholland sichtbar seyn, und in einer durch diese Gegenden gehenden Zone total erscheinen.

Die zweite ebenfalls partiale Mondfinsterniß tritt am 24. September in den Nachmittagsstunden ein. Sie wird in Asien und Neuholland ihrem ganzen Verlaufe und im östlichen Europa und Afrika nur ihrem Ende nach sichtbar seyn.

Die zweite für unsere Gegenden sehr bedeutende und in einer südlich vorbeistreichenden Zone ringförmige Sonnenfinsterniß wird sich am 10. Oktober in den Vormittagsstunden ereignen und in ganz Europa, der nördlichen Hälfte von Afrika und dem größten Theil von Asien sichtbar seyn. Im astronomischen Jahrbuch von Encke ist ihr Anfang für Bonn um 6 Uhr 55 Minuten wahrer Sonnenzeit, ihr Ende um 9 Uhr 37 Minuten und ihre Größe zu 11 Zoll am südlichen Sonnenrande berechnet. Diese Zahlen gelten auch für das nahe gelegene Köln. Es bleibt also an diesen beiden Orten nur eine schmale Sichel am nördlichen Sonnenrande unverfinstert übrig.

Lauf und Erscheinung der Planeten im Jahr 1847.

Uranus.

Dieser von Herschel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt sich in den beiden ersten Monaten des Jahrs nach Sonnen-Untergang am Abendhimmel. Am 4. April kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er mehrere Monate verborgen bleibt. Am Ende des Junius erscheint er um Mitternacht am Osthimmel, wo er jedoch als ein Stern fünfter bis sechster Größe nur mit bewaffneten Augen zu erkennen seyn wird. Erst nach Aufhören der nächtlichen Dämmerung um die Mitte des Septembers ist er am Morgenhimmel leichter zu erkennen. Am 10. Oktober steht er im 11ten Grade des Widders am Bande der Fische in einer ziemlich sternleeren Gegend der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden, und ist dann mit unbewaffneten, aber scharfen Augen leicht wahrzunehmen. Am Schlusse des Jahres, wo er wieder rechtläufig geworden ist, geht er um 1 Uhr Morgens unter.

Saturn.

Saturn ist zu Anfange des Jahres in der Abenddämmerung sichtbar. Den 20. Februar kommt er in Conjunction mit der Sonne, in deren Strahlen er bis gegen Ende Aprils verborgen bleibt. Er erscheint dann in der Morgendämmerung und geht immer früher in der Nacht auf. Den 2. September steht er im 10ten Grade des Widders unter den Sternen der Fische um Mitternacht in Süden und ist die ganze Nacht über dem Horizont. Weiterhin culminirt er in den Abendstunden, als den 1. Oktober um 10, den 1. November um 8 Uhr und am Ende des Jahrs beim Anbruche der Nacht.

Jupiter.

Jupiter geht zu Anfange des Jahres gegen 10 Uhr Abends durch den Meridian, und gegen 6 Uhr Morgens unter. Er sinkt dann allmälig immer früher in der Nacht unter den Horizont, als den 12. Februar gegen 3 Uhr Morgens, den 17. März um 1 Uhr, den 6. April um Mitternacht, den 15. Mai um 10 Uhr Abends. Im Anfange des Junius wird er in der Abenddämmerung unsichtbar und kommt dann am 20. dieses Monats zur Sonne, in deren Strahlen er einen Monat unsichtbar bleibt. Erst im September wird er in der Morgendämmerung wieder sichtbar. Vom November an ist er die ganze Nacht über dem Horizont und culminirt dann sichtbar, als den 25sten dieses Monats um 3 Uhr, den 25. Dezember gegen 1 Uhr Morgens.

Ceres, Pallas, Juno, Vesta, Asträa.

Diese fünf Planeten, die man unter dem gemeinschaftlichen Namen Asteroiden zusammen begreift, füllen eine längst bemerkte Lücke in unserem Sonnensystem zwischen dem Jupiter und dem Mars aus. Sie sind erst in diesem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am ersten Tage desselben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 vom Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Doktor Harding in Lilienthal bei Bremen; Vesta am 28. März 1807 wieder von Herrn Doktor Olbers; Asträa am 8. Dezember 1845 von Herrn Hencke in Driesen. Sie sind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars ist in den drei ersten Monaten des Jahrs, während er die Zeichen Schütze und Steinbock durchläuft, als ein unscheinlicher Stern vor Sonnen-Aufgang am Morgenhimmel sichtbar. Vom April an nimmt seine Lichtstärke bedeutend zu. Er geht dann immer früher in der Nacht auf, als den 22. April um 3 Uhr Morgens, den 19. Junius um Mitternacht den 29. August um 9 Uhr Abends. Vom September an fängt er an sichtbar zu culminiren. Am 31. Oktober steht er nordöstlich vom Gestirn des Widders der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden und zeigt sich alsdann bis zum Schlusse des Jahrs als ein heller Stern die ganze Nacht.

Venus.

Dieser Planet ist am 16. Dezember des abgewichenen Jahrs zu seiner oberen Conjunction mit der Sonne gelangt und zeigt sich daher in den ersten acht Monaten dieses Jahrs am Abendhimmel. Um die Mitte Januars erscheint er tief in der Dämmerung, worauf er allmälig höher steigt und länger gesehen wird. Am Ende des Mai zeigt er sich am längsten, beinahe 3 Stunden, in der Abenddämmerung. Am 15. Julius erreicht er seine größte östliche Elongation, diesmal von 46 Grad. Am 15. August hat er seinen größten Glanz als Abendstern erreicht, worauf er in der Dämmerung verschwindet. Im September ist er nicht sichtbar. Am 3. Oktober gelangt er zu seiner unteren Conjunction mit der Sonne, und wird dann als Morgenstern sichtbar. Als solcher zeigt er sich am 25. November in seinem größten Glanz. Am 15. Dezember erreicht er seine größte westliche Ausweichung von der Sonne, diesmal von 47 Grad, worauf er sich allmälig seiner oberen Conjunction nähert.

Merkur.

Merkur ist selten und immer nur wenige Tage hintereinander sichtbar; in diesem Jahr drei Mal. Zuerst zeigt er sich im Anfange des Jahrs in der Nähe des Winterpunkts nach halb 7 Uhr Morgens aufgehend, eine kurze Zeit, höchstens etwas über eine halbe Stunde tief in der Dämmerung. Vortheilhafter kommt er vom 7. März bis Ende dieses Monats in der Nähe des Frühlingspunkts im Gestirn der Fische am Westhimmel zum Vorschein, am längsten, nämlich etwa 3 Viertelstunden, am 13. März, wo er bei seiner größten östlichen Ausweichung von der Sonne nordwärts von der Venus stehend um 8 Uhr Abends untergeht. Zum dritten Mal ist er im Dezember am Morgenhimmel aufzusuchen, am günstigsten den 13ten, wo er um 6 Uhr aufgehend über 3 Viertelstunden nordwestlich vom Antares im Skorpion als ein mit weißlichem Lichte leuchtender Stern erscheint.

Genealogie des Königl. Preussischen Hauses und die jetzigen Regenten nebst deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte seinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Posen, Herzog von Sachsen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Elisabeth Ludovike, Schwester des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geschwister des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, Commandeur des Garde-Corps 2c., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luise Auguste Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1] Friedrich Wilhelm Nicolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Seconde-Lieutenant im ersten Garde-Regiment 2c. 2] Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiserin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luise Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General der Infanterie, commandirender General des vierten Armee-Corps 2c., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luise Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1] Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Premier-Lieutenant im ersten Garde-Regim. 2c. 2] Marie Luise Anna, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luise Auguste Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant 2c., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luise Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1] Friederike Luise Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2] Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837. 3] Friederike Wilhelmine Luise Elisabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verstorb. Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie 2c., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luise, Schwester des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Hauptmann. 2] Friedrich Wilhelm George Ernst, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Dessau, Friederike Wilhelmine Luise Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vater-Bruder des Königs: Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie 2c., Wittwer 13. April 1846 von Marie Anne Amalie, Schwester des Landgrafen von Hessen-Homburg. — Kinder: 1] Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Lieutenant, erster General-Inspecteur der Artillerie 2c. 2] Marie Elisabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein. 3] Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, General-Major 2c. 4] Friederike Franziska Auguste Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825, Gemahlin des Kronprinzen von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzessin von Schleswig-Holstein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Dessau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug 1817, verm. 18. April 1818 mit Friederike Wilhelmine Luise Amalie, Prinzessin von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. 23. Aug. 1830, verm. 18. Mai 1819 mit Auguste Friederike Esperance, Prinzessin von Reuß-Schleiz-Köstritz, geb. 3. Aug. 1794.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit Sophie Wilhelmine, Tochter des verstorbenen Königs Gustav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha. 2. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig Wilhelm August, geb. 18. Dez. 1829. 5. Karl Friedrich Gustav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. Maria Amalia, geb. 20. Nov. 1834. 7. Cäcilie Auguste, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Ludwig Karl August, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825, verm. 12. Okt. 1810 mit Therese Charlotte Luise Friederike Amalie, Schwester des Herzogs von Sachsen-

Altenburg, geb. 8. Juli 1792. — Kinder: 1. Maximilian Joseph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811. 2. Die Erbgroßherzogin von Hessen und bei Rhein, geb. 30. Aug. 1813. 3. Der König von Griechenland. 4. Luitpold Karl Joseph Wilhelm Ludwig, geb. 12. März 1821. 5. Die Herzogin von Modena. 6. Hildegarde Luise Charlotte Therese Friederike, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, geb. 10. Juni 1825. 7. Alexandra Amalia, geb. 26. Aug. 1826. 8. Adalbert Wilhelm Georg Ludwig, geb. 19. Juli 1828.

Belgien.

Leopold I Georg Christian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, verm. 9. Aug. 1832 mit Luise Marie Therese Charlotte Isabelle, ältesten Tochter des Königs Ludwig Philipp der Franzosen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. Philipp Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. Marie Charlotte Amalie Auguste Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Brasilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiser, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Therese Christine Marie, Schwester des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. — Sohn: Alphons Pedro Christian Leopold Philipp Eugen Michael Gabriel Raphael Gonzaga, Kronprinz, geb. 23. Febr. 1845.

Braunschweig-Wolfenbüttel.

August Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark.

Christian VIII Friedrich, König, geb. 18. Sept. 1786, reg. 3. Dez. 1839, zum zweitenmal verm. 22. Mai 1815 mit Caroline Amalie, Schwester des Herzogs von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 28. Juni 1796. — Sohn erster Ehe: Friedrich Karl Christian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830, verm. 25. Nov. 1809 mit Marie Amalie, Tante des Königs von Neapel, geb. 26. April 1782. — Kinder: 1. Die Königin der Belgier. 2. Ludwig Karl Philipp, Herzog von Nemours, geb. 25. Okt. 1814. 3. Die Gemahlin des Prinzen Ferdinand Georg von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 3. Juni 1817. 4. Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria, Prinz von Joinville, geb. 14. Okt. 1818. 5. Heinrich Eugen Philipp Ludwig, Herzog von Aumale, geb. 16. Jan. 1822. 6. Anton Maria Philipp Ludwig, Herzog von Montpensier, geb. 31. Juli 1824. — Des verstorbenen Herzogs von Orleans ältester Sohn: Ludwig Philipp Albert, Kronprinz, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit seit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, ältesten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Karl August Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria Adelheid Marie Luise, geb. 21. Nov. 1840. 2. Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Chester, geb. 9. Nov. 1841. 3. Alice Maud Mary, geb. 25. April 1843. 4. Alfred Ernst Albert, Herzog von York, geb. 6. Aug. 1844. 5. Helena Auguste Victoria, geb. 25. April 1846.

Hannover.

Ernst August (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837, Wittwer 29. Juni 1841 von Friederike Caroline Sophie Alexandrine, Schwester des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: Georg Friedrich Alexander Karl Ernst August, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Hessen-Cassel.

Wilhelm II, Kurfürst, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda, Wittwer 19. Febr. 1841 von Auguste Friederike Christine, Tante des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Caroline Friederike Wilhelmine, geb. 29. Juli 1799. 2. Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent seit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802. 3. Die regierende Herzogin von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.

Hessen und bei Rhein (Darmstadt).

Ludwig II, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830, Wittwer 27. Jan. 1836 von Wilhelmine Luise, Nichte des Großherzogs von Baden. — Kinder: 1. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806. 2. Karl Wilhelm Ludwig, geb. 23. April 1809. 3. Alexander Ludwig Christian Georg Friedrich Emil, geb. 15. Juli 1823. 4. Die Gemahlin des Thronfolgers von Rußland, geb. 8. Aug. 1824.

Holstein-Oldenburg.

Paul Friedrich August, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürst von Lübeck und Birkenfeld, Wittwer 27. Jan. 1844 von Cäcilie, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Gustav IV Adolph. — Kinder aus drei Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. Elisabeth Marie Friederike, geb. 8. Juni 1820. 3. Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. Anton Günther Friedrich Elimar, geb. 23. Jan. 1844.

Kirchenstaat.

Pius IX (Mastai Ferretti), Papst, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg.

Maximilian Joseph Eugen August Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit Maria Nikolajewna, ältesten Tochter des Kaisers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Kinder: 1. Maria Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841. 2. Nikolaus Maximilianowitsch, geb. 4. Aug. 1843. 3. Eugenie Maximilianowna, geb. 1. April 1845.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824, verm. 15. Aug. 1820 mit Marie Therese, Tochter des verst. Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803. — Sohn: Ferdinand Karl Maria Joseph Victor Balthasar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verstorbenen Landgrafen Friedrich von Hessen-Cassel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolph Gustav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. Caroline Charlotte Mariane, Gemahlin des Kronprinzen von Dänemark, geb. 10. Jan. 1821. 3. Georg Karl Ludwig, geb. 11. Jan. 1824.

Modena-Reggio.

Franz Ferdinand Geminian, geb. 1. Juni 1819, Herzog, reg. 20. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguste Charlotte, Tochter des Königs von Bayern, geb. 19. März 1823.

Nassau.

Adolph Wilhelm Karl August Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, Wittwer 28. Jan. 1845 von der Großfürstin Elisabeth Michailowna, zweiten Tochter des Großfürsten Michael von Rußland.

Neapel und Sicilien (jetzt Köngreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria Theresia Isabella, Tochter des Erzherzogs Karl von Oesterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Asis Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf von Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Alfonso Maria, Graf von Caserta, geb. 28. März 1841. 4. Maria Annunciata Isabella, geb. 24. März 1843. 5. Maria Clementine Immaculata, geb. 14. April 1844. 6. Gaetan Maria Friedrich, geb. 13. Jan. 1846.

Niederlande.

Wilhelm II Friedrich Georg Ludwig, geb. 6. Dez. 1792. König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840, verm. 21. Febr. 1816 mit Anne Paulowna, Schwester des Kaisers von Rußland, geb. 18. Jan. 1795. — Kinder: 1. Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817. 2. Wilhelm Alexander Ludwig Konstantin Nikolaus Michael, geb. 2. Aug. 1818. 3. Wilhelm Friedrich Heinrich, geb. 13. Juni 1820. 4. Die Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, geb. 8. April 1824.

Oesterreich.

Ferdinand I Karl Leopold Joseph Franz Marcellin, Kaiser, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835, verm. 27. Febr. 1831 mit Marie Anne Caroline Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19 Sept. 1803.

Parma und Piacenza.

Marie Luise, Erzherzogin, Schwester des Kaisers von Oesterreich, Herzogin, geb. 12. Dez. 1791, Wittwe 5. Mai 1821 des Kaisers der Franzosen Napoleon, reg. 30. Mai 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2 Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit Ferdinand August Franz Anton, Prinzen von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Herzog von Braganza, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. Johann Maria Ferdinand Gregor, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. Maria Anna, geb. 21. Juli 1843. 5. Antonia Maria Fernanda, geb. 18. Febr. 1845.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juni neuen Stils entspricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiser von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna, Schwester des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Alexander Nikolajewitsch Cesarewitsch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. Olga Nikolajewna, Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg, geb. 11. Sept. 1822. 4. Konstantin Nikolajewitsch, geb. 21. Sept. 1827. 5. Nikolaus Nikolajewitsch, geb. 8. Aug. 1831. 6. Michael Nikolajewitsch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachsen.

I. Albertinische Linie.

Friedrich August, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit Marie Anne Leopoldine Elisabeth Wilhelmine, Schwester des Königs von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Ernestinische Linie.

1. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit Marie Paulowna, Schwester des Kaisers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. Karl Alexander August Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Christine, Tochter des Kurfürsten von Hessen-Cassel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguste Luise Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachsen-Altenburg.

Joseph Georg Friedrich Ernst Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834, verm. 24. April 1817 mit Amalie Luise Wilhelmine Philippine, Tochter des verst. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 28. Juni 1799. — Kinder: 1. Die Kronprinzessin von Hannover, geb. 14. April 1818. 2. Henriette Friederike Therese Elisabeth, geb. 9. Okt. 1823. 3. Elisabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. 4. Alexandra Friederike Henriette Pauline Mariane Elisabeth, geb. 8. Juli 1830.

4. Sachsen-Coburg-Gotha.

August Ernst Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luise Amalie Friederike Elisabeth Sophie, ältesten Tochter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Karl Albert Amadeus, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831, verm. 30. Sept. 1817 mit Therese Marie Franziska, Schwester des Großherzogs von Toskana, geb. 21. März 1801. — Söhne: 1. Victor Emanuel, Kronprinz, Herzog von Savoyen, geb. 14. März 1820. 2. Ferdinand Maria Albert Amadeus Philibert Vincenz, Herzog von Genua, geb. 15. Nov. 1822.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joseph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit Josephine Maximiliane Auguste, Schwester des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. Karl Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. Franz Gustav Oskar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. Oskar Friedrich, Herzog von Ost-Gothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. Charlotte Eugenie Auguste Amalie, geb. 24. April 1830. 5. Nikolas August, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Marie Christine, Schwester des Königs von Neapel, Wittwe Königs Ferdinand VII seit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806. — Töchter: 1. Marie Isabella Luise, geb. 10. Okt. 1830. 2. Marie Luise Ferdinande, geb. 30. Jan. 1832.

Toskana.

Leopold II Johann Joseph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schwester des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Auguste Ferdinande Luise Marie Johanne Josephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. Maria Isabella, geb. 21. Mai 1834. 3. Ferdinand Salvator Maria Joseph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. Maria Christina Annunciata Luise Anna Josephe Johanna Agatha Dorothea Filomena, geb. 5. Febr. 1838. 5. Karl Salvator Maria Joseph, geb. 30. April 1839. 6. Maria Luise Annunciata, geb. 30. Okt. 1845.

Türkei.

Abdül-Medschid, Großsultan, geb. 19. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli. — Söhne: 1. Muhammed Murad, geb. 22. Sept. 1840. 2. Abdul-Hamid, geb. 21. Sept. 1842.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Therese Luise, Tochter des verst. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit Alfred, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Kronprinzen der Niederlande, geb. 17. Juni 1818. 3. Katharine Friederike Charlotte, geb. 24. Aug. 1821. 4. Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. Auguste Wilhelmine Henriette, geb. 4. Okt. 1826.



Rath.

G'rad begonnen, g'rad geblieben,
Ist die ewigkräft'ge Weise,
Die kein Stürmen noch vertrieben
Aus dem schutzbewährten Gleise! —

Glatte Mienen, spitze Worte,
Glatte Worte, spitze Mienen
Findest du an jedem Orte,
Wo du bittest, dir zu dienen.

Fester Wille, fest're Thaten
Sind dagegen scharfe Waffen;
Und als Höchstes ist zu rathen:
Was dich freut, dir selbst zu schaffen.

Niemals mußt du Andre suchen,
Immer nur dich suchen lassen;
So wirst, ohne Fleh'n und Fluchen,
Du Erwünschtes auch umfassen.

Trifft sich's nicht, dann muß Entbehren
Stets noch Würde sich erzielen,
Kühn dem Glück den Rücken kehren,
Nicht ihn beugen mit den Vielen.

Heiter von dem Glücke scheiden,
Nie das Unglück selbst verschulden,
Das bringt Trost in allen Leiden,
Heil'gen Frieden im Erdulden.

G'rad begonnen, g'rad geblieben,
Ist die ewigkräft'ge Weise,
Die kein Stürmen noch vertrieben
Aus dem schutzbewährten Gleise!

„Toleranz-Gebet.

Aus dem Gebetbuch Kaiser Joseph II.

Ewiges, unbegreifliches Wesen! Du bist ganz Duldung und Liebe — deine Sonne scheint dem Christen wie dem Gottesleugner — dein Regen befruchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrst mich also, ewiges Wesen: Duldung und Liebe — lehrst mich, daß Verschiedenheit der Meinungen dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menschen zu seyn. Und ich, dein Geschöpf, soll weniger duldend seyn: soll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen dich nach seiner Art anbete? soll die verfolgen, die anders denken als ich, und Irrende durch's Schwert bekehren? Nein! allmächtiges, mit deiner Liebe allumfassendes Wesen, dies sey weit von mir! Ich will dir gleichen, so weit ein Geschöpf dir gleichen kann — will duldend seyn wie du! — Von nun an sey aller Gewissenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo ist eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laster verabscheuen lehrte? Jede sey also von mir tolerirt, Jeder bete dich, ewiges Wesen! nach der Art an, die ihm die beste dünkt. Verdienen Irrthümer des Verstandes die Verbannung aus der Gesellschaft, ist Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerrissen seyen von nun an die schändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das süße Band der Duldung und Bruderliebe meine Unterthanen auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viel werde zu überwinden haben und daß die meisten von denen kommen, die sich deine Priester nennen. Verlaß mich also nicht mit deiner Macht! Stärke mich mit deiner Liebe, ewiges unerklärbares Wesen! auf daß ich alle diese Hindernisse glücklich übersteige, und daß das Gesetz unsers göttlichen Lehrers, welches kein anderes, als Duldung und Liebe ist, durch mich erfüllt werde. Amen."

Der sonderbare Prozeſs.

Zwei Kaufleute zu Paris, Leferre und Chablain, Nachbaren und Freunde, hatten zwei Kinder, jener einen Sohn, dieser eine Tochter. Die Anhänglichkeit, welche die Kleinen als Gespielen verband, verwandelte sich mit zunehmenden Jahren in eine ernsthafte Liebe. Die Eltern segneten diesen Bund, und schon war der Tag zur feierlichen Verbindung des glücklichen Paares angesetzt, da bewarb sich ein sehr reicher Mann, Direktor Serlin, welcher das Verhältniß nicht kannte, um die Hand des reizenden Mädchens. Der Vater nahm die Sache ganz kaufmännisch und zwang die Tochter, ihrer Liebe zu entsagen, um, wie er dafür hielt, ein ansehnliches Glück zu machen. Die Letztere heirathete wider Willen den vermögenden Bewerber, und entschloß sich, als rechtliche Frau, ihren früheren Geliebten nie wieder zu sehen. Die strenge Erfüllung ihrer Pflichten verwundete aber bald ihr Herz so tief, daß sie schwermüthig wurde und in eine gefährliche Krankheit fiel, welche ihre Sinne so sehr betäubte, daß man sie für todt hielt und ihre Leiche im Begräbniß-Gewölbe beisetzen ließ.

Der junge Leferre erfuhr das traurige Ende seiner ehemaligen Braut, erinnerte sich aber dabei, daß sie schon in der Kindheit einmal in einer

dem Tode ähnlichen Schlafsucht gelegen hatte. Die Hoffnung ward durch seine Wünsche geweckt: er gewann den Küster und ging in der nächsten Nacht nach dem Gewölbe, versehen mit zweckmäßigen Mitteln zu einem Belebungs-Versuch. Wie glücklich war der junge Mann, als er nach vieler Mühe, stets unterbrochen von den Anrufungen der innigsten Liebe, die Rückkehr des Pulses zu fühlen glaubte! Mit Hülfe des Küsters brachte er nun eilend die Geliebte in seine Wohnung, wo es ihm endlich wirklich gelang, die Scheintodte in das Leben zurück zu führen.

Mit welchem Erstaunen sah sich die Erwachende in einem fremden Hause, und neben ihrem Lager den in Thränen laut jubelnden geliebten Jugendfreund. Als dieser den ganzen Zusammenhang erzählte, begriff sie, daß sie nur demjenigen, dessen Herz sie tödtlich verwundet hatte, ihr Leben verdanke. Aber die Vorstellung, diesen verlassen und zu einem ihr widrigen Gatten zurückkehren zu müssen, verwandelte die Freude des Wiedersehens in namenlose Angst. Dieser Gedanke und die lange so gewaltsam unterdrückte Leidenschaft bewogen die Gerettete, den Bitten ihres Geliebten, unter vielen Bedenklichkeiten, nachzugeben, und sich nicht wieder von ihm zu trennen. Als sie vollkommen genesen war, flüchteten sie mit einander nach England, wo sie sich heiratheten und unter einem fremden Namen sehr glücklich lebten.

Nach neun Jahren wurden sie aber von der Liebe zur Heimath verleitet, nach Paris zurück zu reisen. Sie glaubten nun aller Vorsicht überhoben zu seyn, in der Voraussetzung, daß Niemand ihre wahren Verhältnisse ahnen würde. Der Wittwer hatte aber seine verstorbene Frau nicht vergessen, und erregte das größte Erstaunen, als er ihren Angehörigen betheuerte: daß er ihr auf einem öffentlichen Spaziergange begegnet sey. Anfangs ward er zwar ausgelacht, bald war man ihm aber im Nachforschen behülflich, so daß er ihre Wohnung entdeckte. Vergebens bot sie Alles auf, um dem Ueberlästigen zu beweisen, daß er sich in der Person irre; er war seiner Sache zu gewiß, und die lange Trennung hatte der Entbehrten in seinen Augen so unwiderstehliche Reize geliehen, daß er sich entschloß, seine Ansprüche gerichtlich auszufechten. Da alle Zeugen und die veranlaßte Untersuchung der Gruft die Identität der Person bestätigten, konnte das fortgesetzte Leugnen keinen erwünschten Ausgang bewirken. Man suchte nun die Rechte des zweiten Mannes geltend zu machen, welcher vorstellte: daß der Erstere, indem er seine Frau begrub, die seinigen durchaus verloren hätte, und daß, ohne die Hülfe des Letzten, die Frau dem Tode nicht entgangen wäre. Es könne demnach sogar der erste Gatte wegen pflichtwidrigen Benehmens zur Verantwortung gezogen werden, weil anzunehmen wäre: daß er die Frau einer augenscheinlichen Todesgefahr muthwillig ausgesetzt habe, indem er versäumte, es genau untersuchen zu lassen, ob sie wirklich entseelt sey. — Die Liebe ist ein beredsamer Sachwalter, aber den Richter kann sie höchst selten überzeugen. Das glückliche Ehepaar bemerkte etwas spät, daß es durch seine Rückkehr eine Unbesonnenheit begangen hatte; es fand nicht rathsam, sein Glück dem Würfelspiel der Rechts-Verhandlungen zu vertrauen, und während die Liebenden von allen Seiten bestürmt und bedroht wurden, sich zu trennen, gaben sie scheinbar dem Zureden der Priester und Rechtsgelehrten nach, verließen aber eiligst in aller Stille Frankreich und siedelten sich für immer in der Fremde an, wo Niemand ihr häus-

liches Glück störte. So war also der seltsame Rechtsstreit plötzlich aufgehoben: der erste Ehemann behielt sein Recht, und der zweite die Frau.

Aus dem Briefe einer jungen Frau.

„Was meine Muhme Emilie betrifft, so ist es das sonderbarste Geschöpf, das mir bis jetzt vorgekommen. Glauben Sie mir, werthe Freundin, daß sie grade solch eine entschiedene Vorliebe zum Trinken hat, wie ihr Vater; kein Zureden, keine Vorstellung hilft, man muß sie ihrer Neigung überlassen. Ihr Wesen und ihr Leben trägt ganz das Lächerliche einer Hofdame an sich. Sie verschläft den größten Theil des Tages; sagt man ihr etwas ganz Ernstes, so lacht sie, weint um eine Kleinigkeit, und möchte auch nicht ein Viertelstündchen ihres Lebens dem dringendsten Freundschafts-Dienst opfern. Dabei weiß sie nichts von Rücksichten; sie beträgt sich oft so unanständig, daß mir die Schicklichkeit gebietet, darüber zu schweigen, und nie würde sie je einmal erröthen, wenn man sie auch noch so sehr aufmerksam macht; selbst im Beiseyn Fremder zeigt sie weder Scham noch Scheu. Dennoch ist große Hoffnung, dies Alles werde sich noch geben, und sie hat auch preiswürdige Eigenschaften: sie ist weder gefall- noch verstell- noch ehrsüchtig; ihre Keuschheit ist tadellos wie die Sonne, und das ganze Männergeschlecht ist ihr so gleichgültig, als wär's gar nicht erschaffen. Sie weiß nichts von Furcht, nichts von Bescheidenheit, ist bei dem Tadel wie bei dem Lobe gleich unempfindlich, lügt aber niemals und mag Niemand hintergehen oder verrathen. Ihr Wandel ist so schuldlos, daß sie mit derselben Heiterkeit sich zu Bette legt, mit der sie Morgens aufsteht. Ihr Geist ist so hellsehend, daß sie Menschen und Dinge sehr wohl kennt; Griechisch, Latein, Englisch, Französisch, ja selbst Hebräisch sind ihr grade so bekannt, wie ihre eigene Sprache; aber — wenn sich ihr Geschmack nicht ändert, wär' es doch sehr, sehr schlimm! Nächstens mehr von ihr!

Nachschrift. Ich öffne den Brief wieder, weil ich vergessen habe, Dir zu sagen, daß Emilie Morgen ein halbes Jahr alt wird!"

Sonett.

Ein Bächlein, das durch Blumen-Orte
Sich kosend windet, ist — so nett;
Die Blumen, die als Schmuckes-Borte
Ihn still umblühen, sind — so nett;
Ein Lied, das Jedem leicht die Pforte
Des Herzens öffnet, ist — so nett;
Ein Mädchen, hold im Blick und Worte,
Und tugendreich, es ist — so nett;
Ein Becher, dem es nicht gebricht
An Labungstranke, ist — so nett;
Ein freundliches Vergißmeinnicht
Aus lieber Hand, es ist — so nett;
Und denket nur, selbst dies Gedicht,
Wohl gar nicht nett, ist doch — Sonett.

Simonides hat recht und — unrecht.

Der alte Simonides, befragt: „Ist's besser, reich oder weise seyn?" antwortete: „Reich! — denn ich sehe die Weisen vor den Thüren der Reichen, nicht aber umgekehrt." Das ist nun in jüngster Zeit wohl mindestens eben so wahr als jemals, und die sich bereichern — auf welche Art, darauf kommt's nicht sehr an — lassen sich gern beräuchern von dem Weihrauch der — Weisen? Nein, darin hat Simonides Unrecht; die Weisen, welche vor den Thüren der Reichen stehen, gehören unbedenklich eher zum Gegentheil. Giebt's ihrer so Viele, und nicht bloß unter den Juden, die noch heut das goldene Kalb anbeten, muß es wenigstens erlaubt seyn, von diesem ihren Gott auf sie selber zu schließen, und sie mit dem richtigen Namen zu benennen.

Treffend.

Zweckessen — welch ein treffend Wort!
Der Zweck wird da — verspeis't,
Und dient Champagner nicht als Hort,
So fehlt auch aller Geist.

König Ludwig XIV und Kanzler Voisin.

König. Ich will aber den Marquis von T** begnadigt wissen, Herr Kanzler!

Kanzler. Sire! — seine Verbrechen sind zu furchtbar; ich kann die Akte nicht untersiegeln.

König. Wohl, ich werd' es selbst thun. Gebt mir das Siegel!

Kanzler. Hier ist es!

König (untersiegelt). So, da ist's geschehen, und hier das Siegel zurück!

Kanzler. Sire, ich muß bedauern: das Siegel ist geschändet; — ich darf es nicht annehmen!

König (betroffen sich besinnend, wirft die Akte in's Feuer). Ha, 'fahr' hin! Und wer jetzt nach einem Manne fragt, dem nenn' ich den Namen Voisin!

Kanzler. Sire, ich bitte um das Siegel; — das Feuer reinigt Alles.

Naiv.

Als ein durch das Examen gefallener und noch überdies von Gläubigern hart bedrängter Kandidat von seinem Vater aufgefordert worden war, einen Nachweis seiner dringendsten Schulden ihm einzureichen, meldete er ihm, daß keine seiner Schulden so dringend sey als Eine, die er doch nimmer für ihn bezahlen könne: — das seyen die Antworten, die er den Examinatoren schuldig geblieben.

Alt und kalt.

Der rechte Mensch wird älter
Und darum doch nicht alt;
Ihm schlägt das Herz nicht kälter,
Und wird durch Tod nur kalt!

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

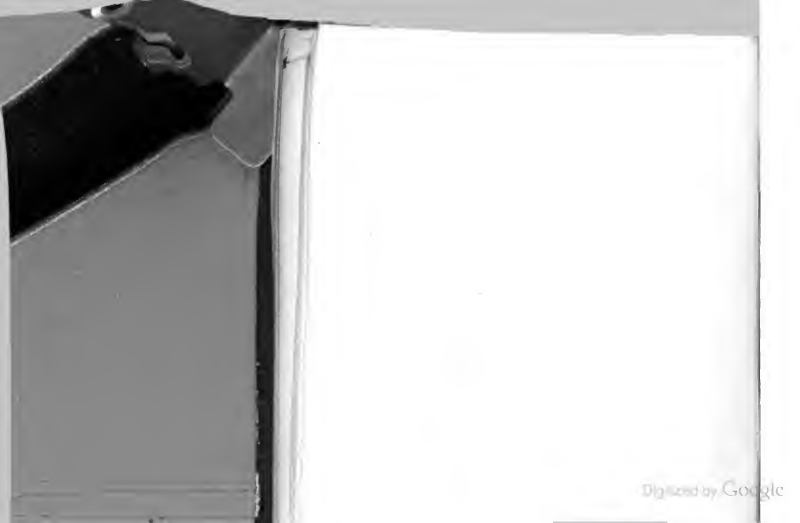
Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von demselben, theils unter dessen Leitung gefertigt.



Ob Perrück' und Zopf vereinigt
Alten Wust zusammenlesen —
Er zerstäubt, wo Zeit gereinigt
Hat mit ihrem tücht'gen Besen.
Jeden Rest vom alten Kehricht
Jagt sie stets, ein Schnippchen schnalzend,
In den Wind: was dumm und thöricht
Dann aus geist'ger Schärfe salzend.

1847.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.









Siebente Jahrhundert-Feier
des dritten Kreuzzugs (1147).



Deutschland lag zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in Zwistigkeiten zerspalten. Die ersten Streitigkeiten zwischen dem welfischen und dem hohenstaufsischen Hause waren ausgebrochen, und die Fürsten hatten sich in ihrer Mehrzahl bei der Königswahl auf die Seite des letzteren gestellt, den Herzog Konrad von Franken zum König der Deutschen erwählt. Darüber ergrimmte Herzog Heinrich von Bayern noch mehr und führte, wie nach seinem Tode sein Bruder Welf, die Fehden unausgesetzt fort. Alles ergriff Partei, in allen Ständen

des Reichs und der Städte bildete sich ein Für und ein Wider, alle Bande schienen sich zu lockern. Da erklang als eine Stimme der Versöhnung von Frankreich herüber das Wort des Abtes Bernhard von Clairvaux, das zum Kreuzzuge aufrief nach dem von den Ungläubigen bedrohten heiligen Grab, das Balduin, König von Jerusalem, nach der Eroberung Edessa's durch die Türken, kaum noch zu schützen vermochte. In Frankreich hatte bereits den König, die Fürsten, die Ritter Begeisterung ergriffen, die Engländer, Italiener rüsteten gleich den Franzosen, vor Allen aber waren es diesmal die Deutschen, welche dem Banner des Kreuzes zuströmten, als Bernhard den Rhein entlang zog und mit glühender Beredtsamkeit zur heiligen Pilgerfahrt aneiferte. Die Fehden ruhten plötzlich, der Groll erstarb, das eine Ziel ward Allen ein gemeinsames, und ein Heer von siebzigtausend waffenfähigen, waffengeschmückten Männern zog unter der Führung mehrerer deutschen Fürsten, an deren Spitze König Konrad, durch die deutschen Gauen, Ungarn und Griechenland dem Morgenlande zu (1147). Doch so herrlich und prächtig der Anfang dieses gewaltigen Zuges, so kläglich fiel das Ende aus. Die Heimtücke des griechischen Kaisers, die Unschlüssigkeit der Fürsten, daraus hervorgehende verschiedene Meinungen über die Richtung der Fahrt in Asien, Trennungen, Kreuz- und Querfahrten, ein fortwährendes, aufreibendes Scharmützeln mit den Türken, welche alle Lebensmittel vernichteten und, der Wege kundig, die Zufuhr abschnitten, zwangen den deutschen König, nachdem der schönste Theil seines Heeres zu Grunde gegangen, nach Konstantinopel zurückzukehren. Dies geschah im Jahre 1148, und dem König Ludwig von Frankreich erging es nicht besser als den Deutschen. Dennoch verbanden sich beide Könige noch einmal und drangen von Konstantinopel aus über Ptolemais nach Damaskus; aber die fehlgeschlagene Belagerung dieser Stadt, endlich die Bestechungen der Türken, welche bei dem Könige von Jerusalem Eingang fanden und ihn von dem Bunde mit den Abendländern abwendig machten, ließen auch den zweiten Versuch scheitern, der die ersten Verluste vergessen machen sollte. Zorn und Ingrimm über die Abtrünnigkeit des morgenländischen Christen-Königs wie des heimtückischen griechischen Kaisers ergriff die europäischen Kämpfer, und mißmuthig, mit vereitelten Hoffnungen wandten sich die Trümmer der stolzen Heere nach der Heimath zurück. Dies war der traurige Ausgang des dritten Kreuzzuges, ein Ausgang, wie Niemand ihn erwartete beim Anblick der begeisterten Schaaren, die ihr Vaterland verließen, um Gott, ihrem Glauben, der Wahrheit in fremdem Lande ihre streitbare Kraft, ihr Leben zu weihen. — Im Jahre 1847 nun werden es siebenhundert Jahre, daß jener dritte Kreuzzug begann. — — „Und einem so unglücklichen Ereigniß sollten wir eine Feier widmen?" werdet Ihr mich verwundert fragen. Ja, freilich dürfte die Feier dieses Ereignisses, das zwar durch Zufälligkeiten, durch Haß, Neid,



Verrath, Bestechung und alle Ungunst äußerer Verhältnisse ein trübes Ende nahm, das aber doch einen so schönen, erhebenden Zug in sich trägt, den der Versöhnung streitender, erbitterter Parteien zu einem hohen, damals heilig gehaltenen Ziele, freilich dürfte sie nicht in Zweckessen noch salbungsvollen Reden, nicht in Trinksprüchen noch klingenden Gläsern bestehen, auch nicht in Gebeten oder andächtigen Liedern, sondern wir wollen zum Andenken an jene einmüthige Erhebung aus wild zerrissenen, gehässigen Zuständen, zur Erinnerung an den Kreuzzug, der wenigstens für kurze Zeit ein so schönes Bild der Eintracht schuf, zu einem neuen Kreuzzuge uns die Hände reichen, mit den Herzen uns dazu vereinen. Dieser neue Kreuzzug wird kein so äußerliches Ziel haben können wie die Kreuzzüge des Mittelalters, denn wir suchen heut zu Tage Gott nicht mehr an diesem oder jenem Ort, wir haben bereits etwas tiefer in das Wesen der Gottheit geblickt und wissen, daß die Menschen die Offenbarung Gottes in ihrem ewigen Geist, in ihrer freien, schönen Menschlichkeit tragen, wenn wir die letztere nur zu entdecken und zu entfalten verstehen. Allein das eben ist die noch zu lösende Aufgabe. Wie den Christen von damals mit dem Verlust des heiligen Grabes auch der Heiland selbst verloren schien, so in der That und Wirklichkeit haben die Menschen überhaupt den Menschen verloren, haben ihn begraben in kleinliche, eigensüchtige Interessen und eitle Formen. Gesondert und abgetheilt laufen die anspruchsvollen Leute umher, empfangen einander mit Bücklingen nach ihren künstlichen Bezeichnungen; den Menschen achten, ja, erkennen die Wenigsten im Andern, obwohl darin unsrer Aller höchstes Recht, unsre innigste Verbindung besteht! — Der neue Kreuzzug, zu welchem wir uns im neunzehnten Jahrhundert verbinden, kann daher nur den einen Zweck haben, die freie menschliche Natur, ihre geistige wie körperliche Entfaltung aus dem Grabe zu erlösen, vor dessen Oeffnung sich die Zerklüftungen vielfach in sich selbst feindseliger Zustände geworfen haben. Diesem hohen Ziele nachzustreben, für diesen edlen Zweck zu wirken, vermag jeder in seinem Kreise. Es kommt einzig darauf an, daß wir, welche Lebensstellung immer Geburt, Vermögen, geistige Fähigkeit uns angewiesen habe, dies Eine erkennen: wir seyen, ob Katholik, Protestant oder Jude, ob Minister, Graf oder Bauer, ob Professor, Doktor oder Handwerksmann, vor Allem Mensch, und dies letztere sey unser bester Inhalt, unser schönster Titel! Zu einer solchen Erkenntniß unsres Wesens, zu dieser wahren Anschauung unsers eigenen Menschenwerthes, der in seinem Nebenmenschen sich selbst, den Menschen, achtet und ihn gleicher Rechte würdig hält wie sich selber, kann uns nur die einheitvolle Bildung des Geistes und des Herzens führen. Je mehr jetzt in allen Zweigen des Lebensbaumes die Geister der Partei sich regen, je mehr auf dem Gebiete der Religion, der Politik, der Wissenschaft sich die Bestrebungen kreuzen und befeinden, je mehr die alte Zwietracht

wieder erwacht, welche Bekenntniß und Bekenntniß, Stand und Stand, Arm und Reich zur Wägung gegenseitiger Rechte und Kräfte drängt, je mehr also die einzelnen Theile, die einzelnen Ansichten, Meinungen und Bedürfnisse sich selbstisch scheiden, um so fester müssen wir die Einheit unsers Menschenthums begründen und inniger in Liebe daran halten. Denn wir dürfen nicht der Geschichte Stillstand gebieten, die den Geistern die Berechtigung ertheilt, sich im Kampf zu messen, damit an der geistigen Reibung die Einzel-Ansichten und Irrthümer sich klären; allein wir sollen lernen, diese nothwendigen und heilsamen Reibungen nicht mit Haß und Wuth zu betreiben, wir sollen sie erkennen als den Kampf, aus dem das Wahre und Schöne sich erheben muß. Wir sollen erkennen! Erkenntniß also ist der Weg zum Ziele, Bildung des Geistes und des Herzens die Vorstufe zur Erkenntniß.

Die geistige Bildung zunächst darf daher nicht Vorrecht des Vermögenden seyn, sie darf nicht einzig als Mittel zu einem selbstsüchtigen Zweck, zu einer Anstellung im Staate, in der Kirche betrachtet werden; man muß sie Allen im Volke spenden, weil sie erst den Menschen zum wahren Menschen macht. Die Volksschule ist hierzu die erste Bedingung. Ihr müßte es zur Aufgabe gemacht werden, den einfachen Bürger und Bauer nicht allein Lesen und Schreiben zu lehren, sondern ihm zugleich den Sinn zu erwecken für allgemeinere Beziehungen, ihn der das Volksleben erschlaffenden Vereinzelung zu entheben. Der Volks-Schullehrer müßte, wenn wir auf die politischen Verhältnisse, wie sie einmal bestehen, billig Rücksicht nehmen, vom Staate selbst dazu berufen werden, den jugendlich theilnehmenden Sinn der Kinder aus dem Volke einzuführen in die lebendige Geschichte, ohne unnützes Griechen- und Römerthum, in die volksgemäße und gegenwärtige Bedeutung der Geschichte, die Erwachseneren bekannt zu machen mit ihren Rechten und Pflichten als Glieder der Gemeinde und des Staates. Auf solche Weise würde im Volke eine allgemeine Bildung sich Bahn brechen, die unter seinen Gliedern den Gemeinsinn erstärken, die geistige Ebenbürtigkeit fördern und so eine der hemmendsten Schranken beseitigen müßte, welche sich der gegenseitigen Achtung und liebevollen Annäherung des Menschen zum Menschen entgegenstellt. Natürlich wäre dann gleichzeitig nothwendig, daß mit der höheren und schwierigeren Aufgabe des Volks-Lehrers auch dessen Stellung in jeder Hinsicht eine ehrenvolle, vor allem Mangel geschützte, von jedem Hinderniß seines wichtigen Berufs, dem seine ganze Lebens-Thätigkeit uneingeschränkt gewidmet seyn muß, befreite sey. Ihr Alle, die Ihr bestimmt seyd, des Volkes Wohl und Wehe auf Eure Schultern zu nehmen, richtet Eure Blicke vor Allem auf die Volksschule und das Maaß der Bildung, welches sie auszuströmen fähig ist! Je höher die allgemeine Volksbildung sich zu bewußter Klarheit erhebt, um so leichter wird es seyn, die finstern Umtriebe zu verbannen, welche an der Verdumpfung des

Menschengeistes arbeiten, wilde Parteisucht entzünden, an der Sicherheit des Staates rütteln und den Aufschwung zu höherer bürgerlicher und menschlicher Freiheit hemmen.

Doch nicht die Volks-Schule allein kann jenen innigen Zusammenschluß der Menschen zur liebenden Anerkennung des Menschenwerths erwirken, es wird in gleicher Weise die Aufgabe aller Gebildeten seyn, mitzuhandeln bei dem großen Werk, daß unnatürliche Unterschiede schwinden, welche Rang und Stand, wissenschaftlicher Dünkel oder anderer Einzel-Stolz beschränkter Verstandes-Kräfte noch heute aufrecht erhalten wollen, in einer Zeit, wo keine Vorrechte und Sonder-Absichten mehr als Hebel der Geschichte gelten können. Hier sich in Einklang zu setzen mit dem Streben der Volks-Bildung, bietet sich der menschlichen Gesellschaft das Mittel freier Vereinigung. Soll der schlichte Mann herzliches Zutrauen fassen zu denen, welche an Bildung und Umsicht ihm überlegen sind, so müssen diese sich herzlich ihm gesellen, den Ernst der Belehrung, die heitere Freude des Genusses mit ihm theilen, ohne die zur Schau getragene Anmaßung, ihn „sittlich oder geistig heben" zu wollen. Gerade der am meisten Gebildete muß am meisten den Werth im Menschen achten und wissen, daß, je mehr er vom Vermögen seines Geistes den Aermeren mittheilt, um so mehr er selbst gewinnt am Vermögen des Herzens. Nicht als Lehrer dem Lernenden, nicht als Vormund dem Bevormundeten darf er dem einfacheren, minder entwickelten Manne gegenüber treten, sondern als Mensch dem Menschen, mit dem Bewußtseyn, daß in jedem Menschen, er sey der höchsten Wissenschaft theilhaftig oder stehe ihr am fernsten, Kräfte schlummern oder sich regen, die im Austausch den Reichsten noch bereichern können.

Es sind nur ein Paar der wichtigen Hebel für die Verbreitung schöner menschlicher Bildung, die ich hier angeführt. Es giebt derer noch gar viele, doch glaube ich zwei der bedeutsamsten, diejenigen, welche der glücklichsten und nachhaltigsten Wirkung fähig sind, hervorgehoben zu haben. Möchten alle die Männer, welche die fortschreitende Bildung und den erwachenden Trieb zu freier Vereinigung mit Nichtachtung oder gar mit Mißtrauen ansehen, möchten sie Alle, ob den umfassendsten und hochgestelltesten, ob den beschränktesten und ärmsten Kreisen angehörig, dem reinen Geist der Liebe sich herzlich zuneigen, der jeden Menschen der möglichst höchsten geistigen Entwickelung für würdig hält und die gesellschaftliche Ebenbürtigkeit als Grundsatz echter Humanität erklärt, der Humanität, welche das vergeistigte Christenthum uns lehrt! Diejenigen aber, welche eigene Wahl oder die Wahl des Volks zur Vertretung der Rechte des Letzteren berufen, möchten sie das Recht desselben zu freier menschlicher Bildung und Vereinigung mit uns als ein hohes und heiliges betrachten, seine Anerkennung mit uns zu fördern suchen! Möchten sie Alle in jenem Geist der Liebe dem Kreuzzuge des neunzehnten Jahrhunderts sich

anschließen! Erfassen sie das gemeinsame Ziel mit aufrichtigem Willen und herzlicher Ueberzeugung, so werden sie nicht, wie die Kreuzfahrer des zwölften Jahrhunderts, vor Erreichung desselben scheitern, denn die angegebene Bahn kann ohne Sturm durchmessen werden und unser Ziel ist ein Ziel des Friedens! Anton Gubitz.

Vom Predigen.



Die Evangelisten sagen: „Christus predigte nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer"; die Diener des Höchsten sollen auch nicht mehr so predigen. Gedenken wir der Worte des Paulus: „Der Heiland will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen." Nun bringen aber — wie jeder Frühling neue Blüthen, neue Blätter, jeder Sommer und Herbst neue Früchte — neue Zeiten und neue Zustände auch neue Wahrheit an den Tag und wir dürfen dieser nicht verweigern, neben der alten zu wohnen und zu wirken. Mächtiger geworden ist dann der Geist, der uns zuruft aus der Bibel: „So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreit hat, und laßt euch nicht wiederum einfangen in das knechtische Joch!" — Es steigt aber jetzt ein neuer Geist aus dem alten Evangelium und nicht bannen wird ihn das Wort, denn dieses ist des Geistes Diener, nicht sein Herr; der neue Geist wird sich erheben aus der Enge

verjährter Formen und sich seine eigenen Formen schaffen, in denen Lehrer und Hörer sich vereinen und heimisch finden. Es ist ein Ausspruch dessen, den alle Christen bekennen: daß neuer Wein in neue Schläuche gehöre.

Was sind aber die heutigen Predigten, und wie sprechen gar viele Schriftgelehrte von den Kanzeln? — Die heutigen Predigten sind meist Werke nach herkömmlichem Zuschnitt, stehen in der Vergangenheit und werden nicht lebendig vor einer Gegenwart, die ihr Recht erkennt und fühlt und zu sich sagt: Nicht das Todte kann das Leben erfüllen, nicht ihm gebieten. Die Prediger sehen wohl dahin, und mühen sich wohl eifrigst in dem Beweise, daß sie gelernt haben, eine geistliche Rede zu schreiben und zu halten; aber ihren Zweck, in die Seele der Hörer, an ihr Herz zu dringen, daß jene sich reinige, dieses in Freude oder in Betroffenheit höher schlage, weil sich Seel' und Herz von der Wahrheit berührt fühlen, einen solchen Zweck verfehlen sie oft, weil sie aus Begriffen, aus Zuständen sprechen, die nicht mehr sind, die unsre Zweifel mehren, nicht sie besiegen können, und die beste Folge davon kann nur d i e seyn, sich muthiger seines eigenen Verstandes und Empfindens zu bedienen, zu deren aufklärenden Führern doch die Prediger berufen sind.

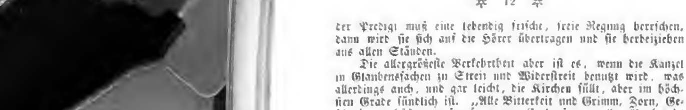
Unsre Prediger und Schriftgelehrten meinen und sagen oft: die Predigt sey wesentlich Schrift-Erklärung; das war sie ursprünglich nicht und nur geistige Armuth oder Bequemlichkeit hat diese Richtschnur gezogen. Die Predigt war eher als die Schrift, denn über welche Texte hätte Christus gepredigt? Er erfaßte das Damalige, ergriff den Augenblick, die Gelegenheit, den Zuständen und Gesinnungen die zeitgemäße Klarheit und Richtung zu geben, und nicht aus todten Formen, aus der lebendigen Natur sprach er zum lebendigen Menschenherzen mit seinem Himmel und seiner Hölle. Nicht ohne einen Strahl von des Heilands Offenbarungen einschlagen zu lassen, mag der Geist heutiger Predigt aus den Kreisen der Gegenwart den Inhalt nehmen und sich erheben; doch die Schrift-Erklärung kann für die Predigt nur die unsichtbar tragende Wurzel seyn, aus der ein neuer fortschreitender Frühling des Geistes von Zeit zu Zeit frische Zweige und Blüthen treibt, die fruchtend in die Zukunft hineinragen.

Umfassende Einsicht in die Zeit brauchen unsre Prediger, eindringliche Beurtheilungsgabe zur Erkenntniß unsrer jetzigen Bedürfnisse, Wünsche, Hoffnungen und Leiden; von der Kanzel herab erwarten wir Befestigung unsres Wohls, Ausgleichung der Täuschungen und Schmerzen, die wir zu beseitigen oder zu überstehen haben in den Kämpfen unsrer Tage; da nutzen nicht spitzfindige Abhandlungen über diesen oder jenen verjährten Satz, möge man sie auch mit dem möglichsten Scharfsinn ausstatten. Vor Allem aber bedürfen Prediger noch der liebevollen Wärme, um mit Gedanken und Empfinden sich uns innig anzuschließen; denn sie sollen geistig

über uns, menschlich mitten unter uns, nicht im Gewesenen, sondern im Gewordenen stehen, und um dies zu können, müssen Prediger treue Freunde ihrer und unsrer Zeit, müssen deren Läuterer und Erläuterer seyn.

Abzulassen wäre auch von der hergebrachten Nachahmung erbaulicher Sprechweisen früherer Jahrhunderte; ob diese der Mehrheit deutlich, ob ihr zusagend sind, scheint gar Mancher nicht in Frage zu stellen: es muß aber gar sehr danach gefragt werden. Alles ist vergänglich, sogar sonstige und heutige Weisheit wird anderer, durch Wissen und Erfahrungen gestärkter Nachwelt zur Thorheit, und wie Alles stirbt, sich verwandelt und verjüngt, so auch die Sprachformen. Eine lebende Sprache bildet sich weiter aus nach jedem Bereich hin; die Kanzel darf dafür nicht unzugänglich bleiben, ja am allerwenigsten, denn von ihr aus hat man es oft mit dem noch Unergründeten, noch Unausgesprochenen zu thun, und die Hülfsmittel, die Sprache und deren durchgeistigter Ausdruck, müssen sich der lebendigen Weiterbildung bemächtigen. Die Religion soll das wirkliche Leben stützen, das Irdische aber auch mit dem Ueberirdischen vertraut machen und verbinden. Da ist eben so die klare Einfachheit des Worts wie der Schwung der Begeisterung nothwendig; deshalb müssen Prediger nicht minder wie die Bibel und ihre Auslegungen auch die geistigen Erweiterungen der Sprache selbst in ihrem dichterischen Aufschwunge kennen, müssen Redner seyn im vollen Umfange des herzlichen und seelenvollen Ausdrucks und das Erhabenste in schlichtester Schönheit des Worts uns klar werden lassen. Dazu gehört dann unabweislich, daß man nur aus der eigenen innersten Ueberzeugung rede, denn ohne diese hat das Wort nicht Wahrheit, nicht Schönheit, nicht Erfolg. Die wahre Predigt, auch gestützt auf das Evangelium, ist demnach eine Uebertragung desselben auf unsere Denkweise und geistige Anforderung, auf unsere Sitten und Verhältnisse, zur Befestigung des Gewonnenen in Licht, Wissen, Erfahrung und Sprache und zur Abwehr des Schlechten, Irrigen, Hemmenden und Verdunkelnden. Zu beherzigen sind in dieser Weise die Worte Luther's: „So du im Amt bist zu predigen, so tritt frei öffentlich herfür und scheue Niemanden, auf daß du könnest rühmen mit Christo: „Ich habe frei öffentlich gelehret vor der Welt und habe nichts im Winkel gered't." Denn das hindert einen Prediger gar sehr, wenn er sich will damit bekümmern, was man gern hört oder nicht, was ihm Ungunst, Schaden oder Gefahr bringen könnte."

Das Wort sey also zunächst dem Prediger in Aufrichtigkeit heilig, und dadurch jedem Menschen und Christen, nicht bloß dem eingeformelten, verständlich und erquicklich. Des Predigers Rede sey zeit- und volksgemäß, in jenem edlen Sinne, wonach besonders auch der echt Gebildete zum Volk gehört; sie erhebe sich zu den Höhen der Zeit, daß sie nicht als ein Leichnam des Vergangenen erscheine, dem Gott die Seele nicht noch einmal giebt. In



der Predigt muß eine lebendig frische, freie Regung herrschen, dann wird sie sich auf die Hörer übertragen und sie herbeiziehen aus allen Ständen.

Die allergrößeste Verkehrtheit aber ist es, wenn die Kanzel in Glaubenssachen zu Streit und Widerstreit benutzt wird, was allerdings auch, und gar leicht, die Kirchen füllt, aber im höchsten Grade sündlich ist. „Alle Bitterkeit und Grimm, Zorn, Geschrei und Lästerung sey ferne von Euch, sammt aller Bosheit!" spricht Paulus. Nichts nutzloser, als ein Eifern und Geifern um Dinge, die Jeder in seiner Weise sieht und betrachtet, sie so sehen und betrachten darf. Ueber Eines und das Hauptsächlichste müssen wir doch einig seyn, und sind's auch in des Streites Ende aller Enden. Wir müssen glauben an eine höhere Kraft und Macht, denn vor dem unergründbaren Werke der Schöpfung wird alle Kraft und Macht der Menschen ihre Nichtigkeit erkennen. Wir müssen glauben an eine höhere Weisheit, denn auch bei oftmaligem langen Widerstreben wird die Menschheit zum Fortschritt geführt in Wissen und Erleuchtung, und das Widerstreben macht nur den Fortschritt gehaltreicher. Wir müssen glauben an eine höhere Gerechtigkeit, denn sie wird uns bezeugt durch die Geschichte der Völker, die in den Thaten der Klarheit, des Edlen und Rechten, Segen und Heil, in Unwahrheit, Taumel und Lüsten aber ihren Untergang fanden; — wir müssen einig seyn in des Streites Ende aller Enden über einen Gott der Kraft und Macht, der Weisheit und Gerechtigkeit! G z.

Im Feld.

(Fortsetzung des im Jahrgange für 1846 begonnenen Aufsatzes.)

„Im nächsten Jahre gehen wir wieder auf's Feld!" — so schlossen wir, nachdem wir uns die „einheimischen Getreide-Arten" betrachtet hatten. Vorwärts also, und zuerst dem Heer von Stangen entgegen, welche die Bohnen-Pflanzen aufrecht erhalten.

Die gemeine Bohne (P[illegible]

gen: — S[illegible]



kürzer ist, als ihr Stützblatt. Die Blumen stehen paarweis und auf kurzen Stielchen; Stiel und Stielchen sind ebenfalls von Haaren bedeckt. Die Stützblätter (Fig. a) sind eiförmig, spitz, je eins an dem Grunde des Stielchens, je zwei unter dem Kelche und breiter als dieser. Er besteht aus einer zweizähnigen Ober- und einer dreizähnigen Unter-Lippe (Fig. b). Die Blumenkrone, ungefähr dreiviertel Zoll lang, gehört zu der Art von Blüthen, die man Schmetterlings-Blüthen nennt. Sie besteht aus fünf weißen oder röthlichen Kronenblättern. Das oberste Blatt, die Fahne (Fig. c), mit einer kurzen, stielartigen Verlängerung (Nagel genannt) ist nach oben rundlich, mit vorgestreckten Seiten und zurückgebogener Spitze; die beiden Seitenblätter, Flügel (Fig. d), sind langgenagelt, stumpf, nach unten verschmälert, am obern Rande mit stumpfen, zahnförmigen Fortsätzen. Die beiden untern Blätter, das Schiffchen bildend, sind spiralförmig gewunden. — Der oberwärts bärtige Griffel, so wie die zehn in zwei Bündel verwachsenen (daher zweibrüdrigen) Staubgefäße sind spiralförmig gewunden. (Fig. e, f und g.) — Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine lange, grade oder sichelförmig gebogene, lang zugespitzte, am Grunde allmälig verdünnte, wenig knorrige, von den Seiten zusammengedrückte, etwas schief gestreifte, Anfangs grüne und fleischige (dann grüne Bohne genannt), darauf gelbliche und trockene, herabhängende Hülse (Fig. h). Außerdem ist sie zweiklappig, durch welche Zellenmassen zwischen den Samen in Querfächer getheilt, und enthält viele Samen. Diese, gewöhnlich weiße Bohnen genannt, sind mit einem Nabelstrange versehen (d. h. gestielt), breit gezogen, nierenförmig, von glänzender Oberfläche, weiß, mit einem kleinen matten Fleck an der ausgebuchteten Seite. Zieht man von

einem Samen die Oberhaut (Eihaut) ab, was vorzüglich dann leicht geht, wenn man ihn einen Tag im Wasser hat liegen lassen, so theilt er sich in zwei Hälften, die Samenlappen (Fig. i stellt einen Samen dar), die auf der innern Seite eben, auf der andern erhaben sind. Der Punkt, in dem die Samenlappen zusammenhangen, ist der Lebensknoten des neuen Pflanzengebildes, dessen Pflänzchen (**plumula**) nach innen, das Würzelchen (**radicula**) aber nach außen liegt. Aus der ersteren entwickelt sich der aufwärtssteigende Stock, aus der letzteren die Wurzel der neuen Pflanze. (Fig. **k** zeigt Pflänzchen und Würzelchen von den Samenlappen getrennt.)

Die gemeine Bohne, von der es viele Abänderungen, z. B. die Stangenbohne, die Reiserbohne, die Staudebohne und so weiter giebt, ist in Ostindien zu Hause, wird aber überall, in allen Welttheilen sehr häufig gebaut; sie blüht vom Juni bis in den September und gehört in die natürliche Familie der Schmetterlingsblüthler (**Papilionaceae Lin**) und in die zehnmännige Ordnung der zweibrüdrigen Klasse (**Diadelphia Decandria**) des Linnäischen Geschlechtssystems. — Sowohl die grünen als die weißen Bohnen werden als Gemüse, letztere auch in Suppen genossen. Von den Thieren werden sie nicht gefressen und manchen sollen sie sogar schädlich seyn. — Eine wenig zum Anbau im Großen sich eignende Bohne ist die Blumenbohne (**Phaseolus multiflorus Wild.**), die im mittleren Amerika einheimisch und bei uns zur Berankung von Lauben und Spalieren gebraucht wird. —

Verlassen wir jetzt das Bohnenfeld, so wähnt unser Auge die sanft bewegte Oberfläche eines großen See's, in dessen Fluthen der blaue Himmel sich spiegelt, zu erblicken; es ist dies ein blühendes Flachs-Feld. Wir ziehen behutsam eines „der lieblichen Pflänzchen der Mädchen" (**Linum usitatissimum Lin.**, den gebräuchlichen Lein) aus dem Boden, es genauer zu betrachten. — Die dünne, bräunliche Pfahlwurzel treibt einen aufrecht stehenden, nur nach oben sich verästelnden, stielrunden Stengel, der ebenso wie die wechselständigen, lanzettlichen, dreinervigen Blätter kahl ist. — Die Blüthen stehen in lockern, gabel-ästigen, vor dem Aufblühen niederhängenden Rispen am Gipfel des Stengels. Der Kelch hat fünf eirunde, zugespitzte, mit kleinen Härchen am Rande besetzte (d. h. klein gewimperte) Blätter. (Fig. a und b Kelchblätter.) — Die fünf Blumenblätter sind dagegen um vieles länger als der Kelch, verkehrt eirund und von schöner, hellblauer Farbe. (Fig. c ein Kronenblatt.) Der kegelförmige Fruchtknoten trägt fünf fädliche Griffel mit kolbigen Narben; die ersteren überragen um ein gutes Theil die fünf, unter dem Fruchtknoten entspringenden und durch einen gemeinschaftlichen Ring zusammenhangenden Staubgefäße. (Fig. **d** die Fortpflanzungswerkzeuge des Flachses, bestehend aus Fruchtknoten, Griffeln mit Narben und aus Staubgefäßen.) Das Staubgefäß (Fig. e) hat einen nach unten verbreiterten, nach oben



verdünnten Staubfaden und einen zweifächerigen, schräg angehefteten, großen Staubbeutel. Die Frucht (Fig. f) ist eine fast kugelige, kurz stachelspitzige, fünfklappige Kapsel, die zehn Fächer (Fig. g eine Kapsel im Durchschnitt) und in jedem einen verkehrt-eirunden, flach zusammengedrückten, braunen, glatten und glänzenden Samen enthält. (Fig. h ein Same, i vergrößert, k im Querschnitt, l im Längsschnitt.)

Der Flachs, wahrscheinlich aus dem Morgenlande stammend, wird in Europa und Nord-Amerika häufig angebaut, und findet sich auch verwildert unter der Saat. Er blüht vom Juni bis zum August, seine Blüthen sind aber nur des Vormittags geöffnet. — Aus den langen, festen Fasern (Baströhren) des Flachses wird eins der schönsten und nützlichsten Gespinnste, die Leinwand, bereitet. Leider hat die Sorgfalt, die man früher auf die Leinwandbereitung wandte, durch die häufigere Einführung und durch den allgemeineren Verbrauch der Baumwollen-Waaren sehr abgenommen, und nicht selten werden Leinenzeuge durch Baumwolle verfälscht. Diese Verfälschung wird durch einige Tropfen Salpetersäure, welche

die Baumwollenfäden kraus zusammenzieht, die Flachsfäden aber unverändert läßt, erkannt. — Die Früchte, Leinsamen, geben vielen Vögeln ein gutes Futter und gepreßt das bekannte, in Künsten, Gewerben, in der Arzneikunde und im Haushalte vielfach gebrauchte Lein-Oel, das seiner austrocknenden Eigenschaft wegen zur Oel-Malerei gern benutzt wird. Die ausgepreßten Hülsen (Oelkuchen genannt) werden den Kühen als ein nahrhaftes, die Milchabsonderung beförderndes Futter gereicht. — Der Flachs gehört in die fünfweibige Ordnung der fünfmännigen Klasse (**Pentandria Pentagynia**) des Linnäischen Systems.

Von dem Flachsfelde wenden wir uns zu einem andern, auf dem eine Pflanze gebaut wird, die, obgleich eine Giftpflanze, doch einen bei Weitem leichtern Eingang in Europa fand, als die so segensreiche Kartoffel, den alten Satz abermals bekundend, daß die Menschen das Neue dann gern aufnehmen, wenn es, ihnen sinnliche Genüsse, Befriedigung ihrer Begierden darbietet, sich mit aller Kraft aber gegen dasselbe auflehnen, wenn es, im bescheidenen Gewande auftretend, nur Befriedigung wahrhafter Bedürfnisse verheißt. — Diese Pflanze, ohne deren Genuß jetzt nur wenige Männer leben können, den sich schon Knaben, neuerdings sogar Frauen und Jungfrauen zu verschaffen trachten, ist die gemeine Tabakspflanze (**Nicotiana Tabacum**). Den ersteren lateinischen Namen hat sie von dem französischen Gesandten am portugiesischen Hofe Jean Nicot, der um das Jahr 1560 die ersten Samen nach Paris brachte. Den andern lateinischen und deutschen Namen empfing die Tabakspflanze von den Spaniern, unter denen ein Mönch, Namens Roman Pane, sie im Jahr 1496 in dem Theile der Insel **Hispaniola** (San Domingo oder Hayti), der von den Eingeborenen **Tabaco** genannt wurde, in allgemeinem Gebrauch fand und nach Europa brachte. Seit dieser Zeit hat sich der Anbau dieses Krautes über das ganze südliche und mittlere Europa, sein Gebrauch aber beinahe über die ganze Erde verbreitet. Der gemeine Tabak, auch Virginien-Tabak oder virginischer Tabak genannt, hat eine spindelförmige, ästige, faserige, weiße Wurzel, die einen oder mehrere runde, drei bis sechs Fuß hohe, fingers- bis daumensdicke, mit drüsigen, einen klebrigen, schmierigen Saft absondernden Flaumenhaaren besetzte, nach oben sich verästelnde Stengel treibt. Die Blätter, entweder gestielt oder ungestielt (sitzend) sind länglich-lanzettlich, zugespitzt, nach dem Grunde zu verschmälert, ganzrandig, von der Mitte an zurückgebogen und beinahe hangend; die Hauptadern laufen von der Mittelrippe unter spitzen Winkeln ab. Der Blüthenstand ist eine große, vielblumige Trugdolde, d. h. um eine einzelne Blüthe stehen im Quirl mehrere Blüthenstiele mit einer oder mehreren Blüthen.

Der röhrig-glockige, drei Viertel Zoll lange, mit fünf lanzettlichen, lang zugespitzten, aufrecht stehenden Zipfeln versehene, bleibende Kelch umschließt eine zwei Zoll lange, mit Drüsenhaaren



besetzte, walzige, über die Mitte sich bauchig erweiternde, grünlich-weißliche Blumenkrone, deren rosenrother Saum in fünf zurückgebogene, breit-eirunde, lang zugespitzte Zipfel getheilt ist. Die fünf im Grunde der Blumenkrone angehefteten, aufrecht stehenden, nach unten etwas behaarten Staubfäden reichen mit ihren gelben Staubbeuteln bis an die Umbiegung des Saumes. Von derselben Länge, wie die Staubgefäße, ist auch der Stengel, aus Fruchtknoten, Griffel und runder, grüner Narbe bestehend. (Fig. **a** zeigt die aufgeschnittene Blumenkrone nebst Stempel und Staubgefäßen.) Der Fruchtknoten erwächst zu einer spitzen, eiförmigen, zweifächerigen Kapsel von der Größe des stehenbleibenden Kelches, die mit zwei Klappen aufspringend viele, sehr kleine, rundliche, braune Samen enthält. (Fig. **b** stellt eine ganze Kapsel, Fig. **c** eine quer durchschnittene, Fig. **d** Samen dar.)

Der Tabak blüht von Juli bis Oktober, sein Anbau erfordert, wenigstens in unserm Klima, eine große Sorgfalt in der Zubereitung der Mistbeete (Tabakskutschen), in die der Same gestreut wird, und bei der Verpflanzung der jungen Pflanzen auch ein gut gegrabenes und gereinigtes Feld. Diejenigen Pflanzen, die nicht zum Samentragen bleiben sollen, werden vor dem Blüthentreiben geköpft, die Blätter aber, wenn sie anfangen gelb zu werden, bricht man ab, bindet sie in Bündel, trocknet sie, wirft sie sodann auf große Haufen, damit sie in Gährung übergehen und trocknet sie zum zweiten Male. Dann kommen sie in den Handel. — Der gemeine Tabak hat noch mehrere Verwandten, den breitblättrigen oder Maryland-Tabak, Tuten- oder Schaufel-Tabak (**Nicotiana macrophylla**) und den Bauern- oder Veilchen- oder türkischen Tabak (**Nicotiana rustica**), welche Arten ebenfalls in Deutschland im Großen gebaut werden. — Die Anwendung des Tabaks

als Rauch-, Kau- und Schnupftabak ist bekannt; in der Arzneikunde braucht man ihn zuweilen bei Klystiren. Er enthält einen eigenthümlichen Stoff, das Nicotianin oder Tabakskampfer, ein braunes Oel, das der eigentliche scharfe, betäubende Stoff ist, dessen unangenehme Wirkungen Anfangs alle diejenigen mehr oder minder erfahren haben, die dem Rauchen sich ergeben. Durch fortgesetzten Genuß wird dann die Empfindlichkeit der Nerven nach und nach abgestumpft. — Die Tabakspflanze gehört zur einweibigen Ordnung der fünfmännigen Klasse (Pentandria Pentagynia) des Linnäischen Systems und zur natürlichen Familie der nachtschattenartigen Gewächse (Colaneae Juss). Ludwig Heros.

Erndtefest und — Wucher.

„Die Felder sind nun alle leer, die Scheunen aber voll!" und wenn Jung und Alt Gott gedankt hat für den Segen, dann machen sich nach langer, saurer Arbeit die Landleute einen frohen Tag; sie feiern das Erndtefest, und in dem Gedanken: wir pflegten den Acker, nun pflegt er uns wieder, jubelt sich die Fröhlichkeit in Klang, Sang und Tanz aus, volle Krüge und Schüsseln klappern und dampfen dabei gar lieblich. Ein echter — das heißt: ein guter — Gutsherr fördert dann mit seinen Gaben und noch mehr mit dem freundlich theilnehmenden Blick und zutraulicher Rede die allgemeine Lust. In alter Zeit war's mit dem Erndtefest freilich noch etwas Anderes, aber es gab auch mehr Reichthum in den Dörfern, wovon wir etwas erzählen wollen, was heut kaum glaublich scheint. Im Jahr 1400 sagte der Hochmeister Conrad von Jungingen zu seinen Gästen, nachdem sie den überall in den preußischen Dörfern herrschenden Wohlstand priesen: „Ich habe zu Niclaswalde einen Bauer, der elf Tonnen Goldes besitzt." Als man dazu zweifelnde Mienen wahrnehmen ließ, mußte ein Bote dem Bauer melden: der Hochmeister werde mit seinen Freunden am folgenden Tage bei ihm essen und er möge den Gästen seinen Reichthum zeigen. Das Hüttchen, in welchem der Bauer die Ankommenden empfing, zeugte nicht für seine große Wohlhabenheit, der Tisch war auch nur mit Speisen nach ländlicher Sitte besetzt, und da es für die vielen Gäste an Stühlen gebrach, hatte man auf Untersätze Bretter gelegt und dadurch Bänke gebildet. Während der Mahlzeit fragten die neugierigen Ritter den Bauer öfter nach seinem Vermögen, er aber wich den Fragen sorglich aus, bis der Hochmeister sagte: „Zeigt nur Eure Glücksgüter, es soll Euch keinen Nachtheil bringen!" — Treuherzig erwiederte der Bauer: „Ich weiß, daß verleugnetes Gut dem Herrn gehört, darum habe ich nichts verborgen, sondern Euch Alles vorgesetzt." — Er bat hiernach die Sitzenden, aufzustehen und die Bretter abzuheben, wonach sie nun fanden, daß elf kleine Fässer, welche den Bänken als Füße



[illegible]

… braucht man ihr [illegible]
eigenthümlichen [illegible]
braunes Oel, das [illegible]
[illegible]

[illegible]

… Das [illegible]

[illegible]

… nichts [illegible]
… die Eigenden [illegible]
… sie nun fanden [illegible]





gedient hatten, bis an den Rand Gold enthielten, ein zwölftes zur Hälfte damit angefüllt war. Während nun die Ritter staunten, befahl der, über das zutrauensvolle Benehmen seines Wirths erfreute Hochmeister, das zwölfte, halbleere Fäßchen aus seinem Schatz zu füllen, damit er nun mit Wahrheit versichern könne: der Bauer in Nielaswalde habe sogar zwölf Tonnen Goldes, woraus sich denn ergiebt, daß der Hochmeister auch überflüssig bei Kasse gewesen seyn müsse. Damals zog indeß der Bauer den Gewinn aus seinen Erndten reichlicher als jetzt, wo die Noth des Augenblicks ihn oft zwingt, seine Vorräthe den Wucherern zu überlassen, um rasch zu Gelde zu kommen. Nun hat zwar der Wucher — es ist schmerzlich, bei dem schönen Erndtefeste seiner gedenken zu müssen! — allzeit sein Unwesen getrieben, aber die schmachvolle Bedeutung des Wortes Wucher entstand doch erst durch neuere gewinnsüchtige Kreuz- und Querzüge, da es sonst nur den Sinn von Zins hatte, der ehrlichen Maaßes in der Ordnung ist, wenn ein Geldhabender den Geldbedürftigen unterstützt. In heutiger Zeit, wo das Elend umfangreich und ein Berechnen und Ausbeuten des Elends als Geschäft Vieler mit gewissenloser Klügelei und listig verdeckter Betrügerei ausgestattet worden ist, macht man den Wucher spitzfindig und verschmitzt sogar zur Weisheit des Lebens. Das darf freilich nicht verwundern, weil jetzt überhaupt die Selbstsucht in allen Richtungen zur Regel geworden ist, wobei die Ausnahmen, das heißt, die unerschütterlich Ehrlichen natürlich zu Grunde gehen müssen, wenn sie nicht vollauf mit inneren Kräften und dem freudigen Muth zur Entsagung ausgerüstet sind. Um eben hauptsächlich den Kornwucherern — ehrliche Getreidehändler sind begreiflich hiermit nicht gemeint! — nachzuspüren, überschaue man nur ernstlich ihre Umtriebe vom Herbst 1845 bis zum Juni 1846. Da kamen, nachdem diese Aufkäufer Vorrath hatten, in den öffentlichen Blättern Berichte von höchst wahrscheinlichem Mangel an Feldfrüchten, ja, die Aussicht zur Hungersnoth wurde vorgespiegelt. Wer nun konnte, hielt sein Getreide an sich, so daß in einigen Gegenden wirklich ein erzwungener Mangel entstand. Dazwischen, wenn mehrere Kornwucherer

Jahres 1846, einen Ertrag gegen den andern ausgeglichen, eine segensreiche war, wird man gleiche Wucher-Versuche, bis in das Jahr 1847 hinein gewiß nicht unterlassen.

„Zwiefach gebühret die Strafe dem Dieb,
Vierfach dem Wuch'rer, der Armuth zu Lieb'!"

– das ist auch ein altes Sprüchwort, dem man wieder zu frischer Wahrheit verhelfen sollte, um die Wucherer, diese Hamster unter den Menschen, möglichst einzuschrecken. Der Hamster ist bekanntlich ein sehr schädliches Geschöpf, ein schlimmer Communist (Theilhaber), indem er für sein hält, was er für sich brauchbar findet und wegschleppen kann. Er ist so hab- und eigensüchtig, daß er im Herbst, um seine Vorräthe für sich allein zu haben, sogar sein Weibchen aus dem Bau treibt und zwingt, noch rasch für eine eigene Winter-Höhle zu sorgen. Daß man den Hamster todtschlägt, wo man ihn findet, ziehen wir nicht in unsern Vergleich, wir haben ja schon mit obigem Sprüchwort das Gesetz gegen Kornwucherer in Anspruch genommen; wir wollen ferner treulich bemerken, daß der Hamster Alles stiehlt, der Wucherer aber doch Etwas bezahlt durch geringe Preise, dem Nothstande der Landleute mit allerlei Verkehrungen, Schlauheiten und Spiegelfechtereien abgepreßt. Wenn nun aber Wucherer die Preise in die Höhe geschraubt haben, stehlen sie ärger als die Hamster: sie machen den Armen ihre Pfennige zu Hellern, und noch ein Glück, wenn nicht wirklich die Wucherer hier oder da einen Hungertod verschulden. Daß die Hamster sich schnell vermehren, ist indeß noch eine Aehnlichkeit, die sie mit den heutigen Wucherern haben, und wenn diese sich untereinander vernichten und verzehren wollten, wie es die Hamster thun, dürfte man dies eine sehr wünschenswerthe Aehnlichkeit nennen. Mit den Hamstern wären wir fertig, mit den Wucherern aber noch nicht. Sie wollen ihre, auf Angst und Hunger der Armen begründete Beutelschneiderei mit allerlei Blendwerk beschönigen, Luther aber sagt:

„Wer glaubt, daß Wucher nicht Sünde sey,
Der hat keinen Gott, das glaube treu!"



wo sie aber schon verkehrt haben, die Auslichte gegeben werde durch Enthüllung ihrer lügnerischen Gaunerei und Feststellung der Wahrheit. In Holland und Belgien hat man schon begonnen, den Trug-Gängen der Wucherer nachzuforschen: es sind auch bereits, da sich gar freche, von Neuem Angst erregende Täuschungen herausstellten, Straf-Erkenntnisse erfolgt. —

Und wenn zum Schluß wir dies empfehlen,
So laßt uns nicht den Wunsch verhehlen:
Zum Teufel mit den Wucherseelen,
Die an der Armuth reich sich stehlen! Gz.

Der Affe als Heiraths-Stifter.

Graf Oldagner, unter Philipp V lange Zeit Vice-König in Peru, war endlich der Täuschungen, des Glanzes und der Schmeicheleien müde; sein ernster Sinn hatte an dem Spiel der Menschen mit Menschen nie Gefallen gefunden, und zuletzt ward sein Widerwille gegen eine Gewalt, die alles Bessere in Ohnmacht erhalten soll, so mächtig, daß sein Ungestüm, mit dem er um Entlassung bat, Gehör fand. Er ging nach Valencia, der Stadt, in deren Nähe er große Güter besaß, und lebte dort der Erziehung seiner schönen einzigen Tochter Eleonora. Sie war kaum zur Jungfrau herangeblüht, als sich Freier in Menge um die schöne reiche Erbin bewarben. Eleonora unterwarf sich scheu und erröthend den Wünschen ihres Vaters; diesem aber ward die Wahl schwer, denn er zeichnete Drei der Bewerber aus, nämlich: Juan, den Neffen des Herzogs von Medina, Lope, den Sohn des Premier-Ministers, und den Chevalier Alcantara.

Einst fragte er seinen Intendanten, Don Miguel, einen erprobten alten Diener, um Rath. — „Herr Graf!“ so entgegnete Miguel — „ich traue mir selbst keine Entscheidung in der Sache zu; aber ich meine, wir thun wohl, ein Hülfsmittel zu wählen, das uns zum Ziele führen wird. Ihr wißt, daß die Affen gar gern und leicht die Manieren der Menschen annehmen, die sie vor sich sehen. Wie wäre es, wenn Ihr Euern Gaspardo“ — so hieß der Leib-Affe des Grafen — „einem jeden der drei Freier auf einige Zeit unter irgend einem Ehren-Vorwand in's Haus gäbet? Wir erfahren dann vielleicht durch ein Zeichen, was von den drei Freiern zu halten sey!“ — So hinterlistig dies auch Anfangs dem Grafen dünkte, ließ er sich doch zureden. Gaspardo ward in einen rothsammetnen Rock gesteckt, erhielt einen stattlichen Hut und besuchte zuerst Juan.

Als Liebling Eleonorens diesem sehr willkommen, ward Gaspardo steter Begleiter des neuen Gönners. Nach zehn Tagen holte

man ihn unter einem Vorwande wieder ab. Graf Oldagner hatte eben Gesellschaft bei sich gehabt, als Gaspardo wieder heim kam. Ohne Weiteres warf sich der Zurückgekehrte über die Reste der Speisen und Weine her und schwelgte, bis er nichts mehr be-



zwingen konnte, sich in seinem rothen Sammetrock auf's erste beste Canapee lagerte und einschlief. Der Graf meinte, es sey Hunger, man habe ihn fasten lassen; aber täglich wiederholte sich diese Schwelgsucht, und so sah er bald ein, daß Don Miguel's gleich Anfangs ausgesprochene Bemerkung ganz wahr sey: Gaspardo sey bei einem Erz-Schwelger gewesen.

Hierdurch ermuthigt, ward der nachahmende Gast dem zweiten Freier, dem Lope, zugesellt. Zehn Tage waren bald wieder um; Gaspardo ward zum zweiten Mal heimisch. Er fiel alsbald im



Salon über einen Tisch her, mischte, nahm ab, gab Karten und war nicht vom Spieltisch wegzubringen. Der Sohn des Premier-Ministers war also offenbar ein Erz-Spieler, mithin ebenfalls kein Gemahl für Eleonoren.

Jetzt ging es zum Chevalier Alcantara. Von diesem kaum zurückgekehrt, war das Erste, daß Gaspardo sich vor jedem hübschen Gesicht nieder warf, und durch Heulen und sprechende Be-



wegungen eine so ausdrucksvolle Liebessprache redete, daß es sonnenklar wurde: der Ritter Alcantara sey ein Erz-Liebler.

„Nun, Herr Graf!“ begann Don Miguel; „Ihr seht jetzt deutlich, daß Keiner der drei Freier Eurer edlen Tochter werth ist. Es wäre gewiß von den traurigsten Folgen, wolltet Ihr Einen derselben für sie wählen. Wenn es mir aber vergönnt ist, einen zweiten Rath zu geben, so wäre es der, Ihr ließet bei Eurem Reichthum die reichen Schwiegersöhne scheiden, und schätztet nach dem innern Reichthum des Gemüths. Wenn ich Euch da einen Vorschlag machen dürfte, so weis' ich auf den jungen Maler, der Eurer Tochter Züge so schön und treffend entnahm, daß mich dünkt, er habe auch ihr Herz gleich mitgenommen. Es ist ein wackerer junger Mann, der Sohn eines biedern Schiffs-Capitains, der im Kriege gegen Portugal sich ruhmvoll hervorgethan. Zur Ueberzeugung können wir uns ja auch hier des Affen bedienen!“ — Nach manchem Ueberlegen gestattete dies Oldagner, und der Affe ward aus Vorsicht zu dem neuen unbewußten Freier geschickt. Als die Probezeit um war, that der Affe nichts, als malen, sin-



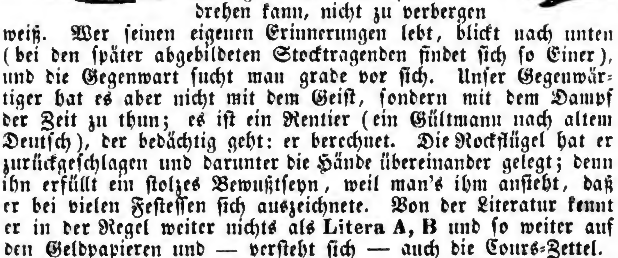
nen und — unaufhörlich ein Bildniß küssen, von dem sich bald erwies, es sey kein anderes, als das der im Stillen angebeteten Eleonora. Was war zu thun? Der Graf sah über äußeres Gut hinweg, suchte und fand auch wirklich das innere Glück seiner geliebten Tochter in der Vereinigung derselben mit dem jungen überglücklichen Maler. Gaspardo aber ward ein sehr werthes Hochzeits-Geschenk des jungen Ehepaares, dessen Glück er unverkennbar bewirkt hatte.

Vom Aeusseren und Behaben.

Lavater's Gesichtsdeuterei und Gall's Schädellehre, so weit beide Wahrheit haben mögen, sind unvollständige Wissenschaften; wer die Menschen möglichst durch und durch will kennen lernen, darf sich nichts entgehen lassen, und es dient hier nicht unbedeutend das Aeußere in Geberde und Kleidung. Aus den Theilen erkennt man das Ganze — ex ungue leonem — aus der Klaue den Löwen. Dies lateinische Sprüchwort läßt sich sogar auf unsre „Löwen", auf die Stutzer anwenden. Wenn die einmal sich nicht schämen, ihre Hände ohne Handschuhe zu zeigen, sieht man, daß sie die Arbeit scheuten, demnach nicht nutzen wollen und wieder demnach zu nichts nutz sind. Aber nicht nur die Züge des Angesichts, die Hügel und Hörner des Hirns sind verrätherisch, selbst der Rock, Hut, Stock, Gruß, alle Anhängsel und Geberden können zu Aufschluß verhelfen, und wir wollen einmal einen Beitrag zu der Schlußfolge aus solchen Eigenthümlichkeiten geben.

Betrachten wir zunächst die Männer auf der Straße. Wer in die Zukunft schwärmt, schaut in die Höhe, kann also, da Einem die Gegenwart nicht aus dem Wege geht, leicht über manche vorhandene Wirklichkeit stolpern. Er gleicht darin dem Rückwärts-Seher, der sich nicht gern in's Antlitz schauen läßt, weil er wohl weiß, daß er sich vergangen hat in Begünstigung dessen, was vergangen ist, und nun den Aerger darüber, daß er nicht dem ganzen gegenwärtigen Leben den Hals umdrehen kann, nicht zu verbergen weiß.





Wer seinen eigenen Erinnerungen lebt, blickt nach unten (bei den später abgebildeten Stocktragenden findet sich so Einer), und die Gegenwart sucht man grade vor sich. Unser Gegenwärtiger hat es aber nicht mit dem Geist, sondern mit dem Dampf der Zeit zu thun; es ist ein Rentier (ein Gültmann nach altem Deutsch), der bedächtig geht: er berechnet. Die Rockflügel hat er zurückgeschlagen und darunter die Hände übereinander gelegt; denn ihn erfüllt ein stolzes Bewußtseyn, weil man's ihm ansieht, daß er bei vielen Festessen sich auszeichnete. Von der Literatur kennt er in der Regel weiter nichts als **Litera A, B** und so weiter auf den Geldpapieren und — versteht sich — auch die Cours-Zettel.

Wer mit Kopf und Augen rechts und links umherfährt, denkt an gar nichts, möchte aber gern etwas zur Unterhaltung auffinden, was ihm das Nichtsdenken angenehmer macht. Wer oft von





der Seite sieht, fürchtet sich vor Gläubigern, sucht ein lüstern Abenteuerchen oder raucht heimlich eine Cigarre, von der die Polizei nichts erfahren soll, worüber er denn aus seiner heimlichen Freude zuweilen der Jubel-Bewegung sich nicht enthalten kann. — Eilt Einer sehr rasch dahin, hat er ein Plänchen im Kopf und meint gleichsam, es liefe vor ihm her. Sieht er aus, als wollte er fliegen, dann sind die Fittige eines Liebestraums im Spiel; und putzt er dabei dennoch an Halstuch, Kragen und so weiter, sieht zuweilen wohlgefällig auf seine schmucken Beinkleider, hält sich wie auf Draht gezogen, dann ist sein Wahlspruch bei der Lebensgefährtin: „Ohne Geld nie!" — „Geld ohne Sie!" hätte ihm wahrscheinlich noch bessern Klang. Jedenfalls ein innen hohler Nichtsnutz, ein vermückertes Kerlchen voller Einbildung durch Mangel an Ausbildung. Wer mit kleinen Schritten daher trippelt, mit den Augen blinzelt, mit den Schultern zuckt, ist ein Reizbarer, Zänkischer, Schwatzhafter; ein Aufspürer, Aushorcher und Stamm-Leser in den Conditoreien.

Spreizt sich Einer daher mit goldenen Ketten, Ringen, Tuchnadeln, langen Uhrgehängen, bezierratheten Schaugläsern, ist's ein die Nase hoch tragender Emporkömmling, rückenkrümmend nach oben, verächtlich niederschauend auf Alle, die nicht betitelt oder begeldsackt sind; ein baronisirter Geldmensch oder ein Baron, der das Seine verlungerte und nun mit dem ihm übrig gebliebenen Hochmuth und dem Rest seiner an ihm herumhängenden Habe Narren sucht, die er anpumpen kann. Oder es ist ein Beisitzer vom grünen Tisch, ein Taschenspieler, ein Börsen-Unterhändler, der sein Spiel treibt in den Taschen Anderer. — Der ehrsame





Philister, zum Pantoffel-Helden geboren, der Alles, sogar das Schneuzen der Nase, mit Umständlichkeit verknüpft, der nicht viel sorgt, aber gern für sich sorgen, sich aber leicht zufriedenstellen läßt, ist am latschigen Gange und an der schlottrichen Haltung zu erkennen.



Wenn wir zum Gruß uns wenden, wollen wir einen Gegensatz geben von jenem Aufgeblasenen: einen sich selbst Erniedrigenden, der in geistiger Verwahrlosung und Lüderlichkeit zum Hungerleider wurde und nun vor Jedem, von dem sich irgend etwas hoffen und erbetteln läßt, sich in Unterthänigkeit so zusammendrückt und zu-

sammenzieht, als wollt' er unterwürfigst in ein Mäuseloch kriechen. Schaudervolle Entwürdigung des Menschen! — solch ein Lump hat alle Ursach, zu thun, als ob er sich gar nicht unterstände, da zu seyn; denn auch die bitterste Armuth muß den Trost festhalten, sich nicht verächtlich erniedrigt zu haben.

Zwei Personen, von denen die eine höher steht, die aber Beide gleich eingebildet sind, grüßen sich entweder kaum merklich, oder der Eine sieht und der Andre wendet sich abseits, um sich den Schein zu geben, als sähen sie sich nicht. Der Letztere kann durch die rasche Drehung zuweilen um den reinlichen Stiefel kommen, wie wir dies neulich mit ansahen und nach der Natur abbildeten. — Der höhere Beamte dem Untergebenen und der Professor dem Lehrbeflissenen gegenüber, auch wenn sie nicht eben stolz sind, lüften bei steifem Gange den Hut nur ein wenig, wenn sie grüßen; sie wollen etwas gelten und ihr Gruß soll sich machen wie ein Zeichen herablassenden Wohlwollens. — Wer bei dem Gruße ohne Hutziehen kaum nickt, ist selber ein Filz; wer nur mit der Hand winkt, will den noch nicht bezahlten Hut schonen oder den Vornehmen spielen. Der Gruß mit rascher Kopfbewegung bezeugt Vertraulichkeit, spricht auch mitunter eine Art von Abweisung oder das „Immer mit dem Hut!" aus. In letzterem Falle ist's einestheils bis in's Kleinliche gehende Neuerungssucht und Auflehnen gegen die Höflichkeit, die überhaupt von Vielen nur noch angewendet wird, wenn sie etwas haben wollen, was ihnen von Gott und Rechts wegen ganz und gar nicht gehört; anderntheils greift das „Immer mit dem Hut!" haupsächlich dadurch um sich, weil viele sich zu den Männern rechnenden Leute frühzeitig Perrücken tragen müssen. Das will man gern verbergen und der Hut zieht bei'm Abnehmen bekanntlich zuweilen die Perrücke mit in die Höhe. Man schiebt da Gesundheits-Rücksichten vor, und das hat bei schwächlichen Kräften freilich etwas für sich. Ehemals hielt man grade ein zuweiliges Lüften der Kopfbedeckung und des Kopfes für gesund; das thaten indeß kräftige Männer und den schwächlichen können diese allerdings nicht Vorbild seyn. — Der Geck grüßt auf mancherlei Weise, ohne mit einer einzigen zu verleugnen, daß er ein Geck ist; man braucht dazu nicht einmal die Augen, er giebt sich durch Wohldüftelei schon der Nase zu erkennen. Zwei, die sich hassen,





grüßen sich sehr ehrfurchtsvoll, wenn sie sich vor einander fürchten; wenn nicht, glotzen sie sich an, als wollten sie sich grob, aber ohne Worte sagen: untersteh' dich nicht, mich zu kennen! Das geschieht besonders auch sehr oft von dem reich und vornehm gewordenen gegen den arm und bescheiden gebliebenen Jugend-Bekannten.

Der Hut selbst giebt nicht selten Aufschluß über den, der darunter steckt. Trägt Jemand den Hut auf einem Ohre, ist's ein eitler Lebemensch, ein kleinlicher Krakeler, ein Wüstling jung und alt. — Hinten über getragen deutet der Hut auf einen keck Mürrischen, einen trotzigen Hagestolzen, Stockgelehrten und dergleichen von Menschen, die mehr Ansprüche gemacht haben als vermöge ihres Thuns und Treibens zulässig sind und dann gern Alles wegwerfend behandeln. — Wer den Hut tief über die Augen zieht und hinten hoch trägt, grollt mit sich und der Welt, schilt in sich hinein; hat er aber den starren Groll mit Humor angefeuchtet, wird er zum hartnäckigen Spötter, stachelt, hechelt und höhnt, „wie's für Stunden wohl erfreulich, für die Dauer ganz abscheulich!" — Der breitkrämpige, spitze Hut verräth einen Sonderling oder Einen, der es seyn will, der sich mit seinem Selbstgefühl beschattet, sich in ihm einknöpft, sich für einen Meister hält und als solcher gleich mit Händen zu greifen seyn will. Da das nicht immer gelingt, schaut er düster drein und ist überzeugt, in der Vorzeit wär's ihm besser gegangen, wovon er sich nicht abbringen läßt, weil ihm, zum Vortheil seines Jammerns, das Gegentheil nicht zu beweisen ist.







Auch durch das Haar geben sich Unterscheidungs-Zeichen kund. Murrköpfe und philisterhafte Handwerker lassen es ungekämmt. Tänzer, Friseurs, Gecken und Stutzer sondern es sorgfältig, bilden auf einer Seite einen kleinen oder aufgewälzten Hügel, ein Nest ihrer vermeinten Vorzüglichkeit, das sich nach der Mode umgestaltet. Alte Soldaten, und Leute, die für schlicht gelten wollen, tragen es schlicht, Raufer haben einen Hahnenkamm. Kahlköpfigkeit und dünne Reste vom Haar, gut ausgelegt, zeugen von thätigem Verstande, oder, wie sie meist auszulegen, von allseitiger Genußsucht, und zugleich verjährte Eitelkeit verräth es, wenn die Reste von hinten heraufgeholt sind, um kümmerlich die Glatze über einem winzigen Gehirn zu bedecken. Graues, aber noch volles Haar deutet auf Anstrengung und durchlebte innere Stürme.



Reichen, festen Haarwuchs haben bis in späte Jahre hinein nur Menschen, die sich geistig und körperlich im Gleichgewicht hielten und denen Verkehrtheiten und Schicksal nichts anhaben konnten. — Der Bart ist der jüngere Bruder und Nachbar des Kopfhaars. Ein großer Schnurrbart bei Einem, der nicht Soldat oder Gensd'arm ist, soll häßliche Zähne bedecken. Ein Bart, vor dem man kaum das Gesicht sieht, gefällt den Kutschern und Auspfändern, in unsrer deutschen Mengel-Sprache Executoren genannt. Der nach den Mundwinkeln sich hinziehende Backenbart ist eine Zierde der Feuer-Arbeiter, „Weinreisenden", Commissionairs und Kellner, und einen Ziegenbart tragen stutzerhafte Künstler. — Das Halstuch verwandelt sich nach dem Alter. Bis zum zehnten Jahr sind wir halstuchfrei, dann hört die Freiheit in mancherlei Sinne auf. Bis zum zwanzigsten Jahre hilft es frischweg stutzern, dann wird es mehr ein Stutzer-Studium, das Geld und Zeit verbringen hilft. Das Halstuch wird nun mitunter zum Halseisen, es beklemmt, man fühlt seine Last, und verschwinden allmälig der Eitlen Ansprüche an Schönheit, die meist zwanzig Jahre länger aushalten als die Schönheit selbst, dann mag aus der Halsbinde werden, was da will. Sie senkt sich, läßt unwillkürlich den Hemdkragen hervorlugen, hat keine künstliche Lagen und Verknotungen mehr und nur alte Lust- und Gewinnsucher, die gern aus dem Hinterhalt spähen, machen es zu einem Sack, in den sie Kinn und Nasenspitze stecken. Der alte Offizier, mit seinem Ruhegehalt, bleibt seiner schwarzen Binde treu, die ihm ohnehin die Sparsamkeit erleichtert. Betagte Aerzte, Advokaten, Künstler und sonstige zeitehrende Thätige tragen das Halstuch anspruchslos, geben sich mit Schlingelungerei und Hervorzupfen des Hemdkragens nicht ab. Was den bloßen Hals betrifft, so hat es der Civilisation (ein Wort, das sich eigentlich durch Sittenverbesserung sollte verdeutschen lassen, aber oft mit Sittenknechtung oder gar Sittenverderbniß näher verwandt ist) beliebt, Leute mit bloßem Halse für Narren, Freigeister oder volkverführende Freiheits-

Ansprüchler („Demagogen" genannt) zu halten, wenn sie zumal an langem Haar merken lassen, daß sie Kurzhalterei nicht leiden mögen.



Am Stock läßt sich gleichfalls viel erkennen. Wer den Stock hinter sich herschleift, ist Einer mit trägem Verstande, ein Männlein, das für einen ganzen Mann gelten will, aber dem Willen Anderer sehr unterthänig ist. Wer den Stockknopf an den Mund hält, sinnt über einen Schwank nach, zum Beispiel: wie er's macht, daß er seine Schulden nicht zu bezahlen braucht, oder, ist's ein alter und eitler Geldmensch, braucht er den Knopf wie einen Lutschbeutel in der Ueberlegung: durch welche Mittel er Commerzienrath und Ordens-Besitzer werden kann. Der Rentier, der gern festhält, was er in den Taschen hat, trägt ihn unter dem Arm. Der Fröhliche hält den Stock in der Mitte, schlägt mit Knopf und Spitze der Welt gleichsam ein Schnippchen; der Traurige und Pietist zieht ihn dicht an sich, wie er grämelnd sich in sich hineinzieht, und der nichtsdenkende Akten-Abschreiber, der gern merken läßt, daß er seinen wichtigen Posten gar nicht hätte, wenn er nicht „mitgewesen" oder wenigstens geraume Zeit Soldat gewesen wäre, trägt ihn wie „Gewehr über!"

Noch viel mehr der äußeren Zeichen zur Erkenntniß des Menschen könnten wir nachweisen: es mag hier ein Anfang gemacht seyn. Wenn wir uns aber nur an die Männer hielten, so bitten wir den Grund darin zu finden, daß bei den Frauen die Mode keine andere Gewohnheit zuläßt als die, in stetem Wechsel zu bleiben, so daß eine heutige Wahrnehmung an ihnen zuweilen schon morgen nicht mehr wahr ist. Da aber die Frauen nach Emancipation (das heißt: nach Gleichberechtigung) trachten, werden sie künftig wohl auch Gleichbepflichtigung anerkennen. Da müssen sie unter vielem Andern Latein und zu ihrem Erstaunen lernen, daß Mode von Modus abstammt, was Maaß heißt (aber nicht das

Schneider-Maaß). Würd' es ihnen dann eingeprägt, Mode und Maaß sey eines und dasselbe, dann lernten sie gewiß auch Maaß halten in der Mode, wie es Männer thun, und nach Gecken, die in der Regel auch weder Latein noch Maaß zu halten verstehen, werden sich ehrsame Frauen gewiß nicht richten wollen, vielmehr wünschen, daß ihre Männer aus eigener Tüchtigkeit ihnen so viel Sprachkenntniß beibringen als hier nothwendig, was geschehen kann in öfterem Wiederholen des Reims:

Maaß ist Mod' und Mod' ist Maaß,
Merk' sich's Jeder, der's vergaß!

G z.

Christian Fürchtegott Gellert.

(Geboren 1715, gestorben 1769.)



In einem Volksbuche dürfen wir ganz vorzugsweise den Gellert nicht vergessen, den Dichter, der in einem der dürresten Zeit-

Abschnitte der deutschen Literatur mit seinen Fabeln, Erzählungen und geistlichen Liedern alle Kreise des Volks durchdrang und, wenn auch nicht eben sehr tiefe dichterische Anschauungen, doch neben einem lebhaften moralischen Gefühl in der Masse eine Lebens-Innigkeit und Herzlichkeit weckte und wach erhielt, die in jenen Zeiten politischer und gesellschaftlicher Verwahrlosung von Bedeutung waren. Der Kamaschendienst, das durch und durch militairisch und herrisch geregelte Leben, durch Friedrich Wilhelm den Ersten begünstigt, auf der einen Seite, auf der andern das gierige Verschlingen der leichtfertigen französischen Schriften und die Nachahmung der verderblichen Pariser Sitten, welche das deutsche Wesen untergruben, ohne unsern Landsleuten die äußere Leichtigkeit und Anmuth zu verleihen, mit denen sie in Frankreich zur Schau getragen wurden; danach die bald von westlichen, bald von nordischen fremden Mächten angeregten Zwiespaltigkeiten im Innern Deutschlands, endlich der gewaltige Bruch zwischen Preußen und Oesterreich und die daran sich reihenden Kriege, dies waren die geschichtlichen Ereignisse während Gellert's Lebenszeit, und in ihnen sind die Ursachen enthalten, durch welche die edelsten Gefühle im deutschen Volke sich abschwächten und versanken. Wo suchte der minder Gebildete, der Arme, Gedrückte die Stütze, an die sein moralisches Gefühl sich klammern sollte? Von den Mächtigen ward sein Wille für nichts geachtet, er selbst als eine Sache angesehen; die Leichtfertigkeit seiner Herren sog das letzte Mark aus seiner geringen Habe und diente ihm als böses Beispiel; das Vaterland war uneins in sich selbst, der Deutsche mordete den Deutschen, und der Arme, der Besitzlose ward bald diesem, bald jenem Herrn zugeschleudert. In dieser Auflösung aller Verhältnisse, wo den geringen Mann des Volks jede Richtschnur des Lebens zu verlassen schien, reichte ihm Gellert eine solche durch seine Fabeln und Geschichten, in denen eine populaire Moral mit aufrichtigstem und sittlich reinstem Gemüthe, mit volksthümlicher Redseligkeit, schalkhaftem, gutmüthigem Witze vorgetragen ward, und das Volk ergriff die rettende Hand; Gellert's Verse klangen wieder in allen sittlich fähigen Herzen. Der Bürger, den die Soldaten-Wirthschaften plagten, die Kriegs-Steuern drückten, der Soldat, den die Werber gepreßt, der Bauer hinter dem Pflug, der leibeigene Knecht, Alle labten sich an den kernigen, liebewarmen, belehrenden Worten des Fabeldichters, und vom Volke aus erhob sich die allgemeine Verehrung für ihn, nachdem sie jene breite, in die Augen fallende Grundlage gewonnen, zu den Besseren auch des Adels, endlich zu den Stufen des Thrones und auf diesen selbst. Diesen Mann des Volkes, diesen Trost, diese Stütze desselben in bedrängten Zeiten — wir schulden ihm ein dauerndes Andenken, und so möge sein Bildniß, welches dies Büchlein bringt, dazu beitragen, die Erinnerung eines Mannes neu zu beleben, der aller Liebe und Achtung für immer würdig ist. Keiner von denen, die

zu seiner Zeit an den Höfen und für Fürsten den Vers und den Reim in Bewegung setzten, die mit hochtrabenden Floskeln der französischen Hof- und Adels-Poesie sich anschlossen, Keiner von ihnen hat eine so umfassende Wirksamkeit gewonnen, wie der Volksdichter Gellert, der die halb verdrängten edleren Gefühle in dem Mann der Arbeit und des Schweißes belebte und befruchtete. Er streute einen Samen, der in den Herzen seiner Leser segensreich aufging. Nur der ist ein echter Dichter des Volks, der, abgewandt aller vornehmen Mode, nicht für eine bestimmte, sich abgrenzende Klasse der Gesellschaft dichtet, sondern der das Schöne, Wahre und Edle im einfachen Gewande dem ganzen Volke zugänglich macht. Das that unser Gellert, und darum Verehrung seinem Andenken! — Gellert, am 4. Juli 1715 zu Haynichen bei Freiberg im Erzgebirge geboren, war der Sohn eines armen, mit dreizehn Kindern gesegneten Pfarrers, der sich und seine Familie kümmerlich ernährte, daher unser Dichter, in welchem der Hang zur Poesie früh sich zeigte, seit seinem elften Jahre durch Abschreiben Geld verdienen mußte. Von der Fürstenschule zu Meißen, wo er sich mit Gärtner und Rabener befreundete, ging er nach der Universität Leipzig, studirte daselbst vier Jahre Theologie und predigte dann versuchsweise vor der Gemeinde seines Vaters. Allein seine schwache Brust, seine natürliche Befangenheit, sein unzuverlässiges Gedächtniß nöthigten ihn, dem Beruf des Kanzelredners zu entsagen. Er begab sich, nachdem er einige Zeit als Erzieher und Privatlehrer hier und da gelebt, wiederum nach Leipzig, schloß sich daselbst an die jüngeren Gelehrten und Schriftsteller, arbeitete mit an den „Bremischen Beiträgen“ und erwarb seinen Lebens-Unterhalt durch Unterricht-Ertheilen, während er selbst unablässig weiter studirte. Sein Geschmack in der Poesie und Literatur entwickelte sich im Anschluß an die Jugend, der eine Erneuerung der deutschen Literatur entkeimen sollte; von Gottsched fühlte er sich abgestoßen. Jene freiere Geschmacksrichtung bekundet sich nicht allein in seinen Fabeln, dem eigentlichen und dauerndsten Kern seiner Schriften, sondern auch in seinen prosaischen Arbeiten, namentlich in seiner Sammlung von Briefen, die, bei manchen noch nicht überwundenen Schwächen ihrer Zeit, im Stil viel Mustergültiges enthalten. Eine zuweilen hervortretende Breite und Weitschweifigkeit, welche die Kraft und Anmuth des Stils beeinträchtigen, sind vorzugsweise Mängel auch an Gellert's Prosa, obwohl er viele Fehler gleichzeitiger Schriftsteller glücklich überwand. Minder bedeutend ist sein Roman „Die schwedische Gräfin“, sehr bezeichnend für die erst in den unentwickeltsten Regungen befangene dramatische Muse jener Periode dürfen seine theatralischen Spiele genannt werden. Die Fabeln Gellert's gefielen hauptsächlich durch ihre anspruchslose Natürlichkeit, in der ein sittlicher Geist athmete. 1744 Magister geworden, unterrichtete er die Studirenden in Privat-Kursen, namentlich über die schönen Wissenschaften, Rhe-

torik, Philosophie und Moral, und erhielt binnen Kurzem durch die Klarheit und Anschaulichkeit seines Vortrags eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft. Im Jahr 1751 wurde er zum außerordentlichen Professor mit hundert Thalern Gehalt ernannt und behielt diese Würde, in welcher sein Ruf wie der Kreis seiner Zuhörer und Verehrer in stetem Zunehmen blieb, bis zu seinem Tode bei trotz aller Anerbietungen, eine ordentliche Professur anzunehmen. In wie hoher Achtung er gegen den Schluß seines Lebens hin stand, beweisen viele Züge. So beschenkte ihn Prinz Heinrich von Preußen mit seinem eigenen Schimmel, damit der an Unterleibs-Uebeln leidende und dadurch zu Trübsinn und Hypochondrie neigende Gellert sich die Kränklichkeit aus dem Körper reite. Friedrich der Große unterhielt sich bei seiner Anwesenheit in Leipzig anhaltend mit ihm, nannte ihn den vernünftigsten aller deutschen Gelehrten und äußerte: „Gellert ist der einzige deutsche Dichter dieser Zeit, der zur Nachwelt gelangen wird; er hat zwar nur in einer kleinen Gattung, in dieser aber mit Glück gearbeitet." — Wie Gellert mit seinen Dichtungen hauptsächlich die unteren Kreise des Volks zuerst durchdrang, so hauchte er durch seine akademischen Vorlesungen über die Moral einen neuen Geist in die zu Leipzig studirende Jugend und trug nicht wenig bei zu dem Umschwung der sittlichen Ideen in den höheren Ständen und gebildetsten Klassen, welche bis dahin in den Fesseln des Franzosenthums gelegen. Graf Moritz Brühl, den er selbst zu seinen geliebtesten Schülern zählte, gab dem verehrten Lehrer eine jährliche Pension von hundertundfunfzig Thalern, ohne daß der Empfänger den Namen des Gebers erfuhr; und als der Geschichtschreiber Mascov starb, erhielt Gellert dessen Gnaden-Gehalt von vierhundertundfunfzig Thalern durch den Kurfürsten von Sachsen. Hatte der berühmte Mann sich früher manchmal ärmlich durchschlagen müssen, so konnte er nun ohne Sorgen leben und sogar an Aermere von seinem Besitze mittheilen, was er übrigens niemals unterlassen hatte. Denn die Moral, welche er lehrte, übte er auch in der Wirklichkeit aus: Herzensgüte, Großmuth, Mildthätigkeit sind Eigenschaften, untrennbar von diesem echten Mann des Volks. Oft hat er Unglückliche nicht allein durch sein tröstendes Wort, sondern auch durch thätige Hülfe, so weit seine Mittel reichten, unterstützt, und er war, zu solchem Zwecke, der höchsten Selbst-Aufopferung fähig. Leider starb er, bald nach dem glücklichsten Wendepunkt seines Lebens, am 13. Dezember 1769, noch nicht fünfundfunfzig Jahre alt. Selten kommt es vor, daß so in allen Stücken der Dichter den Mann und der Mann den Dichter deckt, daß Wort und That, Lehre und Ausübung überhaupt an demselben Menschen so durchaus Eins sind, wie es bei Gellert der Fall war. Wir schätzen ihn darum als das Beispiel eines Mannes der Wahrheit, eines echten Menschen, und Ihr thut sicher wohl daran, liebe Leser, wenn Ihr nicht versäumet, Euch an diesem Beispiel oft zu erlaben und ihm nachzueifern. A. Gß.

Jean de La Fontaine.

(Geboren 1621, gestorben 1695.)



Nachdem wir im vorhergehenden Aufsatz das Gellert'sche deutsche Element im Gegensatz zu dem in Deutschland damals herrschend gewordenen Franzosenthum hervorgehoben, wollen wir dem vaterländischen Fabeldichter sogleich den berühmtesten Fabeldichter Frankreichs folgen lassen, damit man nicht etwa glaube, wir wollten der Franzosen-Fresserei unsre Huldigung darbringen. Im Gegentheil: wie jeder einzelne Mensch von dem andern lernen kann, so, nach unserer Meinung, auch die Völker von einander; denn Eigenschaften, welche hier der volksthümlichen Natur angehören, wollen dort vielleicht erst anerzogen, angebildet werden. Nur die urtheilslose Nachahmung ist verdammenswerth. Der Austausch geistiger Formen zwischen den Völkern bleibt immer einer der mäch-

tigsten Hebel der Kultur, und wir dürfen nicht in Abrede stellen, daß wir in dieser Beziehung der französischen Literatur Manches verdanken. Ja, es möchte kaum zu bezweifeln seyn, daß selbst Gellert an dem fast ein Jahrhundert vor ihm schaffenden La Fontaine ein Muster gefunden, von dem er freilich höchstens die Anregung zu einer besonderen Dichtungs-Art erhielt, während er den eigenen Geist in seiner ganzen Fülle und unentweihten Reinheit in seine Schöpfungen hauchte. Der Franzose La Fontaine ist der erste Dichter neuerer Zeit, welcher in der Gattung der Fabel etwas von dauerndem Werth erschuf, etwas, das an Geist und Zierlichkeit den Fabeln der Alten an die Seite gesetzt werden kann. In seinen Erzählungen und Fabeln (außer denen er auch Komödien verfaßte, wie Gellert) verfolgt er allerdings nirgend eine moralische Richtung und Bedeutung: darin beruht ihm gegenüber die hervorragende Stärke des deutschen Gellert. Bei diesem herrscht ein sittlicher, ein belehrender Zweck, und in ihm legt sich zugleich ein edler, würdevoller Charakter aus. Bei La Fontaine herrscht nur die Lust, zu unterhalten, das Leben in seiner heiteren, blühenden Sinnlichkeit vorzustellen, und in solcher Lust verirrt der Dichter sich dann zuweilen wohl bis zu einer Umwandlung der Sinnlichkeit in Lüsternheit, Leichtfertigkeit, Charakterlosigkeit überhaupt. Je mehr es der Zweck der Fabel ist, je mehr es zu ihrem literarischen Charakter gehört, eine Moral zu verfolgen, um so mehr müssen wir auch dem deutschen Dichter den Vorzug zuerkennen in Bezug auf das Verständniß und die richtige Benutzung der Gattung. Dagegen übertrifft ihn der Franzose, ungeachtet mancher Stil-Fehler, die er sich erlaubt, an Leichtigkeit, Frische, Keckheit und Grazie, Eigenschaften, in denen er zum Vorbilde dienen kann. Vermochte der deutsche Gelehrte nicht überall in seinen Dichtungen den Professor-Ton zu überwinden, hielt darin jedoch an Ernst und Würde, so verfährt La Fontaine oft willkürlich und bewußtlos mit den Regeln der Sprache, den Gesetzen der Sitte, bleibt dabei aber voll Anmuth und bestechendem Reiz der Absichtslosigkeit. Darin beruht das künstlerische Verdienst seiner Fabeln, daß sie Alles, auch das Leichtfertigste, mit voller Naivetät vortragen, daß sie nicht eine der Sittlichkeit widersprechende Absicht verrathen, daher niemals in's Gemeine verfallen. La Fontaine selbst war eine einfache, träumerische Natur, ein Dichter aus angeborenem Genius, ohne Charakter-Festigkeit und sittliche Strenge, weil er nie über Grundsätze nachgedacht, sondern seinem natürlichen Genie sich überlassen hatte. So schaute er das französische Leben an, ohne darüber zu moralisiren, und schilderte es der Wirklichkeit nach ab aus dem Triebe poetischer Nachbildung, nicht mit dem klaren Vorsatz, läuternd darauf einzuwirken. Seine Schilderungen in Vers und Prosa sind als solche sehr gelungen und werden seinem Namen einen berühmten Klang bewahren. — Die äußere Geschichte seines Lebens läßt sich kurz zusammenfassen. Geboren am 8. Juli

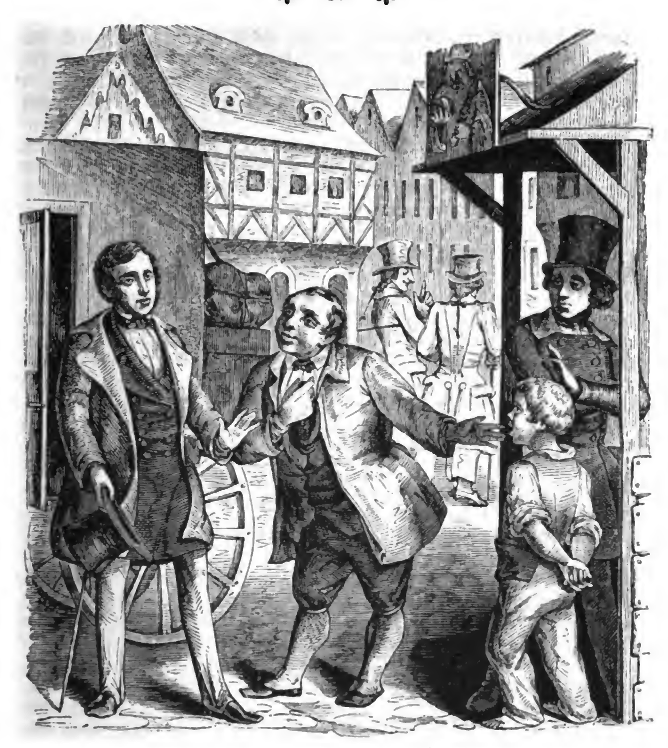
1621 zu Château-Thierry, Sohn des dortigen königlichen Forst-Intendanten, verbrachte er seine Kindheit sehr ungebunden unter der Aufsicht schlechter Lehrer, so daß er wenig Unterricht erhielt. Gelangweilt von der Schaalheit seiner Umgebung, trat er, achtzehn Jahre alt, in's Oratorium, verließ es jedoch nach achtzehn Monaten wieder, da die geistlichen Pflichten ihm nicht zusagten, und rückte in seines Vaters Stellung ein. Bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre hatte sein dichterischer Beruf sich noch durchaus nicht kundgegeben. Da plötzlich erwachte derselbe beim Anhören der Malherbe'schen Ode über die Ermordung Heinrich's des Vierten, und nun entwickelte sich sein Genius mit bewunderns-werther Schnelligkeit an der Lektüre der französischen und alten römischen Dichter. Die alten Griechen konnte er, aus Unkenntniß ihrer Sprache, nur in Uebersetzungen lesen. — Das erste Werk, das er veröffentlichte (1654), war eine Uebertragung des „Eunuch" von Terenz. Auch die Neu-Italiener studirte La Fontaine mit Fleiß und faßte für sie eine ganz besondere Vorliebe. Schnell flossen nun eigene Werke aus seiner Feder, und sein Ruf verbreitete sich. Durch seine Verwandten zu einer Heirath mit der jungen, schönen und geistvollen Marie Hericart überredet, lebte er einige Zeit mit dieser in bester Eintracht, las ihr seine Arbeiten vor und vernahm ihr Urtheil. Allein die Herzogin von Bouillon, welche auf einige Zeit vom Hofe nach Château-Thierry verwiesen wurde, zog ihn nach Paris. Er verließ seine Frau und begab sich in die Residenz, woselbst ihm, auf Verwenden eines seiner Verwandten, von dem Ober-Intendanten Fouquet ein Jahrgehalt zugesichert wurde, dessen er freilich nicht lange genoß, da sein Verwandter in Ungnade fiel. La Fontaine begleitete denselben in die Verbannung, kehrte dann zurück nach Paris, hatte in der Herzogin von Orleans, Henriette von England, eine neue Beschützerin, die ihm aber der Tod bald entriß. Indessen fand er den reichsten Ersatz für sie in der liebenswürdigen und großherzigen Frau von La Sablière, bei der er zwanzig Jahre verlebte. — Molière, La Bruyère und Fénélon waren seine besten Freunde, Boileau, sein Mitbewerber bei der Akademie. La Fontaine hatte mit sechszehn gegen sieben Stimmen den Sieg über Letzteren davongetragen, erhielt jedoch vom Könige die Stelle nicht eher, bis noch ein Platz für den Liebling des Königs, Boileau, offen war, ein Jahr nach seiner Erwählung. — Eigenthümlich ist es, wie sehr sein Leben von äußerem Schutz abhängig war: seine Sorglosigkeit, sein gutmüthiges und träumerisches Wesen raubten ihm in dieser Hinsicht alle Selbstständigkeit. Auch in dieser Beziehung tritt uns ein wesentlicher Unterschied zwischen Gellert und La Fontaine vor Augen. Jener verwandte mit mildthätiger Hand seine nicht eben reichlichen Mittel zu Unterstützungen der Armuth, La Fontaine gab zwecklos aus, so lange er etwas zum Ausgeben besaß. — Als Frau von La Sablière starb, war er wieder hülflos. Eine schwere

Krankheit ergriff den mehr als siebzigjährigen Greis, der von dem Ertrag seiner Arbeit leben mußte. Ein Ehepaar Hervart nahm sich, gerührt von seiner Lage, noch einmal seiner an, und im Hause desselben starb er am 13. April 1695 im vierundsiebzigsten Jahre seines Lebens.

In der letzten Zeit begann er, über Religion nachzudenken, und da er dieselbe niemals aus Grundsatz vernachlässigt, sondern sie nur leichtfertig bei Seite hatte liegen lassen, verfiel er, als er den Tod nahen fühlte, in übertriebene Frömmelei, betete, fastete, kasteite seinen Leib. So schwankt auch der talentvollste Mann, wenn ihm Charakter, wenn ihm Grundsätze fehlen, aus einem Irrthum in den andern! — An Molière's Seite fand sein Körper die Ruhe des Grabes. Die Revolution trennte nicht die sterblichen Ueberreste beider Freunde, sondern stellte ihre Särge neben einander auf im alten Museum der französischen Denkmale, von wo aus sie 1817 nach dem Kirchhof des Père-La-Chaise gebracht wurden. — Boileau nannte La Fontaine's Namen nicht in seiner „Poetischen Kunst", aber dieses Werk wird der Vergessenheit eher anheimfallen als der darin mit Unrecht fehlende Name. A. Gtz.

Es ist ein Zauber!

Vor dem Gasthof zum „goldenen Kaiser" in einer kleinen Stadt hielt ein Reisewagen, aus dem ein Mann von nah an funfzig Jahren stieg mit einem andern, der wohl zwanzig Jahre jünger seyn mochte. Der Aeltere erregte die Neugier des Wirths; denn während sonst die Durchreisenden kaum einen geringschätzigen Blick den kleinstädtischen Umgebungen gönnten, schien dieser Fremde über Alles Freude und Entzücken zu empfinden und hörte auf keine Frage, bis er endlich sagte: „Ich bitte Sie, Herr Wirth, verschonen Sie mich, denn ich fühle weder Hunger, noch kann ich in einem Zimmer aushalten. Der ersehnte Anblick der Stadt ist das Ziel meiner Wünsche!" — Der Wirth zuckte bedenklich mit den Schultern, denn daß man so ganz und gar Essen, Trinken und Erholung vergessen könnte, um dieses Städtchen sich anzusehen, kam ihm gradhin etwas wahnsinnig vor. Der Fremde aber — er heißt uns Ehrhard, da wir kein Recht haben, seinen in der Lesewelt als Dichter sehr bekannten Namen hier zu veröffentlichen — schien von einem Zauber bestrickt und ringsum nur Herrliches zu gewahren; ja, als die Thurm-Uhr des Rathhauses zu schlagen begann, winkte er, wie Ruhe gebietend, und hörte andächtig und erschüttert zu. — Selbst dem Reisegefährten Ehrhard's — Assessor Walter — war dies Benehmen unerklärlich, was er auch dem Wirth, der sich ausforschend an ihn wendete, nicht verhehlte und hinzufügte: sein Freund und er hätten in mehreren Ländern die großen Schöpfungen der Natur und Kunst kennen gelernt, nie



aber habe er ihn vor den weltberühmtesten Gegenden und Kunstwerken so versunken und beseligt gesehen als jetzt vor den baufälligen Giebelhäusern und dem gleichfalls baufälligen unscheinbaren Rathhause.

„Komm' mit mir, Walter", rief endlich Ehrhard, der seine Schritte nicht zügeln konnte, „komm' mit mir! Doch bitte ich, störe mich nirgends mit Fragen, selbst wenn ich Dir unbegreiflich, ja kindisch erscheinen sollte; das Räthsel wird sich lösen, ich versprech' es Dir!" — Schweigend folgte Walter dem Eilenden. — Dieser schritt auf einen Eckstein zu und betrachtete ihn so sinnend, als wäre endlich der Stein der Weisen gefunden. Nun ging es in ein gegenüberstehendes, altersschwaches Haus; Ehrhard trat in ein düsteres, mit kleinen in Scheiben und Holzwerk ganz verwit-

terten Fenstern versehenes Erdgeschoß, das zufällig offen und unbewohnt war; er maß es mit langsamen Schritten und einem von Rührung zeugenden Gesichts-Ausdruck. Plötzlich begab er sich in den nicht geräumigen Hof, hin zu einem Kirschbaum, der in einem, der Sonne verschlossenen Winkel stand und dessen kleine und saure Früchte eben gesammelt wurden. Ehrhard reichte dem Einsammler ein Silberstück mit der gern gewährten Bitte, ihm eine Handvoll dieser Kirschen dafür zu geben, und sie mundeten dem Empfänger, als wäre ihm nie schöneres Obst vorgekommen. Weiter ging es dann und immer hastiger wurden die Schritte Ehrhard's, als ob ein Glück zu suchen, dessen Entweichung er fürchte, bis er die Pforte zu dem düstern Garten eines ehemaligen, jetzt zu einer Korn- und Waaren-Niederlage umgeschaffenen Klosters öffnete. Er durchstrich die Gänge in allen Richtungen, sprach dabei in abgerissenen Worten mit sich selbst, setzte sich an den Abhang eines ausgetrockneten Grabens, der einst das Kloster umzog und zeichnete die Ansicht in flüchtigen Umrissen auf ein Blatt seiner Brieftasche, in welche er auch einige abgepflückte Blümchen verbarg. Sich rasch erhebend überstieg er bald danach einen verfallenen Zaun und man kam zu einem von Weiden und Erlen beschatteten Bach, an dessen Ufer entlang Ehrhard der Stadt wieder zuschritt, einen neuen Umweg durch eine Vorstadt einschlagend. Da gab der Rathhaus-Thurm die Mittagsstunde an.

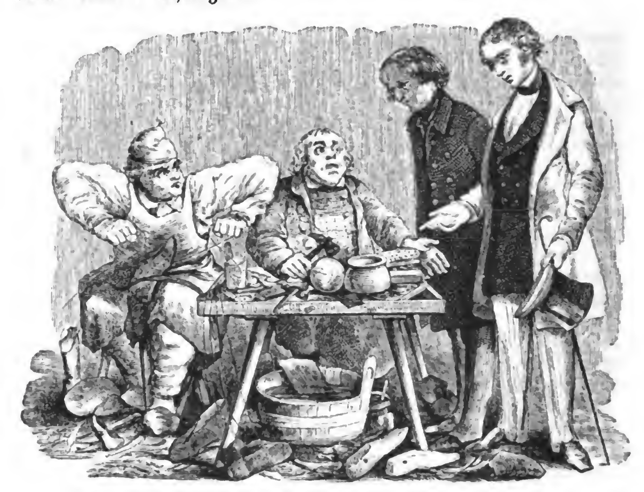
„Geh' nur voraus in den Gasthof und speise", sagte Ehrhard, „denn ich bin mit dem Ausfluge noch nicht zu Ende." — Walter aber antwortete beschämt: „Nein, gestatte mir noch ferner, Dich auf Deinen Streifereien zu begleiten, die Dir vielleicht zum Aufschmuck eines Bildes nöthig sind, das Deiner Phantasie vorschwebt." — Da erwiederte Ehrhard mit wehmüthigem Lächeln: „Du hast Recht! Es schwebt ein großes Bild mir vor und Alles, was heut mein Auge hier erblickt, bis auf den kleinsten Grashalm, gehört nothwendig dazu." — Und weiter ging er mit dem Gefährten, der ihn nicht verstand, und gelangte bald durch einen anmuthigen Baumgang an einen kleinen vorstädtischen Bezirk, genannt der Kirchberg, getrennt von der Kirche, die auf einem Hügel lag, von den Pfarr- und Schulgebäuden umgeben, und unberührt von dem Werkeltagstreiben des Städtchens. Ehrhard trat zuerst in das Schulhaus, in einen der Säle der von den Schülern so eben verlassenen Klasse, und dem Triebe folgend, der ihn hineingeführt, setzte er sich auf eine Bank und musterte den leeren Raum mit einem Blicke, als begegne ihm eine Fülle von betrachtungswerthen Gegenständen. So in sich gekehrt verweilte er, als er den Saal verlassen, wieder einige Minuten auf dem Platze vor dem alten Schulgebäude unter einigen dort stehenden Kastanienbäumen, und blickte um sich her, als suche er etwas auf der Erde. — „Hast Du etwas verloren?" fragte Walter. — „Nein", entgegnete Ehrhard, „ich dachte, es müßten Kastanien hier liegen!" —

Es war aber ein so hoher Ernst in diesem scheinbar kindischen Treiben, daß es durchaus nicht zum Lächeln anregte. Dagegen durchschauerte ein ehrfurchtsvolles Gefühl den Begleiter, als der väterliche Freund an der Kirchenpforte zu ihm sagte: „Mein Sohn, harre hier meiner!“ und eine Thräne in seinem Auge noch perlte, als er nach kurzem Verweilen in der Kirche wieder heraustrat. Nicht aber ging die seltsame Wanderung nun zu Ende, nein, Ehrhard schritt langsam um die Kirche und blieb hinter ihr auf der Ebene ihres hohen Standpunktes stehen. Und als sey diese Aussicht, welche nichts weiter als einen anmuthigen Thalgrund mit einigen hochgelegenen Dorfschaften und Waldungen im bläulichen Duft zeigte, eine paradiesische, so breitete Ehrhard die Arme im



Entzücken danach aus und Alles an ihm sprach: „O wie wundervoll schön!“ — obwohl das Wort ihm auf den Lippen erstarb.

„Träum' ich denn?“ sagte Walter zu sich selber; „der Mann, der auf den Alpen stand, wird begeistert von einem Landschafts-Bilde, das höchstens durch ein Paar anmuthige Rebenhügel vor der flachsten Gegend sich auszeichnet.“ Einige Ungeduld regte sich aber doch in ihm, als Ehrhard, statt nun endlich nach dem Gasthofe sich zu wenden, in den Ringmauern des Städtchens ein niedriges und ärmliches Hinterhäuschen aufsuchte und hineinging mit dem Ausruf: „Hier darf ich nicht vorüber!“ — Hastig klopfte er an eine Stubenthür; „herein!“ rief es drinnen und die Freunde traten in eine Schuhmacher-Werkstatt, wo zwei Greise saßen in voller Arbeits-Thätigkeit.



„Wir sind wohl irre gegangen!“ flüsterte Walter seinem Gefährten zu; doch dieser näherte sich den beiden Greisen und reichte ihnen die Hand mit einem Worte, das eine außerordentliche Wirkung hervorbrachte. Beide Schuhmacher legten schnell ihre Werkzeuge nieder, erhoben sich und richteten unter liebkosenden Aeußerungen eine Menge Fragen an Ehrhard, die dieser alle in Kürze und erwiedernder Herzlichkeit beantwortete. Sie ließen es sich nicht nehmen, eine kleine Bewirthung aufzutragen, was Walter sehr vernünftig fand und der gemüthlichen Einladung dazu rascher als Ehrhard Folge leistete. Dieser nahm hierauf mit innigem Händedrücken Abschied von den beiden Schuhmachern, die bis auf



[illegible] danach [illegible] ihm [illegible]
[illegible] schön!" — obwohl das Wort ihm auf den [illegible]

„Träumt' ich denn?" [illegible] Walter zu sich [illegible] der auf den Alpen [illegible] von [illegible] Bilde, das [illegible] durch ein Paar [illegible] der [illegible] sich auszeichnet." [illegible] aber doch [illegible] [illegible] sich zu [illegible] in den [illegible] des [illegible] und [illegible] aufblickte [illegible] dem [illegible] ist [illegible] [illegible]



„[illegible] gekommen!" flüsterte Walter [illegible] wandte sich den beiden [illegible] zu [illegible] mit einem [illegible], das eine außerordentliche [illegible]. Die Schuhmacher legten [illegible] Schuhmacher [illegible] unter [illegible] die [illegible] Fragen [illegible], die dieser alle [illegible] beantwortete. Sie [illegible] eine kleine Bewunderung aufzuwecken, [illegible] und der [illegible] Einladung [illegible] Folge leistete. Dieser nahm hierauf [illegible] Abschied von den beiden Schuhmachern, [illegible]

die Straße hinaus ihn begleitet hatten und ihm in freudiger Rührung so lange nachschauten, bis er durch eine Biegung des Weges ihren Blicken entschwunden war. — Mit ergebnerem Sinne folgte nun Walter, als Ehrhard wieder in ein Haus trat, diesem mehrere kleine und finstere Stiegen hinauf bis in eine Bodenkammer, wo der räthselhafte Freund, an das Dachfenster tretend, mit unbeschreiblich verklärtem Gesicht in die Ferne schaute.

„Nun bin ich fertig!" sagte er, als er sich zu Walter umwandte und mit diesem die Treppe hinunter zum Hause hinaus nach dem nur wenige Schritte davon entfernten Gasthofe sich begab. Doch in der Thür trat ein schlicht gekleideter Mann in Ehrhard's Alter diesem entgegen und blieb nach dessen anredendem Worte vor ihm stehen. Seine Betroffenheit ließ ihn nicht sogleich die Antwort finden, doch als er sie gegeben, fiel Ehrhard ihm um den Hals, worüber die Kinder auf dem Platze, wie auch die Vorübergehenden vor Neugier und Erstaunen stehen blieben: denn es mußte wohl Verwunderung erregen, daß ein vornehmer Herr, der in einem stattlichen Reisewagen angelangt, auf offener Straße vor aller Welt Augen einen ärmlich gekleideten Mann umarmte, einen Stadtschreiber, der das Städtchen in seinem Leben nicht verlassen und also keine hohen Bekanntschaften haben konnte.

Während sich die bald zu einer Schaar angewachsene neugierige Umgebung den Kopf darüber zerbrach, sagte Ehrhard zu Walter: „Geh' nur hinauf in das Zimmer, ruhe Dich aus und erquicke Dich mit Allem, was man Dir zu geben hier im Stande ist. Ich muß jetzt noch einmal den Weg machen, den ich eben zurückgelegt!"

Walter machte diesmal keine Einwendung, doch nicht so lange, wie Ehrhard gemeint, dauerte dessen Abwesenheit. Schon nach Verlauf einer halben Stunde kehrte er mit den Zeichen geistiger und körperlicher Abspannung zurück und warf sich erschöpft in einen Sessel. — „Ach", seufzte er, „es war eine schöne Täuschung, doch vollkommen sollte sie nicht seyn!" Und nach einer Pause sprach er weiter: „Du sollst jetzt erfahren, was ich Dir auf der Reise hierher absichtlich verschwieg. Dies Städtchen ist mein Geburtsort. Seit meinem elften Jahre, wo ich es verließ, sah ich es nicht wieder. Immer vereitelten Zufälligkeiten meinen Wunsch einer Reise hierher. Erst heut ging er in Erfüllung und ich überließ mich dem wehmüthigen Genuß mit vollen Zügen, wie Du gesehen, nach dem heißen Durste einer fast vierzigjährigen Sehnsucht. So übten nun die geringfügigsten Gegenstände, von denen das Auge des elfjährigen Kindes freudigen oder wehmüthigen Abschied genommen, den Zauber ihrer Gewalt über den bejahrten Mann, in augenblicklicher Verhüllung der Zeitkluft, die zwischen der Trennung und dem Wiedersehen liegt. Mir war, als ob erst eine Stunde seitdem verronnen, als ich die Thurm-Uhr vorhin Neun schlagen hörte. Der Klang rief den Glockenschlag acht,

unter dem ich vor vierzig Jahren zum Thor hinausfuhr, mir so lebhaft zurück, wie in meiner Erinnerung alles Uebrige, das in dieser Stunde mich bewegte. Der ganze Traum meiner Kindheit hatte Wirklichkeit gewonnen: meine Seele schwebte in den Zauberbildern der Erinnerung; ich war im vollen Sinne des Wortes zum Kinde geworden, ich vergaß alle Wandlungen der Zeit an und in mir. — Jener Eckstein, der meine Aufmerksamkeit so an sich zog, war oft Sitz oder Standpunkt meiner kindischen Grübeleien über die ungleiche und ungerechte Vertheilung der Glücksgüter auf Erden. So jung ich auch war, hatte ich doch schon erfahren, daß die Bewohner der meine Blicke fesselnden Häuser-Reihe ihren wahren Verdiensten nach unmöglich die Lieblinge Gottes seyn könnten, obwohl sie die des Glückes augenscheinlich waren, das sie mit seinen Gaben überschüttete, und es regten sich bei diesen Betrachtungen schon in mir die Flügel des frühwachen Muthes, mit der Davids-Schleuder den Goliath des Schicksals, der als ein riesiges Schattenbild aus dem Nebel meiner Gedanken emporstieg, zu bezwingen. So erschien mir jetzt der Eckstein als Stein der Weisen; denn war aus meinen damaligen Betrachtungen auch nicht ein sehr goldhaltiges Ergebniß hervorgegangen, hatten die kleinen Steine meiner Schleuder auch nicht den Metall-Riesen zu Boden geworfen, hatten sie ihm doch die Macht geraubt, mich zu überwältigen. — In jenem Hause mit den kleinen verwitterten Fenstern habe ich ein paar Kindheits-Jahre in Armuth und Krankheit, doch nicht ohne jene träumerische Glückseligkeit verlebt, die meine rege Phantasie mir schuf und an den nackten Wänden der Gegenwart in bunter Farbenpracht lebendig werden ließ. Jener Baum im Hofe trug jedes Jahr wie heut Kirschen, doch die einzigen, welche je davon meine Lippen berührt, wurden mir während der Krankheit gereicht, wo ich den Geschmack für ihre vermeintliche Süßigkeit verloren. In gesunden Tagen hatten sie mein Verlangen oft bis zum Wunsche einer unerlaubten Aneignung gereizt. — In der stillen Einsamkeit des Klostergartens nahm die Natur das für ihren Reiz tief empfängliche Kind zum ersten Mal in ihre Mutterarme. Es sank hier wie bezaubert von der Erscheinung des Frühlings, die es vor ein mit blühenden Veilchen bedecktes Rasenstück geführt, mit ausgebreiteten Armen darauf nieder. Es lauschte hier, unter den blühenden und knospenden Bäumen ein Versteck sich suchend, den Wundern der Natur und erbaute sich einen Feen-Pallast in luftiger Träumerei bis zu der blauen Wölbung des Himmels. An dem Bächlein, dessen sanftes Rieseln mir so ergötzlich wie der Anblick der darin lustig schwimmenden Fischlein, mißfielen mir nur die Weidenbäume, mit denen das Ufer besetzt ist und die immer in mir eine bange melancholische Stimmung erregten. Durch die stattlichen Linden- und Kastanienbäume aber wandelte ich zur Schule. Dies Ziel erregte jedoch damals nicht wie heut in mir die Sehnsucht, mich auf der Schulbank nieder-

zulassen, denn der Lehrer verstand weder Lernlust zu wecken, noch die vorhandene zu befriedigen. — Unter den Kastanienbäumen auf dem Platze suchte ich während der kleinen Fristen der Erlösung vom Schulzwange, die ich mir durch List zu verschaffen wußte, die braunrothglänzenden Früchte, die der Wind herabgeführt und die ich als einen brauchbaren Fund in die Tasche steckte. Ich schnitzelte aus ihrem Mark in meinen Freistunden die kleinen Figuren zu dem Liebhaber-Theater meiner Phantasie, verkaufte meine plastischen Kunstwerke aber auch gelegentlich an die Bewunderer derselben, wenn mir ein wenig von dem beliebten sogenannten Studentenfutter dafür geboten wurde. In der Kirche wurden meine Andachtsgefühle durch eine ergreifende Passionsmusik zuerst geweckt. Hinter der Kirche aber, wenn der Gottesdienst zu Ende, der als Predigt für meine Fassungskraft zu lange dauerte und unverständlich ward, erschien mir deutlicher das Bild des guten Gottes in der Natur, die hier so groß und herrlich in einer weiten malerischen Ferne vor den Augen des Kindes sich entfaltete. — In jener niedrigen Hinterstube der beiden alten verbrüderten Schuhmacher aber saß der Knabe stundenlang, horchend auf ihre Erzählungen von ihrem Wanderleben in fremden Landen und der Pracht großer Städte. Auf der Bodenkammer an dem Dachfenster ward mir das erste Bewußtseyn eines unaussprechlichen Sehnsuchts-Gefühls, das in heißem Drange ausströmte und meine Arme nach der blauen Ferne erhob, hinter welcher eine geliebte Schwester wohnte, an der mein Herz hing und die im Spiegel meiner Sehnsuchts-Thränen auch nach mir die Arme ausbreitete. — In dem Manne, der mir hier an der Thür entgegentrat, erkannte mein Auge einen Kindheits-Gespielen, einen Schulfreund, dem mein Herz damals alle seine Freuden und Leiden vertraute, von dem ich mich weinend losriß, als ich mit den Meinen die Stadt verließ, wie freudig dies auch in meinem Kindheitsdrange nach Veränderung und einem Wechsel der gleichförmigen Alltäglichkeit geschah. Auch ihn sah ich in der langen Zeit nicht wieder; doch seine Züge hatten sich mir so eingeprägt, daß ich ihn trotz ihrer Veränderung sogleich erkannte. Mit der ganzen wiedererwachten alten Liebe fiel ich ihm um den Hals, zog ihn an mein Herz; es drängte mich, ihn zu bitten, mich noch einmal auf die Spielplätze unsrer Kindheit zu begleiten. Frischere Färbung, meint' ich, müsse nun Alles durch seine Gefährtschaft gewinnen. Aber wie wurde ich enttäuscht! Der Gute hat ja diese Orte nie verlassen, sie haben also keinen Reiz, keine Anziehungskraft für ihn: er begriff meine Empfindung, mich selbst, mein Wesen nicht. Die Verschiedenartigkeit unsrer eingeschlagenen Lebenswege und geistigen Richtungen ließ kein Verständniß zu, und so ging er fast stumm neben mir her, machte einen Bückling, wenn ich die Hand ihm drückte, sprach in kleinstädtischer Großthuerei verächtlich von dem Neste, wie er das kleine Städtchen nannte, und konnte es gar

nicht begreifen, wie ich danach habe ein Verlangen hegen können. Er kühlte mich durch diese Aeußerung so ab, daß mich ein Frösteln in seiner Nähe befiel und ich froh war, als er mit verlegener Miene mir gestand, seine Amtsgeschäfte verböten es ihm, noch länger die Ehre meiner Begleitung zu genießen. — Seltsamer Weise aber schien, als er mich verlassen, seine Ansicht sich mir mitgetheilt zu haben. Ich blickte umher — der magische Duft, welcher am Morgen alle Gegenstände der Erinnerung verklärt, war wie mit einem groben Pinsel weggewischt. Der Zauberspiegel, der Herrliches zurückgestrahlt haben würde, hätten mit mir die Augen eines gleichgesinnten Jugendgenossen hineingeschaut, war zerbrochen, als ich ihn dem Spießbürger reichte. — Den Gastwirth aber", fuhr Ehrhard fort, „werde ich mir durch die Bestellung eines zweiten Gedecks versöhnt haben. Er wird mich wieder für einen vernünftigen Menschen halten, wenn nicht etwa der Stadtschreiber ihn von dieser guten Meinung zurückbringen sollte. Es überfiel mich in der That ein ganz philistermäßiger Hunger, als ich an der Küche unten vorbeiging. Auch habe ich das Anspannen bald nach Tische befohlen; — Mittagsruhe halten wir im Wagen. Ich bin sehr müde: das muntere Kind ist wieder zum alten Manne geworden!" —

Das ist das Schicksal unsrer Erinnerungen, wenn wir sie uns durch Rückschau auf die Wirklichkeit zerstören. Wer es vermeiden kann, thu' es nicht! Doch soll die Erinnerung auch nicht so in die Gegenwart eingreifen, daß sie dieser verderblich werde. Die Jugendtage sind eine liebe Dichtung, die uns die Prosa des Lebens durchgeistigt; sie gehört zu unsern Schätzen, darf uns aber nicht die Ueberzeugung rauben, daß wir in aller Zeit Zufriedenheit, Glück und Entzückungen finden, wenn wir uns nur den kindlich empfänglichen Sinn bewahren.

Die Spitzenklöpplerin
und Barbara Uttmann.

Wir sehen da eine fleißige Tochter neben der fleißigen Mutter — wir sehen die ehrenhafte Armuth, die sich redlich durch das Daseyn hilft, und denken daran, daß im sächsischen und böhmischen Antheil des Erzgebirges noch jetzt zahlreiche Familien sich durch Spitzenklöppeln ernähren. Meist sind es Mädchen, die sich mit dieser Arbeit beschäftigen; sie kaufen sich Zwirn und verfertigen daraus die zarten Gewebe, welche wohlhabende Frauen angenehm schmücken; — es ist ein Schmuck, den wir mit Verehrung betrachten, da er, wenn auch nur spärlich, seit seiner Erfindung in drei Jahrhunderten Millionen von Armen des Lebens Sorgen erleichtern half. Man fertigt im Erzgebirge auch Spitzen von Seide, Baumwolle, sogar







aus Gold- und Silberfäden, und obwohl die Maschinen durch Tüll und Bobinet auch diesem Hülfsmittel regsamer Hände Abbruch thaten, immer ist's noch von entschiedenem Einfluß auf den Unterhalt von mindestens 20,000 Menschen, wenn wir nur jenen kleinen Theil Deutschlands beachten. Zu den schmalen Spitzen sind neun bis zwölf Klöppel genügend, zu den breiten aber deren oft mehr als hundert erforderlich, und es ist eine Freude, wie rasch und geschickt sie zwischen den Fingern der Mädchen sich bewegen. Und wer war es, der diesen schon so lange segensvollen Erwerbszweig zuerst der Armuth gab und ihn förderte? Es war Barbara Uttmann, die Frau eines reichen Bergherrn in Annaberg, die das Wohl und Weh der Armen im Herzen trug und Hülfe zu bringen suchte, wo sie es vermochte. — Nach einer Ueberlieferung lernte sie das Klöppeln von einer Brabanterin, die, als Protestantin durch die glaubenswüthige Grausamkeit des Herzogs Alba aus ihrem Vaterlande vertrieben, von Barbara Uttmann hülfreich aufgenommen wurde. Doch einer Sage zufolge trat sie einst — man bezeichnet das Jahr 1560 — in einen alten, früher verschütteten und nun wieder eröffneten Schacht. Dort sah sie über die glimmernde Erdwand gezogene Spinnengewebe, in überaus mannigfaltiger Weise wie zu Blumen und sich ineinander schlingenden Zierrath gefügt. Bewundernd und sinnend kehrte sie oft zu dem Anblick zurück und dachte darüber, wie Menschenhand dies nachahmen könne. So erfand sie das Klöppeln und noch während ihres Lebens nährten sich, durch Barbara Uttmann unterrichtet, viele Familien mit Verfertigung von Spitzen, die bald zu der beliebtesten Habe der Frauen gehörten. Die dankbaren Bewohner der von ihr beglückten Ortschaften haben mit ihrem Grabe die Erinnerung an sie bewahrt. Sie ruht auf dem Friedhofe Annaberg's und ein vor etwa zwei Jahrzehnten errichtetes Denkmal, auf welchem sie sitzend mit ihrem Klöppel-Polster abgebildet ist, über ihr ein Engel, der sie bekränzt, trägt die Inschrift: „Sie ward durch das im Jahr 1561 von ihr erfundene Spitzenklöppeln die Wohlthäterin des Erzgebirges." — Aus einem Nürnberger Patrizier-Geschlecht stammend und im Jahr 1514 geboren, hieß sie als Mädchen Barbara von Elterlein, vermählte sich (1531) mit dem reichen, in Ehren-Aemtern stehenden Christoph Uttmann in Annaberg und starb, umgeben von zahlreicher Nachkommenschaft, im Jahr 1575 als Witwe. Dank und Ruhm der Edlen für alle Zeit! — und unsrer Zeit bald Erfindungen, die für die Armuth von gleich nachhaltiger Wirkung sind: denn sie thun noth! Unterdeß mögen die Frauen, denen die Mittel dazu gegeben sind, bei ihrem Putze die Spitzen aus dem Erzgebirge nicht fehlen lassen: denn mit dem Spitzen-Schleier, mit diesem zarten Schmuck, wenn die Frauen ihn tragen, bezeugen sie zugleich Theilnahme für die Armuth, die jedem Reichen für sich selbst eine Wohlthat seyn sollte.

Der Dogen-Palast zu Venedig.

Die Piazetta in Venedig — das heißt: der Theil des Marcus-Platzes, welcher als der kleine Marcus-Platz bezeichnet wird — begrenzt im Westen ein herrlicher Säulengang, in dessen Mitte man zur Zecca, dem Münz-Gebäude, gelangt; im Osten der unter Marino Faliero, Francesco Foscari, Andrea Gritti und Pasquale Cicogna (1350—1600) erbaute Dogen-Palast: das vierte Gebäude dieses Namens und dieser Bestimmung, nachdem bereits drei Paläste im Zeitraum von Anfang des neunten bis Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, theils durch Aufstand, theils durch Feuer und Erdbeben zerstört worden waren. Umgeben von doppelt übereinander erbauten, prächtigen Colonnaden, bietet er dem Eintritt wundervoll gearbeitete Pforten. In der oberen Gallerie sieht man zwei Säulen aus rothem Marmor, während alle anderen aus weißem Marmor bestehen. Jene bezeichnen den Ort, von welchem zur Zeit der Republik die Todes-Urtheile bekannt gemacht wurden. Der Verbrecher stand bei diesem Vorgang auf einem altarförmigen rothen Stein zunächst der Marcus-Kirche. Treten wir in den inneren Hof, so bemerken wir daselbst zwei große Zisternen von Bronze, beide aus dem sechszehnten Jahrhundert, verfertigt von Nicola da Conti und Alberghetti. Zwei übereinander hinlaufende Säulengänge umschließen, wie die Außenseite des Palastes, diesen Hof auf drei Seiten. Die Riesentreppe (an welcher der Doge Marino Faliero hingerichtet wurde), sowie die goldene Treppe, mit Statuen und allerlei Marmor-Arbeit reich verziert, führen zu dem hinteren Flügel empor. Links vor der ersteren gelangen wir in eine Reihe von Sälen, zuerst in den Scharlach-Saal, sodann in die **Sala dello Scudo**, welche die alten geographischen Karten sämmtlicher von venetianischen Schiffen besuchten Länder enthält, ferner in den Philosophen-Saal und die **Sala dello Stucco**. Die goldene Treppe hinaufsteigend, treten wir in den Saal der vier Pforten, berühmt durch die köstlichen Säulen und verschiedensten Marmor-Arbeiten an den Thüren, sowie durch Gemälde Tizian's und Contarini's. Daran schließt sich der Saal des engeren Raths, dann der unbeschreiblich prachtvolle Senats-Saal, dessen Wände die herrlichsten Gemälde decken. Ein anstoßendes Zimmer führt in die Kapelle, neben welcher das einzige in Venedig erhaltene Fresco-Gemälde Tizian's, ein heiliger Christoph, sich befindet. Der Saal des Raths der Zehn und des Inquisitions-Tribunals hängen auf einer anderen Seite mit dem Saal der vier Pforten zusammen; ebenso der Saal des großen Raths, in welchem seit 1812 die jetzt aus 80,000 Bänden und 5000 Manuscripten bestehende Bibliothek (ursprünglich gegründet von Petrarca, der seine Bücher dem Staat Venedig schenkte) aufgestellt ist. Gemälde Paolo Veronese's, Tintoretto's und Anderer ziehen hier den Blick des Beschauers an:







leider ist eines davon, die „Glorie des Paradieses" von Tintoretto, sehr beschädigt. Hoch oben, sehr nahe an der Decke läuft an den Wänden des Saals des großen Raths die Reihe der Dogen-Bildnisse entlang, 76 an der Zahl; die Bildnisse der 39 letzten Dogen befinden sich im großen Wahlsaale. Die Stelle, wo Marino Faliero's Bildniß angebracht seyn sollte, deckt ein schwarzer Vorhang mit der Inschrift: „Die Republik hat ihn als Verräther gerichtet." An der Decke des Saales sieht man drei Oval-Gemälde aus der venezianischen Geschichte, von Paolo Veronese. Die hier und in einigen Neben-Sälen aufbewahrten Sammlungen von Büchern, Manuscripten, Karten, Münzen, Statuen, Bas-Reliefs sind von unschätzbarem Werth. Aus dem Inquisitions-Zimmer führt eine geheime Treppe unmittelbar auf die Seufzerbrücke und steht durch diese in Verbindung mit dem Gefängniß, das unter Anderem die berüchtigten, jetzt nicht mehr benutzten Bleikammern enthält. Das sind die Orte, wo so viele Menschenleben spurlos verschwanden, theils der republikanischen Strenge, theils politischer Rache, theils dem Familien- und Personen-Haß zum Opfer fallend. — Wir konnten nur den kleinsten Theil der wissenschaftlichen, hauptsächlich aber Kunst-Schätze berühren, welche der großartig schöne, in einer Ecke nur von der Familie des Custoden belebte Marmor-Koloß des Dogen-Palastes in sich schließt: es giebt wohl kein Gebäude in der Welt, das, selbst ein unvergleichliches Kunstwerk, einen solchen Reichthum von schönen Werken der Architektur, Skulptur, Malerei, von berühmten Namen und gewaltigen, theils erhebenden, theils düstern und schauerlichen Erinnerungen beherbergt. Der Dogen-Palast ist in seiner Art einzig, ein wunderbares Denkmal glorreicher Zeiten, ein gewaltiges Bild entschwundener Herrlichkeit und Größe, das, äußerlich starr, innen jedoch den lebendigen Geist historischer Vergangenheit in Wissenschaft und Kunst bewahrend, auf das erstorbene Leben der Lagunenstadt wie trauernd niederschaut. P.

Dorf-Röschen und Waldpreis.

Nach einer alten Chronik.

I.

Das Städtchen Lauffen und das Dorf Lauffen liegen gar anmuthig am Neckar, und die Natur ist dort wunderschöner als die Bauart, die, unter uns gesagt, noch heut schöner seyn könnte. — So wird's denn gleichfalls gewesen seyn im dreizehnten Jahrhundert, obwohl derzeit alldort nicht weit von einander ein Mönchs- und ein Nonnen-Kloster standen, die jetzt nicht mehr da stehen und — Gott wird's wollen! — auch nicht wieder da stehen werden. Wir sind indeß eben so wenig Propheten, wie es Andere seyn können; denn in der Welt geht's wunderlich zu, und denkt

man einmal, sie komme vorwärts, dreht sie sich nur herum und bringt ihren alten Wust auf eine, ihm eben günstigere Stelle. — Jenes Mönchskloster war dem päpstlich-heiligen Bernhard, das Nonnenkloster aber der eben so heiligen Regiswendis geweiht, und diese Klöster gehören mit zu unsrer Geschichte, die den jungen und schönen Jägersmann Waldpreis betrifft, der natürlich ein schönes junges Liebchen hatte, Dorf-Röschen genannt. Die Namen waren ihnen von der Nachbarschaft gegeben, weil sie preiswürdig schöner waren, wie wir sie im Bilde vorzeigen können. Die Beiden lebten in erwähnter Gegend Anno 1247, etliche Jahre vorher, ehe Berthold Schwarz das Pulver erfand, was also Waldpreis noch hätte erfinden können. Daß er's nicht that, ist nicht unsre Schuld.

Ehe nun Waldpreis mit seinem Hunde — der hieß Risch-Rasch — des Morgens auszog, da klopfte er an Dorf-Röschen's Fenster, und wenn sie heraus sah — und sie sah jedesmal heraus — dann fragte er: „Hast mich noch lieb?" und sie antwortete: „Gar sehr lieb, mein Freund!" — und dann gingen Beide an ihr Tagewerk, waren nur Abends wieder beisammen, wo er zwischen dem Geplauder oftmals dasselbe fragte und vielmal dieselbe Antwort empfing, was wahrscheinlich nur den Verliebten kurzweilig dünken mag.

Dorf-Röschen war eine wohlhabende Waise, hatte nur wenige Verwandte; Waldpreis aber erfreute sich der Aussicht, bald der städtischen Jägerei vorzustehen, und da paßte sich Alles. Nur Eins paßte nicht: Waldpreis war sehr eifersüchtig und Eifersucht kann bekanntlich manchmal ihre Ursachen haben, übrigens aber auch ganz ohne Ursachen ihr Wesen treiben, wie's denn hier wirklich so geschah. Waldpreis hatte für seine Eifersucht keinen andern Grund als den: er wollte eifersüchtig seyn. Das scheint allerdings nicht besonders klug, wir haben indeß auch nicht gesagt, daß er besonders klug war, und es soll just bei schönen Leuten öfter vorkommen, daß sie nicht besonders klug sind; das könnte sich indeß die Schönheit abgewöhnen, wenn nur die Eitelkeit es zuließe.

Eines Morgens hatte Dorf-Röschen wieder gesagt: „Gar sehr lieb, mein Freund!" und Waldpreis schritt quer über Feld rüstig und jubellustig nach dem Buchen-Dickicht. Unterwegs sang er behaglich der Lerch' und Wachtel nach, die eben recht morgenkräftig ihr liebstes Leiblied sangen; sie mögen gar kein anderes, darum singen sie stets dasselbe, und doch klingt's Einen, der das Gemüth in Einfachheit bewahrte, es nicht verschnörkeln ließ durch Dudeldummdudel, oder durch sich gelehrt spreizende Musik das Herz gar in den Kopf zu bringen suchte, immer frisch an. Als er nun im Walde stand, dauerte es nicht lange, da kam ihm ein großer Hirsch so nah, daß er ihn erreichen konnte mit seinem Pfeil, der zum Abfliegen bereit auf seiner Armbrust lag. Richtig getroffen verendete das Thier unter seinem Hirschfänger. Dieser Jäger-That

[illegible] herum [illegible] [illegible] geweiht [illegible] natürlich [illegible] Die [illegible] sie preis- [illegible] können [illegible] alle [illegible]

[illegible] Blick. [illegible] diesmal her- [illegible] sie immer [illegible] beiden [illegible] oftmals [illegible] vielmal [illegible] den [illegible] für, [illegible]

[illegible] hatte [illegible] bald [illegible] Alles. Nun [illegible] eifersücht- [illegible] manchmal [illegible] haben, [illegible] aber auch [illegible] allerdings [illegible] öfter [illegible] konnte sich indeß [illegible] Gar sehr [illegible] über Feld [illegible] morgenfrühe [illegible] anderes, darum [illegible] das Gemüth [illegible] durch [illegible] das Herz, gar [illegible] ein großer [illegible]



froh, blies er sich selbst ein jauchzend Stückchen auf dem Horn, obwohl er keine andern Zuhörer hatte als seinen Risch-Rasch — der indeß so eifrig die Ohren aufthat wie der größte Kenner — und in Busch und Wipfeln die Vögel, denen so zwitscherlich zu Muthe ward, daß sie, nachdem Waldpreis schon eine Weile geschlossen hatte, noch lange nicht zum Schluß kommen mochten, wobei denn der Specht noch flinker arbeitete wie sonst. Waldpreis aber ließ den Hirsch ausbluten, dann nahm er ihn auf seine kräftigen Schultern und dahin ging er, indem er zu sich sprach: „Den bezahl' ich der Kämmerei und bring' ihn zu Dorf-Röschen, die eine große Freude haben und sich bedanken wird, und vielleicht —." Da stockte die Rede, wir wissen aber doch, daß er sagen wollte: „und vielleicht giebt sie mir einen Kuß!" Fürerst gedachte er seine Beute in die Laube von Immergrün zu tragen, wo sie Abends manchmal neben einander saßen; dann wollte er sie hinführen und ihr einen neckenden Schreck einjagen, wie das Liebesleute oft pfiffig oder nicht pfiffig zu thun pflegen.

So kam er zum Hofe, wo sie wohnte, und als er ein wenig still stand, um sich vom Athem wieder zu holen, was er in der Hast zuviel ausgegeben, vernahm er Dorf-Röschen's Stimme, halb scherzend, halb scheltend, indem sie sagte: „Macht Euch ja davon, bevor Waldpreis und Risch-Rasch kommen!" — Der Jägersmann wurde blaß, er warf den Hirsch ab, im Augenblick darauf war er in der Hütte und da sah er im Brokat-Wamms und mit Feder-Baret den Junker Hans von Ravensberg, dessen Schliche sehr verrufen waren, sah, wie der Fant eben eine goldene Kette um Röslein's Hals hing. Alsbald wich der letzte Blutstropfen von des Jägers Wangen, seine Hand ballte sich um den Griff des Hirsch-

fängers, der Junker zog sein Schwert, und die beiden Männer wollten zornig aufeinander los. Da schrie Dorf-Röslein in großer Angst: „Um aller Heiligen willen, tödtet Euch nicht, werft von Euch die Wehr!“ — Und rasch lag sie an der Brust ihres Freun-



des und hätte der Ravensberg jetzt seine Waffe gebraucht, er hätte sie tödten müssen. Waldpreis stieß sie zurück, daß sie zu Boden sank; sie aber riß die goldene Kette vom Halse, warf sie dem Junker vor die Füße mit den Worten: „Jetzt geht, geht, denn Eure Reden sind schlecht und Euer Gold ist mir nichts nutz!“ — Der Junker ging denn auch, nahm jedoch das Kettlein nicht mit; Röslein aber weinte bitterlich und bat ihren lieben Freund zärtlich, er möge nur wieder gut seyn. Der aber stand da, wie das Bild eines Bildschnitzers, unbeweglich und starren Blicks und in bebendem Zagen schaute Röschen ihn an. Endlich quollen ihm ein Paar große Thränen aus den Augen und mit hastiger Rede sprach er: „Du bist eine Schlange, Du bist falsch und treulos, und ich gehe zum Heer der Welfen oder der Böhmen, oder noch besser, ich geh' in's Kloster, da brauch' ich gar kein Weibsbild mehr zu sehen, und ich mag auch kein's mehr sehen, in Ewigkeit nicht!“

Dorf-Röschen wollte ihn halten, konnt's aber nicht; er stürzte von dannen über Steg und Stein in einem Trabe, Risch-Rasch immer mit; und er gelangte an die Kloster-Pforte, riß an der Glocke und begehrte Einlaß. Nach einer Weile wurde geöffnet; da sprach Waldpreis zu Risch-Rasch: „Dich brauch' ich fürder nicht; du bist ein guter Hund, such' dein Unterkommen wo anders!“ — Risch-Rasch blieb traurig stehen, denn sein Herr war schon im Kloster. Dann schlich das treue Thier kopfhängend zu Röschen,

war aber die folgenden Tage immer wieder um dieselbe Stunde am Kloster und schaute sich's kläglich an.

Den Waldpreis führte ein Mönch stumm über lange Gänge zum Abt Hilarius, der eben in seiner Zelle bei sehr feinen und lockenden Speisen saß, weil just Fasttag war. Hilarius aber sprach mit vollem Munde: „Sey gegrüßet, mein Sohn, und der Weg des Herrn sey der Deine! Was begehrest Du?“ — Darauf entgegnete Jener, dem plötzlich sehr demüthig zu Muth ward: „Meiden will ich die sündhafte Welt und mein Heil suchen Tag und Nacht im Kloster!“ — Hilarius seufzte, leerte einen Becher Weins mit geübtem Zuge, seufzte abermals und hienach sprach er: „Recht gut und löblich, mein Sohn! Verstehest Du aber auch zu lesen Latein und Deutsch in Psalter und Brevier?“ — und Jener antwortete: „Ich hab' was davon gelernt in der Schulen!“ — „Offiz und Brevier, Psalter und Missal sind das Rüstzeug wider die Anfechtungen des Teufels, der nicht immer daher kommt wie ein brüllender Löwe, vielmehr in unterschiedlichen Gestalten auch gar manierlich thun kann!“ sprach der Abt und schenkte sich wieder ein, wobei er fortfuhr: „Dann lerne auch Anderes von Historien alten und neuen Testaments und die sechs Alter der Welt und die Geschlechter und daneben vervollkomm'ne Dich in Grammatica und Rhetorica, denn die Regel ist der Zunge Segel! Auch die Musica und noch Etliches der sieben freien Künste muß von Dir geübet seyn. Aber viel Wissen macht noch nicht fromm, blähet wohl gar; sey fleißig, mein Sohn, wolle aber nicht Alles erfahren und verbreiten, denn der Verstand der Menschen muß Dein Knecht und Dein eigener nicht Dein Herr seyn. Darum bleibe demüthig und damit dem so sey, brauche täglich Disciplin und Geißel, trag' auch das Cilicium immer fort, und wenn in der Nacht das Glöcklein klinget, springe auf und gehe zur Kirche!“ — Der Abt war danach mit sich selber sehr zufrieden und leerte nochmals den Becher auf das Wohlergehen des Novizen.

Waldpreis aber, von diesen Reden fast trunkener, als der Abt vom Weine, ließ sich nun das Haupt scheeren, nahm die grobe Kutte, daß er seine Glieder drein hülle, und einen Strick, sich zu gürten. Er war zufrieden damit und betete Ave Maria und Paternoster, las im Brevier und Psalter, fastete und kostete die harte Disciplin. Er trieb's auch mit der Grammatica und Logica und schaute in mancherlei Bücher, die man ihm zu Anfangs in seine Zelle brachte. Das Wertheste davon war ihm aber doch der Psalter, geschrieben mit schönen schwarzen nnd gereckten Buchstaben; die standen in graden Reihen, hatten Schwänzlein nach unten und oben, wie Wurzeln und Zweige, und voran war immer ein rother Buchstabe und hier und da ein lieblich Bild der Mutter des Herrn. Wenn er nun im Psalter las, däuchten ihm die schwarzen Buchstaben die Tannen und Fichten im Walde und die rothen schienen ihm Hirschlein und Reh; die Bilder aber mahnten ihn an Dorf-Röschen, daß

er oft dachte: „Also harmvoll und schmerzenreich mag sie jetzt wohl in die Welt blicken! — doch die Welt ist abtrünnig aller Lieb' und Treu, und ich habe sie vergessen und Dorf-Röschen will ich vergessen!" — und dann gab er sich die Disciplin. Wenn er aber wieder hinschaute auf die Bilder, da war's, als sähen sie von Tag zu Tag tröstender aus und immer ähnlicher dem Dorf-Röschen; — er aber ward immer blässer.

Allgemach verging so der Herbst, der Winter fand gleichfalls sein Ende, und dann zogen Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten vorüber. Da sprach der Abt zu dem sehr bleich aussehenden Novizen: „Gar gelehrt bist Du, doch ist's besser, Du bist gelehrter. Darum lerne fürder und komm' mit mir in die Bücherei!" — Waldpreis folgte alsbald dem Voranschreitenden durch's Refectorium, Stiegen auf und Stiegen ab, über Kreuzgänge und Reliquien-Kammern bis an die schwere Eisenthür, so zur Bücherei führte. Der Abt öffnete mit dem großen Schlüssel das Schloß und auf den rostigen Angeln drehte sich die Thür knarrend und schnarrend einwärts. Und es lagen hier auf Pulten allerlei Bücher, groß' und kleine, dick und schmächtig; manche waren aber mit geweihten Ketten an ihre Pulte befestigt, dieweil man glaubte, der Satan sey lüstern danach, bevor man dahinter kam, daß derselbe mehr wisse, als die Bücher insgesammt fassen können. Waldpreis besah Dies und Jegliches mit Staunen und rief aus: „Ei, Herr Abt, wie gelehrt seyd Ihr, da Ihr doch gewiß all das geschriebene Wesen in Euch habt!" — „Nicht gar vollauf, aber doch in Fülle!" entgegnete schmunzelnd der Abt. „Es ist die Feder mächtiger als das Schwert, die freie Feder gefährlicher als das freie Schwert, und von hier aus könnte die Menschheit all klug gemacht werden; wär' aber vom Uebel, denn so die draußen klug werden, wo sollen wir hin mit uns! Hier aber ist ein Werk, bei dem Du früh und spät seyn mögest, genannt „Rudimentum noviciorum", im harten Deutsch: „Grundkenntnisse der Novizen". Solches enthält die Urgeschichten von Adam bis zur Sündfluth, von der Salzsäule bis zu den Pyramiden, von Mosen und Juden, von den Philistern und mancherlei Kaisern, von Cleopatra und Carlmagnus, von Troja und Prag, von Rom und Lübeck, von den Päpsten und den Heiligen, männlichen und weiblichen Geschlechts, und von gar vielen Dingen, die zu sagen mein Athem nicht ausreicht, des trockenen Mundes nicht zu gedenken. Und Du wirst das Alles vielmals lesen und mir's fürtragen in gewählten Stunden, daß ich Dich prüfe und mir kund werde, wie's bei Dir heimisch geworden!"

„Dem sey so!" sprach Waldpreis, und wollte das Buch, um's in seine Zelle zu tragen, auf die Schultern erheben, denn es war so groß, dick und schwer, daß er einst leichter den Hirsch trug. — Der Abt aber lächelte und belehrte ihn: „Nein, mein Sohn, anders ist's besser! Bleibe Du hier in Bibliotheca, fange an zu lesen bei'm ersten Blatte und lies Dich hinein täglich von der Mittag-

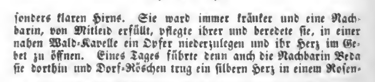


messe bis zur Vesper und danach trage im Gedächtniß fort, was Du gelesen, daß Du erstarkest im Behalten!" — Sprach's, drückte ihn auf einen Sessel nieder und wandte sich, schloß auch die Thür.

Waldpreis starrte nun bald diese, bald das ungeheuerliche Buch an, dermaßen erschrocken, wie er kaum war, als er den Junker in Dorf-Röslein's Stüblein getroffen. Er sank endlich in sich zusammen und ein großes Weh übermannte ihn, daß er nichts mehr um sich her sah, dunkel dachte und hell fühlte. Denn ihm ward Vergangenheit zur Gegenwart, und als diese wieder zu ihrem Recht kam, sein Blick auf das große Buch fiel und auf das Heer von Büchern, da rief er in Verzweiflung: „O giebt's einen größeren Thoren als mich! Aber das ist nun die Strafe, daß ich ein Gelehrter werden, gewiß all diese alten Bücher lesen soll, und könnte doch als frohfreier Bräut'gam leben und aus Dorf-Röslein's Augen immer jugendfrische Weisheit lesen. Sie aber wird nun betrübt seyn wie ich, denn sie war mir stets hold und der Junker war ihr stets ein Narr und wird's noch seyn, nachdem ich ein größerer Narr wurde!" — Und dann saß er wieder sinnend, bis er sich zuletzt mit Grauen und Seufzen zu dem großen Buch wandte.

II.

Das Dorf-Röschen war unterdeß krank geworden vor doppeltem Kummer; denn einstheils härmte sie sich schwer ab, weil es ihr tief zu Herzen ging, daß Waldpreis sie für treulos hielt, anderntheils aber noch schwerer, daß sie sein nicht mehr ansichtig wurde, auch gar nicht wußte, wo er sich aufhielt. Hätte sie den treuen Risch-Rasch einmal begleitet, konnte sie's wissen, aber es fiel ihr nicht ein; denn innig Verliebte sind als solche niemals be-



sonders klaren Hirns. Sie ward immer kränker und eine Nachbarin, von Mitleid erfüllt, pflegte ihrer und beredete sie, in einer nahen Wald-Kapelle ein Opfer niederzulegen und ihr Herz im Gebet zu öffnen. Eines Tages führte denn auch die Nachbarin Veda sie dorthin und Dorf-Röschen trug ein silbern Herz in einem Rosen-







,Die Lieb' ist nicht sündlich, auch süß noch in Schmerzen:
Sie enden in Wonne, vertraue dem Herzen;
Im Kloster verborgen, verharre drei Wochen,
Dann naht Dir die Hülfe, sie sey Dir versprochen!"

Nicht ohne Grauen vernahmen Dorf-Röschen und Beda diesen Spruch und schauten sich erst bedenklich, bald aber mit Zügen an, in denen die Hoffnung die Bedenklichkeit verwischte. Nun geschahen zwar damals just eben so viele Wunder als heut zu Tage, das heißt: gar keine; aber man glaubte damals, daß deren geschähen und die beiden Dorf-Bewohnerinnen würden auf ein Wunder geschworen haben, wenn sie auch nach Beendigung jenes Spruches eine Mannsgestalt, die hinter der Säule versteckt gelauscht, hätten davon schleichen sehen. Es war der sogenannte Pritschen-Peter von Heidelberg, der, mit seinem Herrn Pfalzgraf Ludwig zum Besuch auf einer nahen Burg, bei einem Gange durch den Wald in die Kapelle eintrat und Zeuge wurde von Dorf-Röschen's Bekenntniß und Flehen. Pritschen-Peter gehörte zu den gutmüthigsten Hofnarren, etwas klüger wie die Weisesten am Hofe war er ebenfalls, und er gedachte ernstlich, dem armen Mädchen, dem er zufällig ein geheimer Vertrauter geworden, zu helfen, weshalb er jenen dunkeln Trost aussprach und bei sich meinte: die Erleuchtung wird mir schon kommen. Jetzt machte er sich davon, hatte aber bald überlegt, wie sich die Hülfe fürerst anfangen ließe. Nicht lange waren Dorf-Röschen und Beda auf dem Heimgange, da kam querfeldein der Pritschen-Peter gerannt und fragte um den Weg nach der Burg, wo sein Herr sich befand, obwohl der Schalk ihn recht gut kannte. Die beiden Wanderinnen erhoben zu gleicher Zeit die Hand, den Fremden zurecht zu weisen; Peter ergriff in feiner Weise die des Dorf-Röschen's, indem er Dank sagte, unterbrach sich aber selbst plötzlich mit den Worten: „Was seh' ich?" und blickte erstaunt auf die festgehaltene Hand. Pritschen-Peter, vertraut mit der Erfahrung, daß Neugier und Aberglaube gar leicht ein Mädchen befangen, ließ sich jedoch erst nach längerem Gespräch und öfterem Anmahnen bereit finden, auf jene seine eigene Frage Antwort zu geben. Er wußte es dem Dorf-Röschen, indem er aus der Hand las, zu ihrem Schrecken beizubringen, daß er wirklich aus der Hand lesen könne: denn er fand da richtig eingezeichnet, was sie kürzlich erlebte. Dann fuhr er fort: „Ihr werdet, schöne Jungfrau, in's Kloster gehen und dort in Trost und Hoffnung ganz genesen, weil Ihr versichert seyn könnt, daß binnen wenigen Wochen ein geliebter Mann Euch dort aufsuchen und zu sich heimführen wird. Thut mir weh", setzte der ganz hübsche Pritschen-Peter anmuthig lächelnd hinzu, „daß ich nicht der Mann bin; aber von mir steht leider nichts in Eurer Hand, es scheint da von einem streifenden Waidmann die Rede, oder von einem Bogenschützen, wie diese sich rundende Linie verrathen will." — Röschen sah sehr vergnügt erst auf die gerundete

Linie, dann auf Beda, und als Jener weiter sprach: „So Ihr mir vertrauen mögt, will ich Euch dienstgewärtig seyn, und ich denke wohl, Euer Leid in Freude zu verkehren!“

Die Liebe macht die Luft zur Botin, zieht sich die Sterne in's Herz und eine Hoffnung, die kaum das Jenseits erfüllen kann, meint sie mit den Händen greifen zu können. So zogen denn auch bei Pritschen-Peter's weiterem Gespräch dem armen Dorf-Röschen alle Wundergaben der Träume in die Wirklichkeit, jede Falte ihres Innern that sich auf und ebnete sich in der Zuversicht, daß ihr geholfen werde. Pritschen-Peter erfuhr Alles, was ihm zu seinem Vorhaben diente, und verabschiedete sich danach mit den Worten: „Thut, wie ich Euch sagte, dann thut Ihr wohl, und bis auf Wiedersehen gehabt Euch wohl!“ — Und da Dorf-Röschen im Kloster der heiligen Regiswendis eine Base hatte, die dort Pförtnerin war, begab sie sich zu dieser, die ihr mit gutmüthiger Behäbigkeit die Pforte öffnete. Als sie nun gar vernahm, was in der Kapelle und fernerhin geschehen, hielt sie das Dorf-Röschen für eine Gebenedeite des Herrn und harrte mit ihr begierig der Wunderdinge, die da kommen sollten, und die sich fürerst darin zeigten, daß Dorf-Röschen sichtlich wieder in frischer Blüthe prangte: denn der wiederkehrende Lebensmuth ist ein guter Arzt und Hoffnung die beste Pflegerin.

III.

Waldpreis hatte bereits manchen Tag in den ihm dazu bestimmten Stunden vor dem dicken Buch gesessen und der Kopf schien ihm dabei auseinander zu gehen, ohne daß er merkte, es sey mehr drin als sonst, und der Abt Hilarius ließ sich seinen Wein-Antheil größer zumessen wegen der schweren Mühe, diesem Novizen in der Gelehrsamkeit fort zu helfen und ihn zu prüfen. Da geschah es eines Tages, daß Waldpreis in dem großen Buche ein eingelegt vergilbtes Pergament-Blatt fand, das ihn bei dem Lesen in noch mächtigere Unruhe brachte. Es stand auf dem Blatte, das auch ein Paar Bildchen schauen ließ, Folgendes:

„Im Jahre des Heils 1097 war ich, Franz von Bartingen, gar eifersüchtig worden auf meine geliebte Herrin, Bertha von Bibrach, auch wegen großer Thörigkeit in's Kloster gegangen. Allda ward ich sehr geplagt von meiner Melancholei und der Gelahrtheit, die nicht fruchtete, obwohl ich lesen und schreiben konnte: dieweil jedoch das Herz zu voll, blieb der Kopf leer. Denn ich sah nur immer und immer, wie ich als Page hatte dienen müssen bei Tafel, wo Bertha saß neben dem Ritter Kunibert von Calw, der ihr bestimmt war von ihrem Vater; sie aber sprach da gar freundlich mit dem Ritter und hatte doch mir Herz und Treue zugesagt. Hienach überkamen mich Zorn und Eifersucht, ich verließ die Burg noch in derselbigen Nacht, wollte das Kreuz nehmen und gen Palästina ziehen, auf welche Fahrt ich im Kloster mich vorzubereiten vermeinte. In der einsamen Stille erwuchs mir



aber die Reue, denn ich mußte in mir meiner Herrin das Zeugniß geben, es sey keine That geschehen, die als Untreue zu erachten, vielmehr ich deren zu zeihen, da ich nicht ferner, wie es sich doch gebührt, an ihren Schwur geglaubt. Ich ward darob mit jedem Tage friedloser, konnte mir auch des Rathes nicht ersinnen. Einst nun vernahm ich an dem Fenster meines Klostergemachs ein Geräusch; als ich dieserhalb aufschaute, siehe, da pickte Bertha's Lieblings-Taube, die auch ich stets gern gefüttert, an mein Fenster, und nachdem ich's rasch geöffnet, flog sie herein. Dies verhalf



mir zu dem Gedanken, an Bertha ein Brieflein zu senden und es der Taube um die Brust zu knüpfen, welches ich that. Ich bekannte mich ihr als ein Thor, der sich vergangen in der Einbildung, aber nun nicht wisse, wie sie gesinnet sey, auf Vergebung auch nicht hoffen dürfe; wolle um deswillen nach dem heiligen Land

und nähme Abschied von ihr und ihrem Vater, der mir wohl gethan, und derowegen ich sündlich an ihm gehandelt, wenn ich der Tochter Herz seinem Willen entfremdet. Das Täublein entließ ich dann und sah ihm trübselig nach im Fluge, bis es meinen Blicken entging. Siehe aber, nach zween Tagen kam es abermals und bracht' ein Brieflein von Bertha mit, des Inhalts: daß ich nur wohlgemuth zu ihrem Vater kommen möge, er habe mir Alles ver-



ziehen. Da macht' ich mich denn auf mit Bangen und stand vor dem Vater nicht anders, denn ich fühlt' es heiß klopfen mir in der Brust. Er jedoch redete mich freundlich also an: „Meine Bertha hat mir nichts verhalten, und daß sie bei jenem Abend-Imbiß lieb und anmuthlich mit Kunibert von Calw sprach, war des Dankes wegen; denn er hatte mich gelöst von meinem Wort,

womit ich ihm einst meine Bertha, da sie noch ganz Kind war, zusagte, sintemal seine Wünsche seit jener Zeit sich anderswo angesponnen hatten. Du aber mögest wissen, daß Dein Vater mich lange befehdete, weil er mit mir zugleich um mein nachmalig Weib, das Gott in Seligkeit halten möge, warb, ich aber ihre Gunst empfing. Das saß ihm fest im hartnäckigen Sinn, und obwohl er sich noch eh' denn ich vermählte, er ließ nicht ab, bis ich seiner Herr werden mußte, wollt' ich ein Stündlein Frieden haben. Als nun der Sieg sich zu mir wandte, ich ihm aber dennoch die Hand bot, verleugnete er jegliche Milde und Klugheit und zog, Dich und Deine Mutter zurücklassend, gen Welschland, wo er in einem Treffen den Tod fand. Du aber wurdest, nachdem Deine Mutter für sich das Kloster erwählte, in der Försterei erzogen, wo Du über Deine Herkunft nichts erfuhrest, auch nicht, da ich Dich zu mir nahm und keine Lehre an Dir sparte. Jetzt werd' ich Dir Dein väterlich Gut ungeschmälert zurückgeben und begehrest Du dann meine Tochter, sie Dir nicht weigern, hoffend, daß solche That mir bei Deinem Vater zur Sühne helfe, wenn wir uns dereinst vor Gott sehen!" — Also sprach der edle Volkmar von Bibrach, und Bertha gestand mir verschämt, wie sie das Täublein gar innig geherzt und geküßt, als es meinen Brief gebracht. Dies hab' ich aufgesetzt für den Herrn Abt Mauritius von St. Bernhard, ließ ihm annoch zum Andenken unser Beider Conterfei beifügen, werde auch alljährig dem Kloster ein Fuder des besten Weines verehren. Bin nun daheim geblieben, habe mich mit meiner lieben Herrin Bertha vermählet und gesegne mich dessen, daß mir der Herr aus großer Thörigkeit falscher Eifersucht so verwunderlich und gnädig geholfen, begehre nicht des Klosters und des Zuges gen Palästina, sondern hoffe guten Willens auf Kraft, meine Vasallen und Insassen zu beglücken; ich selber aber bin froh und wohlgemuth in meinem Glück.

Gefertigt auf Burg Bartingen im Wonnemond 1097.

Ritter Franz von Bartingen."

Als nun Waldpreis dies gelesen, ward er sich seiner großen Uebereilung jammernd und verzweifelnd noch bewußter und vermeinte, es sey ihm das Pergament nur zur Bestrafung seiner Unbill an Dorf-Röschen in die Hand gefallen. Betrübter als je starrte er voll wirriger Gedanken vor sich hin; da hörte er plötzlich ein Scharren an der Thür wie von eines Hundes Tatzen, vernahm bald danach mehrere Stimmen; der Schlüssel im Schloß drehte, die knarrende Thür öffnete sich, und herein trat, geleitet vom Abt Hilarius, Pfalzgraf Ludwig mit seinem Gefolge, unter diesem auch Pritschen-Peter. Voran aber sprang Risch-Rasch herzu und an Waldpreis hinauf, der ihn mit unverhaltenen Thränen kosete, nicht Herr seines Wehs und seiner Freude. Dabei ward er aber gewahr, daß Risch-Rasch zwischen seinem Halsband ein Papier trug, welches Waldpreis verstohlen an sich nahm und es verbarg.

Pritschen-Peter hatte sein Abenteuer dem Pfalzgrafen berichtet und dieser suchte sich nahe Gelegenheit, indem er dem Abt vermelden ließ, er wolle das Kloster in Augenschein nehmen. Da jedoch zu erwarten, man werde den Novizen verleugnen, verließ sich Pritschen-Peter, der Alles erkundete, auf Risch-Rasch, dessen täglichen Hingang nach dem Kloster er ausgespürt. Wie gedacht, verrieth denn auch durch Scharren an der Thür der Bücherei Risch-Rasch den Aufenthalt seines Herrn, zu dessen Füßen er jetzt sich niedergestreckt hatte. Der Pfalzgraf und sein Gefolge hielten den Abt geschäftig mit Bescheid über die alten Bücher und Pergamente, so daß Waldpreis sich in Heimlichkeit zurückziehen und das Papier sich näher beschauen konnte. Da war zu lesen:

„Dorf-Röslein ist so treu und hold,
Dorf-Röslein ist so krank:
Waldpreis bezahlt der Narrheit Sold,
Hat Narrheit nur zum Dank!

Sie weilt im Kloster, ist gefaßt
Auf harten Nonnen-Schwur;
Eh' Du Dein Glück verstoßen hast,
Such's auf, bei Ihr ist's nur!

Geh', rette sie aus ihrem Leid
Und Dich aus eig'nem Trug;
Doch thu's, dieweil's noch an der Zeit:
Sey jetzt und eilend klug!“

Seiner Sinne kaum mächtig, hielt Waldpreis das Papier in der zitternden Hand, da strich Pritschen-Peter an ihm vorbei und flüsterte: „Fleh' den Pfalzgrafen an!“ — und kaum war dies gesprochen, so lag der unglückliche Novize auch schon zu den Füßen des Fürsten. Der erhob ihn selbst, nach seinem Begehr fragend, und erst stotternd, dann, von des Pfalzgrafen heiteren Blicken ermuthigt, in gutem Zuge, erzählte Waldpreis seine Geschichte, sich endlich selbst der Thörigkeit und sündlichen Hast anklagend, da er wohl fühle, wer im Walde und unter Gottes Himmelskirche aufgewachsen, für den seyen die Blätter der Gelehrsamkeit nur wie ein dürres Laub und die Zelle ein Kerker. — „Herr Abt Hilarius“, sprach darauf mit lustiger Hoheit der Pfalzgraf, „da ich's einsehe, daß dieser Jägersmann ein ander Revier hat, als das Kloster, so seht Ihr's gewiß noch viel heller ein; erspart ihm demnach die Gelübde, die er nicht halten kann. Mit der Keuschheit ist's nichts, denn es zieht ihn zu seinem Röschen, das eine gar hübsche und liebe Maid ist, wie man mir berichtete. Mit der Armuth ist's nichts, denn er will gern eine gute Försterei haben, die ich ihm gebe; was endlich den Gehorsam betrifft, so nehm' ich ihn aus Eurer Disciplin und bürde die Sorge mir auf: ich werd' ihm schon Gehorsam beibringen, wenn er etwa mangeln sollte. Du

aber" — so wandte er sich zu Waldpreis — „geh' zu Abend wie sonst zu Deinem Röslein und sag' ihr, wenn sie jemals wieder gerechte Klage über Dich hätte, ich, der Pfalzgraf Ludwig, wohnt' in Heidelberg und wollt' sie hören! Ich leb' indeß zunächst der Zuversicht, die Gelahrtheit werde Dir den Verstand nicht ganz verthan und ich kein Ursach haben, der jetzigen Stund' unwirrsch zu gedenken!" — Pritschen-Peter umtanzte vor Lust und Freudigkeit, ihm dazwischen den Mantel küssend, seinen lachenden Herrn Ludwig, der den, in großem Glücke schwindelnden Waldpreis zum andern Mal erheben mußte, da er im Dank, zu dem er nicht Worte finden konnte, wieder vor ihm lag. — „Spar' das Wort und vergilt mit der That!" sprach ernst der Fürst und fügte noch hinzu: „Die Berufung zu Deiner Försterei soll Dir am Hochzeitstage werden durch meinen lieben Pritschen-Peter; halt' ihn gut, halt' ihn, als ob ich's wäre, denn er hat's um Dich verdient!" — und danach schritt er grüßend mit seinem Gefolge von dannen.

Und es begab sich, wie's der Pfalzgraf verkündet. Als am Abend Waldpreis mit bebendem Herzen an Dorf-Röschen's Haus kam, sah er durch das Fenster sein Liebchen bei der Arbeit sitzen, und nachdem er leise die Thür geöffnet, stürzte sie ihm entgegen und Beide sanken auf die Kniee, in seliger Umarmung Gott dan-



kend und dem Pfalzgrafen, mitsammt dem Pritschen-Peter. Risch-Rasch aber, als ob er's merke, daß er hier nicht stören dürfe, hatte sein Plätzchen am Ofen inne, schien sich aber doch seines Antheils an der Begebenheit bewußt. Nach wenigen Wochen war große Hochzeit; Pritschen-Peter mit der Försterei-Bestallung fehlte

nicht und hatte den wohlerworbenen Ehren-Platz. Er war voll sprudelnden Jubels und sang bei'm Becherklange Mancherlei, so auch das Verslein:

„Wer da jagen kann, soll nicht ruh'n;
Wer da freien kann, der soll's thun;
Wer da Geld hat, brauch's in Ehren,
Daß so Menschen und Gut sich mehren.
Doch nicht ruh'n, nur thun, in Ehren mehren,
Von dem Mönche darf man's nie begehren!"

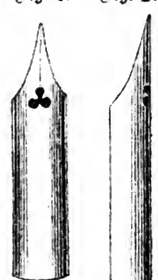
Das goldene Kettlein aber vom Junker Hans von Ravensberg erhielt die heilige Regiswendis; man hat's freilich niemals an ihr gesehen, und wo es hingekommen, darüber schweigt die Chronik.

F. W. Gubitz.

Vom
Gebrauch der Stahlschreibfedern.

Um Stahlfedern lange Zeit gegen Zerstörung durch die Schärfe der Tinte zu schützen, gebe ich der Feder einen dünnen Ueberzug von weißem Wachs, welcher sich leicht und schnell herstellen läßt, indem sie über einer Flamme ein wenig erhitzt, mit dem Wachs berührt, dieses aber schnell wieder entfernt wird, damit nicht zu viel abschmelze. Auch ist die Feder in horizontaler Lage zu halten, damit sich der Fluß des Wachses gleichmäßig über die innere und äußere Oberfläche der Feder verbreiten kann. Zu bemerken ist noch, daß die Oeffnung von der Spalte der Feder, wenn solche vielleicht vom Wachs geschlossen würde, wieder geöffnet werden muß, weil sonst die Tinte nicht leicht aus der Feder fließt.

Fig. 1. Fig. 2.



Eine andere Schattenseite der Stahlfedern ist es, daß sie nach kurzem Gebrauch, besonders auf rauhem Papier, eine scharfe, ritzende Spitze bekommen, woraus eine ängstliche und peinliche Führung der Feder erfolgt. — Um bequem und leicht zu schreiben, muß die Spitze der Feder stumpf oder eigentlich abgerundet seyn, wie die Zeichnung Fig. 1. und 2. — Front- und Seiten-Ansicht darstellend, zeigt. Zur Abrundung einer scharf gewordenen Feder habe ich ein stählernes Instrument ersonnen und mir anfertigen lassen, welches seinem Zweck ungemein entspricht und daher in allgemeineren Gebrauch zu kommen verdient. In dem Stahl, welchen Fig. 3 deutlich versinnlichen wird,

Fig. 3.



ist eine ziemlich tiefe bogenförmige Kerbe eingehauen, deren Grundfläche nicht scharf seyn darf, sondern stumpf seyn muß. Will man eine scharfe Feder wieder abstumpfen oder eigentlich abrunden, so hat man sie nur, perpendikular aufgesetzt, in der Kerbe einige Mal unter schwachem Druck hin und her zu bewegen und sie wird schnell wieder brauchbar seyn, was man am besten dadurch erkennt, wenn man sie auf dem Nagel eines Fingers versucht und sie keine Ritze hervor bringt. Das Instrumentchen muß von sehr hartem Stahl seyn, denn weicher als die Feder selbst wäre es nicht geeignet, der Spitze derselben die gewünschte Form wieder zu geben. — Vor Anwendung der hier angedeuteten Mittel hatte ich den Gebrauch der Stahlfedern mehrmals wieder aufgegeben; jetzt aber bin ich gänzlich damit ausgesöhnt und Jeder wird es seyn, der meine Angaben zweckmäßig benutzt. S.

L i e b.



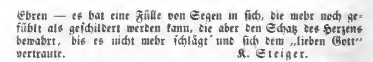
Lieb! — das ist ein schönes Wort, vielleicht das schönste, was Menschenlippen entschwebte: es birgt tiefe Kraft und Tröstung in sich. Wir Deutsche können es sehr oft gebrauchen, und es war sonst bei uns gebräuchlicher, andern Völkern nie so nah. Worte sind nicht leerer Schall, ein Wort kann uns die Welt bedeuten, und beklagenswerth ist, wer dies nie empfunden und erfahren hat. Die hohe, begeisterte Gewalt der Rede ward nicht Jedem gegeben, aber jenes eine Wort, und der ihm zugehörige Klang drückt die innerste Stim-

nung des [illegible] die aufopfernde [illegible] lichkeit. Und [illegible] ein Wort mit [illegible] fühl, als [illegible] und mehr [illegible] ist das [illegible] einem [illegible] der Hausfrau [illegible] einer ländlichen [illegible] reiß' ihn [illegible] nun da stehen und [illegible] oder beschämt [illegible] der verschämt gehen [illegible] vorüber geht, ohne den Spruch zu lesen und [illegible]

So ging es mir jedesmal, wenn ich [illegible] meinem [illegible] — denn ich hatte nur einen und der [illegible] Einziger und Einiger! — [illegible] als „liebe" Mutter, und [illegible] dem [illegible] sein Herz erfüllte; ihre [illegible] mer und seine Welt. Wie [illegible] leben angezogen, bewegt und — [illegible] Familienkreise, fern von Streiten [illegible] lassen. an das innige Verhältniß [illegible] so mit dem herzlichen Zusatz [illegible] Ein schlimmes Wort das [illegible] es [illegible] Mehrheit für Alles [illegible] nicht! — Es [illegible] vernunftlosen Trotz [illegible] Beiwort „lieb" [illegible] sein müssen und so [illegible] denken und sich die [illegible] Glauben zu erheben. [illegible] es selbst zur Buße [illegible] „lieb" sey die Parole, [illegible] und sie braucht sogar [illegible] sind sie ehrliche Widersacher, [illegible] sind es Schelme, entlaufen sie einer [illegible] — es mag Mancher über mich lächeln, daß ich dem [illegible] so große Kraft und Erfolge zuschreibe: aber [illegible] damit! Wenn eure Geschwister, Gatten, Eltern [illegible] nie anders als „lieb" — sagt: guten Tag [illegible] seid ich's [illegible] liebe Frau! — oder auch: [illegible] eine gute [illegible] immer freundlich; — thut das, liebe [illegible] ich hielte dafür, das Wörtlein [illegible] zu kräftig ist's [illegible] hat den [illegible] was er [illegible] und daraus stammt euer [illegible] wenn [illegible] das „lieb" aussprechen wollt! [illegible] Gott [illegible] das „liebe Brod", das „liebe Leben [illegible] Jammer [illegible] eine „liebe Noth", und was [illegible] nicht [illegible] kennt, fragt bei rechtschaffenen [illegible] die viel Noth mit ihren Kindern [illegible] [illegible] übel, sondern bedankt euch [illegible] bringt nur das kleine Wort [illegible] zu



mung des Gemüths aus, die aufopferndste, bereitwilligste Zuthulichkeit. Und wie viel besser: ein Wort mit Verstand und Gefühl, als tausende in Kälte und modischer Form? — Vielleicht ist das empfohlene Wort in einem Familienkreise nur so viel, wie der Haussegen an der Thür einer ländlichen Wohnung; — aber, reiß' ihn ja nicht ab, lass' ihn da stehen und wirken! Er erquickt oder beschämt etwa Einen, der vorüber gehen will, und nun nicht vorüber geht, ohne den Spruch zu lesen und seiner zu gedenken. — So ging es mir jedesmal, wenn ich zu meinem Freunde kam — denn ich hatte nur einen und der rechte Freund ist auch ein Einziger und Einiger! — der nannte seine Mutter nie anders als „liebe" Mutter, und that nicht sparsam bei ihr mit dem, was sein Herz erfüllte; ihre friedliche Wohnstube war sein Studirzimmer und seine Welt. Wie ward ich oft von diesem lieben Stillleben angezogen, bewegt und — gestraft. Fürwahr, man sollte im Familienkreise, fern von Steifheit und Untheilnahme, nie unterlassen, an das innige Verhältniß, in dem man steht, zu erinnern, so mit dem herzlichen Zusatz „lieb" und dem traulichen „Du". Ein schlimmes Wort das „Sie"; es ist ein trennendes, es ist eine Mehrheit für Alles das, was uns der Himmel meist nur einmal giebt! — Es würde manche wilde Aufwallung besänftigen, den vernunftlosen Trotz bewältigen, wenn man sich frei gewöhnte, das Beiwort „lieb" denen zu geben, die Einem lieb seyn dürfen, lieb seyn müssen, und so den Zweck des Beisammenseyns stets zu bedenken und sich die Unmöglichkeit eines Haders zum entschiedenen Glauben zu erheben. Von Sanftmuth täglich angewendet, wird es selbst zur Buße leiten die, denen sie nöthig. Das Wörtlein „lieb" sey die Parole, an der sich die treuen Gefühle erkennen — und sie braucht sogar nicht den Feinden verborgen zu bleiben; sind sie ehrliche Widersacher, werden sie zu uns übertreten, sind es Schelme, entlaufen sie einer solchen Parole! — Es mag Mancher über mich lächeln, daß ich dem kleinen Wort so große Kraft und Erfolge zuschreibe; aber — versucht's nur aufrichtig damit! Nennt eure Geschwister, Gatten, Eltern zuvorkommend nie anders als „liebe" — sagt: guten Tag, lieber Bruder! — soll ich's bringen, liebe Frau? — oder auch: liebes Kind! denn eine gute Frau ist immer kindlich; — thu' das, liebe Mutter! — Meint ihr etwa, ich hielte dafür, das Wörtlein käme der heutigen Art zu weichlich vor? — nein, zu kräftig ist's euch! Ihr ahnt den Inhalt, fühlt, was er fordert, und daraus stammt euer Widerwille, eure Scham, wenn ihr das „lieb" aussprechen wollt! — Man sagt: der „liebe Gott", das „liebe Brod", das „liebe Leben", ja unsre Vorfahren kannten selbst eine „liebe Noth", und was diese ist? — wenn ihr's nicht rathen könnt, fragt bei rechtschaffenen Müttern an, die haben gar viel Noth mit ihren Kindern überaus lieb! — Nehmt's also nicht übel, sondern bedankt euch, wenn ich recht dringend bitte: bringt mir das kleine Wort wieder recht in Gang und zu



Ehren — es hat eine Fülle von Segen in sich, die mehr noch gefühlt als geschildert werden kann, die aber den Schatz des Herzens bewahrt, bis es nicht mehr schlägt und sich dem „lieben Gott" vertraute.

K. Steiger.

Der Abbé de l'Epée.



gabe wird, in solcher Weise thätig zu seyn. Diese Aufgabe besteht darin: durch Lehre und Bethätigung einer uneigennützigen Liebe, welche im Menschen nur den Menschen sucht und schätzt, in ihm die menschlichen Fähigkeiten und Ansprüche zur Ausbildung und Befriedigung zu bringen trachtet; durch innigeren Anschluß des Gebildeten an den Ungebildeten, des Hochgestellten an den in den Niederungen des Lebens Arbeitenden, des Armen an den Reichen, die Zerspaltung der Menschheit auszugleichen, die unnatürlich entstand aus irrthümlichen Standes-Vorrechten und der oft gerade das Verdienst verleugnenden Vertheilung äußerer Vortheile. — In solcher Ansicht muß um so höher die Achtung steigen für einen Mann, der, mitten in der Blüthezeit jener Standes-Mißbräuche, erhaben über ihnen stand und das Voll-Gefühl der Liebe, zu That und Werk geworden, dem reinen Menschenwerth entgegen trug. — Charles Michel de l'Epée, Sohn eines königlichen Architekten, wurde 1712, drei Jahre vor dem Tode des vierzehnten Ludwig, zu Versailles geboren und weihte sich mit vorwaltender Neigung dem geistlichen Stande, in welchem er bald den Rang eines Abbé erwarb. Sein Jünglings- und Mannes-Alter fiel in die Regierung Ludwig's des Funfzehnten, unter welcher das französische Volksthum, schon von dem Vorgänger in äußeren Glanz und Schein getrieben, durch Maitressen-Wirthschaft, Unzucht und drückende Anmaßungen des Adels, Intriguen-Herrschaft, geheimes Eingreifen und Umsichgreifen der entarteten Geistlichkeit und des Jesuitismus entnervt, zerrieben und aufgelöst wurde, bis die Revolution, der die letzten Jahre des Abbé angehören, die grause Gewalt über das Land hereinbrechen ließ. Selbstsucht war unter den letzten Ludwigen in alle Stände gefahren, und die Geistlichkeit blieb nicht zurück in Ausübung derselben. Das Heil der Religion und der Kirche ward das Aushängeschild, unter welchem die Gesellschaft Jesu wie andere Orden und Verbrüderungen ihre selbstischen Vortheile verfolgten und in frevlem Begünstigen derselben staatliche Größe, Familien-Wohl, Zucht und Sitte untergraben halfen. Mitglied dieses dem ursprünglichen Beruf untreu gewordenen Standes, blieb der Abbé de l'Epée dennoch unberührt von dessen moralischer Gesunkenheit. Das geistige wie leibliche Wohl seiner Mitmenschen war ihm der Inhalt seines Berufs als Weltpriester, und in diesem schönen Bestreben begegnete er auf seinen Wanderungen durch die Stadt Paris einer Familie, welche den Gedanken, der ihn groß gemacht, zuerst in ihm erstehen ließ. In Frankreichs Hauptstadt lebte zurückgezogen eine Mutter mit zwei Töchtern, welche sie beide taubstumm geboren hatte. Im Aeußern wie in der Haltung liebliche Erscheinungen, erfüllten sie dennoch das Mutterherz mit Gram, weil es der sorgenden Frau unmöglich war, ihnen Bildung des Geistes und Gemüths in dem Grade zu verschaffen, wie sie wünschte, damit die Mädchen sich selbst ihres eigenen menschlichen Wesens, ihres gei-

sligen Kerns bewußt und so zugleich der Mutter ein Trost und eine Freude würden. In diese Familie trat der Abbé, sein Mitgefühl regte sich lebhaft, und er beschloß, sein Möglichstes aufzubieten, um zwischen den taubstummen Mädchen und der Mutter die geistige Verbindung herzustellen, um von dem gefangenen Geiste der ersteren zu dem freieren Bewußtseyn, welches die menschliche Kenntniß erreicht hatte, die Brücke zu schlagen. Er wandte sich zuerst forschend und studirend an die, welche vor ihm einer gleichen Aufgabe obgelegen. Bereits im siebzehnten Jahrhundert hatten mancherlei Versuche stattgefunden, geborne Taubstumme zu unterrichten. Wallis, der spanische Geistliche Ponce und Andere hatten auch hier und da einen glücklichen Erfolg errungen, ihn aber mehr dem Zufall als einer sicheren Erkenntniß verdankt, daher diese vereinzelten Versuche immer etwas sehr Unvollkommenes und Schwankendes waren. Der Abbé de l'Epée nun warf sich mit der ganzen Liebe seiner Seele, der ganzen Ausdauer seines Geistes auf die Ergründung der schönen Aufgabe und gelangte zu einem System des Unterrichts, das noch jetzt in allen Lehr-Anstalten für Taubstumme die Grundlage bildet, das, ebenso wissenschaftlich gedacht, als künstlerisch und doch mit höchster Einfachheit geordnet, dem erfinderischen wie in die menschliche Seele tief einblickenden Geiste seines Begründers ein ewiges Denkmal setzte. Kaum hatte sein System sich bei jenen Mädchen bewährt, so widmete er sich völlig und für immer dem einen Zwecke, die ganze unglückliche Klasse von Menschen, welche bis jetzt wie durch undurchdringliche Mauern abgeschlossen war von der Theilnahme an der Bildung und dem Geistesleben aller Uebrigen, in die geistige Gemeinschaft derselben einzuführen. Aus eigenen Mitteln errichtete er in Paris eine Anstalt, deren ganzen Lehrplan er auf seine neuen, trefflichen Grundsätze baute; aus eigenen Mitteln, die in einer Jahres-Rente von zwölftausend Livres bestanden, ohne jede fremde Unterstützung, bestritt er alle Kosten für den Unterhalt der Anstalt, besoldete er Lehrer, die er in sein System eingeweiht hatte. Im Jahre 1787 zählte diese Anstalt, das große Werk des Abbé de l'Epée, schon sechzig Zöglinge. Mit einer Uneigennützigkeit sonder Gleichen wies er jeden Ersatz seiner Ausgaben, der ihm unter Anderen von der russischen Kaiserin geboten wurde, von sich, und erbat sich als Beisteuer neue taubstumme Zöglinge. Oesterreichs größter Kaiser, Joseph der Zweite, besuchte den Abbé zu Paris und bewunderte die Gediegenheit und Einfachheit seiner Unterrichts-Methode. Nachdem der seltene Mann dreißig Jahre lang sein Vermögen wie seine Kräfte der Anstalt gewidmet, starb er 1790 zu Paris, verehrt von der gesammten civilisirten Welt. Die Stadt Paris übernahm nach ihm die Sorge für sein Werk, und berief den Abbé Siccard, der, ein Schüler des Abbé de l'Epée, bereits zu Bordeaux eine zweite Schule der Art angelegt hatte, zu seinem Nachfolger. Der Erfinder selbst hinterließ der Nach-

welt die Resultate seines Wirkens, außer in dem Institut, das er in's Leben gerufen, noch in mehreren Schriften, z. B.: „Unterrichtung der Taubstummen auf dem Wege methodischer Zeichensprache" (1776) und: „Die wahre Art und Weise, die Taubstummen zu unterrichten, bewährt durch eine lange Erfahrung" (1784). Sein Geist blieb auch nach dem Tode seines Leibes noch ewig schöpferisch, denn seine Erfindung, seine Methode, seine Einrichtungen wurden Quelle und Vorbild der Lehr-Anstalten für Taubstumme, welche jetzt in allen Ländern zum Wohl von tausend und aber tausend Menschen bestehen. Er hat das ewige Leben, die Unsterblichkeit errungen in der nie aussterbenden Anerkennung und Dankbarkeit der Menschheit. Anton Gubitz.

Der Graf von Gleichen.

Im vorigen Jahrgange dieses Büchleins haben wir (S. 106 bis 110) zu dem Bilde: die „drei Gleichen" die Sage vom Grafen von Gleichen mitgetheilt, hinzufügend: „in Bezug auf geschichtliche Wahrheit lasse sich nichts ermitteln." Diese Aeußerung bestimmte einen seitenverwandtlichen Nachkommen des im siebzehnten Jahrhundert als Letzter des Geschlechts Gleichen gestorbenen Grafen Johann Ludwig, uns in einer langen Abhandlung jene Sage geschichtlich begründen zu wollen, wobei der Grabstein, sonst in der Peterskirche, seit 1813 aber im Dom zu Erfurt, als Haupt-Beweis hervorgehoben ist. Wir wiederholen nicht, was bereits gegen die Begründung der Sage durch jenen Grabstein in mehreren Schriften ausgesprochen wurde und wonach der auf demselben mit zwei Frauen abgebildete Ritter als Graf Sigismund von Gleichen (gestorben 1494) mit seiner ersten Gemahlin (Agnes von Querfurt) und seiner zweiten (Katharina von Schwarzburg) anzunehmen ist. Da indeß jener Abhandlung ein Bild des Grafen Ernst und seiner beiden Frauen (angeblich Margaretha von Hohenstein und Melechsala) beigefügt war, geben wir dies nachträglich. Wer dadurch die Sage für mehr beglaubigt hält, dem wollen wir nicht widersprechen, auch nicht über des Bildes Echtheit streiten. Läßt uns doch die Sage alle drei Personen edlen Herzens erscheinen, am edelsten die frühere Gemahlin des Grafen; so erhebende Züge zu mindern, das mögen wir ungern dem Menschenwerth zu Leide thun, und ein zustimmend Gefühl für das unsre dürfen wir bei dem Kern des Volkes gewiß erwarten. Indeß wären wir jedenfalls nicht im Rechte, wollten wir mit dem Gefühl der geschichtlichen Forschung wehren, und wo uns diese einmal irgend eine liebe Erinnerung, einen uns werth gewordenen Glauben stört, müssen wir bedenken: daß Wahrheit über Allem steht, nur in ihr ein sicheres Heil zu finden ist. Gtz.



Die einheimisch wildwachsenden
Giftpflanzen.

(Fortsetzung zu den Jahrgängen 1841 bis 1846.)

25) Der weiße Germer (Veratrum album. Linné). Diese Pflanze führt auch noch die Namen: Hermerwurz, Wendewurz, Hammer und Doltocken, und die Namen: Champagnerwurz und Niesewurz beziehen sich offenbar auf die heftigen Wirkungen der gepülverten Wurzel, wovon nachher ein Mehreres. (Fig. a zeigt uns die Pflanze verkleinert.) Der Wurzelstock ist kurz, walzig oder kegelförmig, unter langen, dicken, fleischigen und zahlreichen Zasern versteckt, von bräunlicher Farbe. — Der Stengel ist 1 bis 4 Fuß hoch, stielrund, röhrig, einfach, kahl und fast ganz von den knapp anliegenden Blattscheiden bedeckt. Die Blätter (eines derselben: Fig. f), die schief in die Blattscheiden verlaufen, sind eiförmig-spizzig, ganz und ganzrandig, der Länge nach zusammengefaltet; ihre Unterseite ist durch kleine, feine und wollige Härchen flaumig. — Die gelblich-weißen Blüthen bilden eine Trauben-Rispe, deren Spin-



deln ebenfalls flaumig sind (Fig. b). Die Blüthen selbst und die eirunden Deckblättchen sind länger als die Blüthenstielchen. Die Blüthenhülle (Fig. c) besteht aus sechs weißen, länglich-spitzigen, gezähnelten, weit abstehenden Blättern, auf deren Grunde sechs, mit nierenförmigen Staubbeuteln versehene kurze Staubgefäße aufgewachsen sind (Doppel-Figur e). In der Mitte derselben befindet sich ein mit drei kurzen, pfriemenförmigen Griffeln und undeutlichen Narben versehener Fruchtknoten. Die Frucht besteht aus drei länglichen, einfächerigen, mehrsamigen Kapseln (Fig. g); das Eiweiß des Samens umschließt den querliegenden, walzigen Keim (Fig. h). — Der weiße Germer wächst in feuchter Kiesel-Erde auf Alpenwiesen und Voralpen im mittlern Europa, blüht vom Juni bis zum August und wird auch öfters als Zierpflanze in Gärten gezogen. — Die Wurzel, **radix Hellebori albi**, weiße Niesewurz in den Apotheken, erregt Schmerzen im Leibe, Erbrechen von Galle, Schwindel und Mangel an Eßlust. Das beste Gegengift ist schwarzer Kaffee. Die gepülverte Wurzel erregt heftiges, anhaltendes Niesen, macht die Nase anschwellend und verursacht auch Wahnsinn. Die Wurzel wird öfters, vorzüglich von Homöopathen, als ein wirksames Mittel angewendet.

26) Die röhrige Rebendolde (**Oenanthe fistulosa. Linné**). Alle andern deutschen Namen, wie Drüsewurz, rother Steinbrech, Tropfwurz u. s. w. deuten auf die unten näher zu beschreibende Wurzel hin. Den Namen „röhrige Rebendolde“ hat sie von dem Stengel, welcher der Weinrebe ähnlich sieht. Der Name **Oenanthe** ist griechischen Ursprungs und bedeutet Weinblüthe. — Die Wurzel der Rebendolde wird aus vier bis sechs länglichen Zasern mit daran hangenden Knollen gebildet, wodurch sie Aehnlichkeit mit der Wurzel des Steinbrechs (**Laxifraga granulata. Linné**) und mit der einer Art Spierstaude (**Spiraea filipendula. Linné**) erhält. Aus dieser Wurzel erhebt sich ein 2 bis 3 Fuß hoher, furchiger, grün und röthlich gefärbter, röhriger Stengel. Die Wurzelblätter sind zwei-, dreifach gefiedert; jedes Fiederchen (Blättchen) ist keilförmig, gelappt. Die Stengelblätter sind röhrig, fadenförmig und einfach gefiedert; alle Blätter umgeben den Stengel scheidenartig. Entspringen aus einem Punkte des Stengels mehrere Blüthenstiele, hier Strahlen genannt, die auf ihren Spitzen Blüthen tragen, welche fast in derselben Ebene liegen, so nennt man diesen Blüthenstand eine einfache Dolde (Schirm, **Umbella**); entspringen aber aus jedem einzelnen Strahle wieder besondere Strahlen, deren Blüthen alle in einer Ebene liegen, so heißt dieser Blüthenstand eine zusammengesetzte Dolde, die kleineren Dolden eines jeden Strahles heißen Döldchen. Der Blüthenstand der röhrigen Rebendolde ist eine zusammengesetzte Dolde. Sie ist zwei- bis fünfstrahlig, die Döldchen aber sind etwas gewölbt und vielstrahlig; die Blüthen der äußern, längern Strahlen fallen ab, so daß nur die der innern, kürzeren Strahlen zur Frucht



reifen. Am Grunde der Strählchen der Döldchen steht ein vielblättriges Hüllchen. Eine allgemeine Hülle am Grunde der Strahlen fehlt meist; ist sie vorhanden, so besteht sie aus einigen Blättern. Die Blüthe selbst wird gebildet von einem kleinen, einblättrigen, fünfzähnigen, bleibenden Kelche, aus fünf röthlichen, verkehrt herzförmigen, mit einem einwärts gekehrten Läppchen versehenen Kronenblättern, von einem Fruchtknoten mit zwei Griffeln, die auf einer Scheibe (Griffelpolster) des Fruchtknotens stehen, und von fünf Staubgefäßen. Aus dem Fruchtknoten erwächst eine walzige, doppelte Schließfrucht (**Achenium**), die mit den beiden Griffeln gekrönt und mit den fünf Kelchzipfeln verwachsen ist. Die beiden Theile der Schließfrucht heißen Früchtchen, die Seiten, mit denen sie gegen einander gekehrt und an das fädliche, zweispaltige Säulchen (Fruchthalter) angewachsen sind, heißen Fugenseiten, die diesen entgegengesetzten: Rücken. Jedes Früchtchen hat auf seinem Rücken fünf Riefen und in den Zwischenräumen (Thälchen genannt) mit Gummiharz und ätherischen Oelen gefüllte Kanälchen, die man Striemen nennt; letztere finden sich auch auf der Fugenseite. Nach der Reife trennen sich die Früchtchen nicht von dem Fruchthalter. (Fig. c ein Döldchen mit Früchten, Fig. d eine Frucht in natürlicher Größe, Fig. e vergrößert, Fig. f ein Früchtchen von der Fugenseite gesehen.) Jedes Früchtchen besteht fast ganz aus Eiweiß, da der Keim sehr klein ist. (Fig. g ein Früchtchen in Quer-, Fig. h in senkrechtem Durchschnitt.) Der Keim liegt im obern Theile des Eiweißes und biegt sein Würzelchen nach oben. — Die röhrige Rebendolde wächst ausdauernd in Gräben überall in Deutschland und blüht im Juli und August. Die Pflanze

enthält in allen ihren Theilen einen widerlich schmeckenden und betäubend riechenden, safrangelben Milchsaft, der in der Wurzel vorzüglich scharf ist. Das Kraut selbst besitzt einen scharfen Geruch und wird von keinem Vieh gefressen. Der Genuß der Wurzel verursacht Schwindel, mit Angst und Ohnmacht verbunden, Kopfschmerz, Erbrechen, Schlagfluß, ja selbst den Tod. In südlichern Ländern, in Frankreich und Spanien, kommt eine Vergiftung mit dieser Pflanze öfter vor, da man ihre Wurzel dort mit den eßbaren Wurzelknollen der biebernellartigen (**Oenanthe pimpinelloides. Linné**) und der haarstrangblättrigen Rebendolde (**Oenanthe peucedanifolia. Linné**) sehr leicht verwechseln kann.

27) Der Gift-Lattich (**Lactuca virosa. Linné**) heißt auch Gift-Salat oder Leber-Distel. Diese einjährige, 3 bis 4 Fuß hohe Pflanze hat eine senkrechte, ästige, viele Wurzelfasern treibende Wurzel und einen aufrechten, ästigen, am untern Theile mit pfriemenförmigen Stacheln bewehrten Stengel. Die sitzenden Blätter sind geadert, mit feinen Zähnen besetzt und am Grunde pfeilförmig. Die Hauptnerven sind stachlig, die untern Blätter ausgebuchtet und stumpf; die obern aber ganzrandig und länglich-lanzettlich. Die Blumen stehen in Rispen. Dasjenige, was man gewöhnlich Blume nennt, ist eine Zusammensetzung vieler einzelnen Blüthen. Auf einem gemeinschaftlichen Blüthen- oder Fruchtboden, der von einem gemeinschaftlichen, walzigen, aus dachziegelartig gestellten, am Rande häutigen Schuppen bestehenden Kelche umgeben wird, sitzen lauter einzelne Halbblüthen. (Fig. a eine Halbblüthe in natürlicher Größe, Fig. b vergrößert.) Eine solche Halbblüthe enthält einen Fruchtknoten, der einen Griffel mit zweigespaltener Narbe trägt. (Fig. d stark vergrößert.) Auf dem Fruchtknoten stehen Haare, welche die Stelle eines besonderen Kelches vertreten und später bei der Frucht die Haarkrone bilden. Ferner steht auf dem Fruchtknoten die unten röhrenförmige Blumenkrone, die seitwärts einen zungenförmigen, an der Spitze fünfzähnigen Lappen trägt; ihre Farbe ist gelb. Die fünf Staubgefäße stehen auf der Blumenkrone, ihre Staubbeutel sind mit einander verwachsen und bilden eine Röhre, durch welche der Griffel geht, doch sind die Staubfäden getrennt. (Fig. c stark vergrößert.) Deshalb nennt man die Familie, zu welcher der Gift-Lattich gehört, **Lynanthereae**, d. h. Pflanzen mit verwachsenen Staubbeuteln (**Lynantherae**). Die Frucht (**Achenium**, Schließfrucht) ist schwarz, ziemlich breit berandet und an der Spitze kahl; sie endigt in einen weißen Schnabel, der mit einem Haarbusch gekrönt ist. (Fig. g zeigt ein Haar stark vergrößert, Fig. e eine Frucht in natürlicher Größe, Fig. f vergrößert, Fig. h quer, Fig. i der Länge nach durchschnitten.) Die Haarkronen der Pflanzen aus der Familie der Korbblüthigen nannten die Griechen scherzend **Pappos**, d. h. Altpapa, indem sie dieselben mit dem Silberhaare



der Greise verglichen. Die Frucht enthält einen eiweißlosen Keim, dessen Würzelchen nach oben liegt. — Der Gift-Lattich wächst auf Hügeln und Schutthaufen, an Hecken und Zäunen in Deutschland und blüht im Juli und August. Die ganze Pflanze zeichnet sich durch einen widrigen und betäubenden Geruch aus; sie enthält einen weißen, bittern, scharfen, purgirenden Milchsaft in so großer Menge, daß er schon bei der geringsten Verletzung der Kelchblättchen hervorquillt. Aus den frischen Blättern, zur Zeit der Blüthe gesammelt, gewinnt man ein opium-ähnliches Extrakt, das in der Heilkunde angewendet wird. Es enthält Wachs, Hartharz, Federharz und eine eigene Säure (Lactuca-Säure), die der Kleesäure sehr ähnlich ist und in kleinen, spießigen Nadeln krystallisirt. Die Wirkungen, die der Genuß des Gift-Lattichs nach sich zieht, sind

fast dieselben, wie bei dem schwarzen Bilsenkraute (**Hyoscyamus niger. Linné**); auch die Gegenmittel sind dieselben, wie sie bei erwähnter Pflanze angegeben sind. L. Heros.

Die Jahreszeiten.



„Wie viel Jahreszeiten giebt es?" fragte ein Organist und Dorf-Schulmeister einen der Schul-Jungen. — „Zwei", entgegnete der Knabe; „den Winter, wenn's Weihnachten ist, und den Sommer, wenn die bunten Schmetterlinge herumfliegen und wir zu Mittag und Abend Milch und Obst kriegen." — „Ei", sagte der Schulmeister lächelnd, „es giebt ja vier Jahreszeiten: den Frühling, wo man die herrlichen Kartoffeln steckt, den Sommer, wenn sie blühen, den Herbst, wenn man sie vom Felde hereinbringt, und den Winter, wo man sie in Gottes Namen verzehrt. Du bist ja unwissender, als der alte Bauer dort, von dem ihr sagt, er sey wieder kindisch geworden. Komm 'mal her, Vater Gräf!" rief er, zugleich ihm winkend. Mit der Mütze in der Hand stand der Alte bald vor dem Organisten, und als dieser seine Frage an ihn gerichtet, antwortete er freundlich: „Fünf!"

[illegible] fuhr's dem Schulmeister [illegible] heraus. [illegible] Frühling, Sommer, Herbst, Winter [illegible] — „Sp[illegible] Was [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] Blumen [illegible] sind; wenn [illegible] die Erde [illegible] [illegible] der Winter [illegible] — „Aber was [illegible] das [illegible] [illegible] [illegible] und die [illegible] Birnen [illegible] leuchten im [illegible] und [illegible] liegt's wie ein rothes [illegible] [illegible] da freut sich das Land [illegible] [illegible] der Nacht [illegible] zeigt ihm dagegen schon die [illegible] Grabesstätte.“ — „Hm“, bemerkte der [illegible] [illegible] gut, Vater Graf! aber in der Naturlehre [illegible] von der fünften Jahreszeit.“ — „Ja, [illegible]“ erwiederte der Alte, „aber ich dächte, es [illegible] wie ich.“ — Der Schulmeister [illegible] mit dem Kopf und [illegible] seinen Jungen: „Kinder, wir zählen vier Jahreszeiten, es [illegible] indeß gar nichts, wenn ihr dem Vater Graf folgt [illegible] fünfte so aufmerkt wie er.“

F. [illegible]

Das Jabach'sche Haus in Köln.

Zu Köln am Rhein, in der Sternen-Gasse, liegt das [illegible] der Gartenlaube abgebildete Haus, welches durch einen Herrn [illegible] Jabach, einen Bürger Kölns, der früher in [illegible] von dort durch bürgerliche Unruhen [illegible] 1580 erbaut seyn mag. [illegible] Präge jener Zeit noch [illegible] von vier Herren v. Jabach [illegible] der Sippschaft zugleich den [illegible] Herren v. Jabach, welche zu [illegible] Aemter des kleinen Freistaates [illegible] ihrer noch jetzt gepriesenen [illegible] sen Reichthum verwendeten, als auch [illegible] berühmt, welche sie der heimischen Kunst [illegible] Sie sollen zuerst den, noch zur Zeit [illegible] Klosters zu einer Kunst-Ausstellung [illegible] Maler eingerichtet haben, wie sie [illegible] den aller Art schmückten. Die kleine [illegible]) vor Jahren werthvolle Glas-Gemälde, [illegible]e Ferne gewandert sind, enthielt das [illegible]ge- plagte Hiob“, das sich nun in München [illegible]er der Wohnzimmer hatten schönverzierte [illegible]cie

[illegible]

Die [illegible]



[illegible] gebl[illegible] [illegible] ein Trinkmit und
[illegible] „Zwei", entgeg-
[illegible] Weihnachten ist, und den
Sommer [illegible] vermählen und wir
zu Mor[illegible] sagen" [illegible] Er sagte
den Sommer [illegible] vier [illegible] Jahreszeiten, den
Frühling [illegible] den Som-
mer [illegible] man sie vom Felde
Weihnachtsbr[illegible] in Gottes Namen
verwundert. Di[illegible] alte Vater dort, von
den ihr sagt [illegible] werden [illegible] komm 'mal her,
Der Graf [illegible] Mit der Mütze in
den [illegible] stand der alte [illegible] als dieser
sein [illegible] an ihm [illegible] er freundlich: „Künf-

— „Wie so denn fünf?“ fuhr’s dem Schulmeister unwirrsch heraus. — „Nun, es sind Frühling, Sommer, Herbst, Spätherbst und Winter.“ — „Spätherbst? Was heißt das?“ — „Das heißt: wenn Scheuern und Speisekammern gefüllt, Baum und Strauch von Früchten und Blättern entblößt sind; wenn feuchte Nebel die Tage verdüstern und Regengüsse die Erde aufweichen; ist das vorbei, dann erst geht der Winter an.“ — „Aber was versteht Ihr denn unter Herbst schlichtweg?“ — „I, das wißt Ihr ja, Herr Organist! Im Herbst pflückt man die rothbackigen Aepfel und die goldgelben Birnen von den Bäumen, die Vogelbeeren leuchten im Finstern und über Pfaffenhütchen und Berberissen liegt’s wie ein rothes Tuch, wie eine Decke auf dem Gottes-Altar; da freut sich das Laub in allen Farben seines letzten Lebens und der Nachtfrost zeigt ihm dagegen schon die silberweiß schimmernde Grabesdecke.“ — „Hm“, bemerkte der Schulmeister gerührt, „sehr gut, Vater Gräf! aber in der Naturlehre lesen wir nichts von der fünften Jahreszeit.“ — „Ja, lesen kann ich freilich nicht“, erwiederte der Alte; „aber ich dächte, es müßt’s Jeder so wissen wie ich.“ — Der Schulmeister nickte mit dem Kopf und sagte zu seinen Jungen: „Kinder, wir zählen vier Jahreszeiten, es schadet indeß gar nichts, wenn ihr dem Vater Gräf folgt und auf die fünfte so aufmerkt wie er.“ F. Wege.

Das Jabach’sche Haus in Köln.

Zu Köln am Rhein, in der Sternen-Gasse, liegt das hier von der Gartenseite abgebildete Haus, welches durch einen Herrn von Jabach, einen Bürger Kölns, der früher in Antwerpen gewohnt und von dort durch bürgerliche Unruhen vertrieben worden, um das Jahr 1580 erbaut seyn mag. Das Haus, welches in dieser Ansicht die Präge seiner Zeit noch getreulich wiedergiebt, war nacheinander von vier Herren v. Jabach bewohnt, welche sich mit dem Namen der Sippschaft zugleich den Taufnamen Eberhard vererbten. Die Herren v. Jabach, welche zu verschiedenen Zeiten die höchsten Aemter des kleinen Freistaates verwalteten, waren sowohl wegen ihrer noch jetzt gepriesenen Ehrenhaftigkeit, womit sie ihren großen Reichthum verwendeten, als auch durch die lebhafte Theilnahme berühmt, welche sie der heimischen Kunst in steter Pflege bewährten. Sie sollen zuerst den, noch zur Zeit stehenden Kreuzgang eines Klosters zu einer Kunst-Ausstellung für die Bilder der Kölner Maler eingerichtet haben, wie sie ihr Haus mit Kunst-Gegenständen aller Art schmückten. Die kleine Haus-Kapelle enthielt noch vor Jahren werthvolle Glas-Gemälde, welche jetzt längst in die Ferne gewandert sind, enthielt das Dürer’sche Altarbild: „Der geplagte Hiob“, das sich nun in München befindet. Die Fenster der Wohnzimmer hatten schönverzierte Scheiben in Laubwerk, die



ebenfalls später auswanderten; sogar die Thurmfenster enthielten Glas-Malereien, von denen noch einige Wappenscheiben vorhanden sind; auf einer steht die Jahrzahl 1596, auf der andern 1620. In dem großen Saale gegen den Garten zu, unter dem hübschen Erker, befand sich das große Familienbild, das um 1662 von dem französischen Maler Lebrün gemalt wurde, welches nach mannigfachen Schicksalen jetzt eine Zierde der Berliner Gallerie geworden ist. Die große Zahl anderer Gemälde und Kunstschätze sind theils verzettelt, theils in die Walraf'sche (jetzt Stadtkölnische), theils in die Boisserée'sche (jetzt Münchener) Sammlung übergegangen. Dem früher genannten Saale gegenüber, hinter den mit Weinlaub umrankten Fenstern, liegt die Fest-Halle des Hauses: ein prächtiger mit Säulen gezierter, mit einem schönen Sterngewölbe

überdeckter Saal, in welchem jetzt die Sitzungen der städtischen Friedensgerichte abgehalten werden. Der Thurm hat eine steinerne Wendeltreppe, die aus dem Keller in alle Geschosse des Hauses bis zum Lichtgaden (Lichtgeschosse) des Thurmes selber führt; von dort kommt man auf einer hölzernen Treppe zur Dachfläche, welche, wie der Lichtgaden, eine reizende Aussicht auf die ringsum liegende Stadt und deren Nachbarschaft gewährt.

Unter den vielen Fremden, welche an dem gastlichen Herde zu den Glanzzeiten der Jabach Aufnahme fanden, sind vorzüglich zwei für Köln von Bedeutung geblieben. Rubens, der Vater, ein Flüchtling aus Antwerpen, suchte um 1568 Schutz in Köln, und bewohnte 1577 mit seiner Gattin einen Nebenbau dieses Hauses, in welchem damals Peter Paul Rubens, der später so berühmte, so gepriesene Maler, das Licht der Welt erblickte. Die flamländische Familie zog um 1588 von Köln wieder in ihre Heimath zurück, aber bald suchte eine andere Verbannte Aufnahme in Köln, und fand sie in dem gastlichen Hause der edeln Jabach. Maria von Medici, die flüchtende Königin von Frankreich, verlebte hier ihre letzten Monde vom Herbste 1641 bis zu ihrem Sterbetage, dem 3. Brachmonat 1642. W.

Fern ist weh und heim ist wohl!

In einem Gasthause zu Gemünden am Main saß ich müd und hungrig; ich war auf einer Reise zu Fuß, bei der man am besten die Grillen verjagt und dann die Freuden an der Natur mit neuer Kraft nach Haus trägt. Mir schmeckte eben mein Weißbrod bei einem Schoppen Weins vortrefflich, da trat ein Mann und ein Knäblein in die Gaststube und Beide setzten sich nach höflichem Gruß in meine Nähe, da zu Schwarzbrod ein Glas Aepfelmost zu trinken. Der Mann war stattlich an Gestalt, sein Anzug nur schlicht, jedoch sauber. Besonders aber gefiel mir sein kleiner rothbackiger Bube, der ab und zu, etwas verschämt lächelnd, auf mich und mein Weißbrod herschaute; wer nur ein wenig in den Mienen lesen konnte, dem stand da deutlich: möcht lieber mit dem Herrn dort Weißbrod essen, als mit Vater'n das Schwarzbrod! Ich winkte dem Kleinen, mit dem Kopf nickend, und wir Beide wurden beim gemeinsamen Frühstück so gute Freunde, wie man's nur durch kindliches Gemüth wird. Der Vater schmunzelte dazu sehr behaglich und ich kam auch mit ihm in's Gespräch, wobei er sich so gesund verständig zeigte, daß ich ihn endlich fragte: wer er sey?

„Der Hansel von Dietfurt bin ich, die Welt hier herum kennt mich genau!“ so begann er. „Und wer mich nicht zum erstenmal sieht, der weiß auch, daß ich viel herum gewesen bin, nicht etwa nur in Weißenburg und Ansbach, sondern auch in Holland und

England, ah, sogar noch weiter: in Jamaika, das eine Insel ist, weil das Meer dort's Land umfließt, auf dem's Zuckerrohr und der Kaffee wächst."

Ein Wink von mir zu dem Wirth hin wurde von diesem leicht verstanden: er brachte dem Hansel auch einen Schoppen Wein und Weißbrod, dazwischen aber rief ich aus: „Schau 'mal Einer, wie seyd Ihr denn zu Wasser und Lande so weit gekommen?"

„Ja, 's ist seltsam genug zugegangen!" sagte der Hansel. „Mein Vater seliger hatte ein hübsches Gut und ich selbst konnte schon lange mächtiger seyn als Bauer, aber mein Sinn mochte durchaus nicht gut thun bei Pflug und Dreschflegel. Ich wollte ein Herr und Bürger seyn wie mein Taufpath, der Schneidermeister drinnen in der Stadt, an dem mir zumeist die vergoldete Uhrkette und das blanke Knopfwerk am Rock gefiel. Hatte nun vollends mein Vetter, der Handlungsdiener aus Treuchtlingen, ein paar Tage Besuchs bei uns sich's wohlschmecken lassen, da stand mir, gegen die knappen Flunker-Kleider des Vetters, mein schlichter Dorf-Kittel auf lange Zeit an keinem Gliede mehr recht; ich wollt' mit aller Gewalt in's Stadt-Glück hinein, und meine Großmutter redete dem Hansel in den Wind, wenn sie sagte: „Was hat man viel von der Stadt, wenn man da wenig hat?" — oder auch: „Prunk im Maul und Knurren im Magen, kann ein Bauernkind nicht vertragen!" — und dergleichen Verslein mehr, die meiner Großmutter geläufig waren, ohne daß man wußte, woher sie ihr kamen. Ich aber hatte nun einmal den Schneidermeister im dicken Hirnkasten, der Herr Pathe redete mir auch zu mit der Aussicht auf einen glanzknöpfigen Rock und der künftigen Titulatur: „Herr Meister!" — und obwohl Großmutter die Morgen- und Abend-Suppe mir noch mit Sprüchlein würzte, zum Beispiel: „Ein Bauersmann, folgt er rechtem Rufe, bleibt frei und rüstig auf seiner Hufe!" und: „Besser in Sturm und Schneegeflock, als solch ein kreuzbeinig Stuben-Gehock!" — es half nichts. Mein Vater gab nach, ich wurde bei'm Pathen in Stadt Weißenburg abgeliefert, in die Lehre eingeschrieben, und muß sagen, die Sachen ließen sich gleich schlecht genug an! Geh' ich da am ersten Abend, den ich bei dem Herrn Pathen zubrachte, an der Küche vorbei und höre die Meisterin zu ihrem Manne sagen: „Was hast Du gemacht, der Bub hat ja Pansbacken wie ein Nußknacker, der ist nicht satt zu kriegen!" — und ich dacht' mir's gleich, daß die Rede von mir war, denn es hatte freilich Keiner im Haus solch ein wohlgenährt Gesicht als ich; den Andern ihres war lang und schmal, als zög' sich's nach der Schneider-Elle, oder hätt' sich nach der Suppe der Meisterin gericht't, die sehr dünn und mager war. Bei meiner Mutter daheim stand der Löffel in der Suppe, so dick wurd' sie gemacht mit dem Eingebrock, was aber in der Schüssel der Meisterin schwimmen lernte, das konnt' ein einziger Löffel verdecken, wenn man's hätt' zusammen gefischt. „Hier geht's vornehmer zu,

Hansel!" sagte die Meisterin; „wer möchte wohl so dicke Suppe, wie Ihr auf dem Dorf eßt!" — Ich möcht' schon! dacht' ich in meinem Sinn, denn mein Magen wollt' sich nicht bequemen, vornehm zu werden. Ausgenommen, daß mich immer hungerte, ging's mir nicht so gar schlimm, und wär' die Nähnadel dick gewesen wie 'ne Fuhrmanns-Peitsche, konnt's zum Aushalten seyn, wenn ich mich auch aus Ungeschick nicht in die Schicklichkeiten der Mei-



sterin zu finden wußte. Da sollt' ich, zum Beispiel, den Löffelstiel auf französische Manier mit drei Fingern halten, auch den Knochen mit dem Fleisch nicht der Hand und den Zähnen überlassen, sondern Alles hübsch mit Messer und Gabel loslösen und abschurfen. Bevor ich aber nur die Finger recht in's Französische setzen konnte, hatten Meister und Gesellen schon alles Eingebrock aus der Suppe, alles Fleisch von der Schüssel und ich konnt' meine französische Manier in Nichts mehr anbringen. Mit dem städtischen Rock, den mir der Herr Path besorgte, ging's mir auch nirgends recht zu Passe; er war mir zu kurz und an der Weite ließ er's fehlen. Zerrte ich den einen Aermel vor, riß ich den andern zurück; was ich nach oben zog, fehlte unten, und wenn ich mich einmal rasch bückte, nahm's der Rock übel auf und zerplatzte die Nähte, so daß ich an meinem Rock immerfort zu flicken und anzusticken hatte.

Das mocht' etwa ein halb Jahr so gewesen seyn, da lehnt' ich einsmals an einem Sonntag Abends traurig neben der Hofthür bei'm Wirth zur Kronen, der mir für diese oder jene kleine



Dienstleistung zwischeninne ein Ueberbleibsel zukommen ließ; jetzt machte sich ein fremder Herr, der einen schwarzen Frack trug und aufgewichst war vom Haar bis zum Schuh, an mich heran mit der Frag': ob ich ihm helfen wolle bei einem Gespaß! — er werd' es mir dagegen an Speis' und Trank nicht mangeln lassen. Hei, ich hört' von Speis' und Trank, da war des Besinnens nicht noth; ich folgte dem Herrn, und der verstand seine Sach': denn ich bekam vor allen Dingen gut und vollauf zu essen, auch einen tüchtigen Trunk Bier: ich war gleich wie zu Hause und ließ nichts übrig. Nachdem's nun zu reinem Tisch gediehen, sagte der aufgewichste Mann: ich sollt' jetzt eine Weil' sein Jäckel *) werden, und als ich ihm antwortete: ich könnt' nicht Jäckel seyn, da ich der Hansel wär', sagt' er lachend: „Der Hansel thut's auch, Du machst also den Hansel!"

Bei'm Wirth zur Kronen wurde eben ein Hochzeitsschmaus ausgericht't und der Aufgewichste war ein solcher Herumreisender, der was hersagt mit einer närrischen Stimme, manchmal mit verschiedenen närrischen Stimmen; es ist nicht gelacht und ist nicht geheult, vernünftig und natürlich geredt ist's aber gar nicht; man heißt das: gedeklamirt und es soll Deklamirer geben, die sich auf ihre Ziererei zum Verwundern viel einbilden. Mir recht! Mein Deklamirer hatte sich den Hochzeitsgästen empfohlen und sie woll-

*) Jäckel, Verunstaltung von Jakob und zugleich mit der Nebenbedeutung des Dümmlings.

ten, eh's zum [illegible] etwas vorgeteklamirt hatte. [illegible] er auf, ich [illegible], wenn er fragte: „Wie [illegible] einmal „Ja!" [illegible] „Na!" antworten, und dabei [illegible] mir, wie [illegible] ich mit der einen und mit der andern Hand ihm [illegible], nachdem die Sache eben im [illegible] vor sich [illegible] was her, wobei kein Mensch lachte. [illegible] ich habe [illegible] Herrn auf der Kanzel grad eben so [illegible] gehört, auch [illegible] so unausstehlich brauchen gesehen, wie's der Deklamirer [illegible]. Er hatte mir offenbart, das erste Stück sollte zum Weinen seyn, die [illegible] waren aber dazu nicht eingerichtet, sie [illegible] oder verstanden und nicht verstehen vor sich hin. Als er sich aber ganz anders [illegible] und in [illegible] meltes Zeug geworfen hatte, dann das: „[illegible], Hanne!" kam, ich mich vor ihn so hinstellte, wie er's [illegible] und [illegible] mal „Ja!" einmal „Na!" sagen mußte, [illegible]



nur aber war die Sache nicht sonderlich [illegible] bis auf diesen Tag, sie lachten über meine [illegible] ren denn bald fertig und der Deklamirer [illegible] eingenommen; das mocht' ihn wohl [illegible] sei, hast wohl Appetit, noch was zu [illegible] hab' ich immer! — und er ließ mir [illegible] blieb nichts übrig. — Da sagte der [illegible]



Dien[illegible] [illegible] der Ueber[illegible] [illegible] gekommen ließ; [illegible]
[illegible] im fremden Herz [illegible] der einen schwarzen Frack trug und
[illegible] war vom Haar bis zum Fuß, an mich heran mit
[illegible] ob ich ihm [illegible] wolle der [illegible] — er [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] lassen. [illegible]
[illegible] war des Schimmens nicht noth,
[illegible] Sache, denn ich be-
[illegible] auch einen schön-
[illegible] Seite und ließ nichts
[illegible] gerieben, sagte der aufge-
[illegible] [illegible] werden,
[illegible] könnt' nicht [illegible] seyn, da ich
[illegible] Der [illegible] thut's auch. Du

ten, eh's zum Tanze kam, etwas vorgedeklamirt haben. Mir gab er auf, ich sollt' nur immer, wenn er fragte: „Wie nun, Hansel!" einmal „Ja!" und einmal „Na!" antworten, und dabei zeigte er mir, wie ich stehen und was ich mit der einen und mit der andern Hand thun sollt'. — Zuerst, nachdem die Sache oben im Eß-Saale vor sich ging, sagte er was her, wobei kein Mensch lachte, und ich habe schon manchen Herrn auf der Kanzel grad eben so reden gehört, auch die Arme just so unaufhörlich brauchen gesehen, wie's der Deklamirer that. Er hatte mir offenbart, das erste Stück sollte zum Weinen seyn, die Hochzeitsgäste waren aber dazu nicht eingericht't, sie kicherten öfter verstohlen und nicht verstohlen vor sich hin. Als er sich aber ganz anders gekleidet und in bebummeltes Zeug geworfen hatte, dann das: „Wie nun, Hansel!" kam, ich mich vor ihn so hinstellte, wie er's gewollt und nun einmal „Ja!" einmal „Na!" sagen mußte, lachten alle Gäste sehr;



mir aber war die Sache nicht sonderlich spaßhaft, denn ich glaub' bis auf diesen Tag, sie lachten über meine Dummheit. Wir waren denn bald fertig, und der Deklamirer hatte ein gut Stück Geld eingenommen; das mocht' ihn wohl veranlassen, zu fragen: „Hansel, hast wohl Appetit, noch was zu essen!" — Ich sagte: Appetit hab' ich immer! — und er ließ mir abermals vollauf geben und's blieb nichts übrig. — Da sagte der Herr weiter: „Nicht wahr,

Hansel, bei mir ist's fette Zeit? Willst mit mir ziehen und die fremden Länder anschauen? Ich laß Dir einen schönen grünen Rock machen und zu essen giebt's übergenug!" — Das übergenug beliebte mir schon, ich meint' indeß, zuvor müßt' es mein Herr Path und mein Vater überlegen. — Der Deklamirer aber sprach: „Deinem Pathen laß ich's morgen durch den Aufwärter melden, denn heut ist schon Alles zu Bett, und Dein Pathe thut's dann dem Vater zu wissen, so hat's seine Ordnung. Die freuen sich, daß Du so ein Glück machst, freuen sich noch mehr, wenn Du als großer Herr zurückkehrst!" — Ich dacht', er hätte recht und sagt' ihm zu; aber später hab' ich's einsehen gelernt, wie dumm und schlecht es war, hinter dem Rücken der Meinigen mit dem fremden Menschen auf und davon zu gehen, und ist mir's übel bekommen, hatt' ich's nicht besser zu begehren.

Am andern Morgen fuhren wir denn in einer Kutsche fort, in einer Kutsche! — Das geschah mir zum erstenmal und darüber vergaß ich alles Andere; an Zehrung fehlte es nicht, denn es machte sich je zuweilen mit der Deklamirerei; das Wetter war schön —: grad' aber, als es mit dem schönen Wetter aus war, war's auch aus mit der Baarschaft meines Herrn. Abends zuvor, im Wirthshaus, gab's bereits schmale Bissen und er sagte: er sey noch von gestern satt. Anderen Tages schnürte er unser Bündel, worin etliche Bücher und eine schlechte Geige das Beste waren, dann schaute er zum Fenster hinaus und sagte: „Ein herrlicher, fruchtbarer Regen! — wollen kein Fuhrwerk bestellen, Fußwandern ist gesünder!" — und nun zogen wir, nachdem das Bündel mir aufgesackt war, ohne Frühstück ab auf glitschigem und schmutzigem Wege, wobei ich denn öfter wieder an meine Großmutter dachte und hinter dem Deklamirer eines ihrer Sprüchlein brummte: „Gestern ging's pratschig, heute geht's latschig; gestern voll Flunkern, heute voll Klunkern!" — denn es traf hier ganz und genau ein. Hatte er Geld, ließ er mehr d'rauf gehen als nöthig, aber das Großthun währte niemals lange. In Altenburg hatte er mit seinem Deklamiren und Geigen, wozu er allerlei Schelmenliedchen sang, viel Geld verdient und über „Ja!" und „Na!" und was ich noch eingelernt lachten die Leute allsammt. Da sagte er: „Hansel, Dein geflickter Rock macht uns Schande!" — und kaufte mir bei einem Trödler einen gar stattlichen grünen Rock. Als wir aber etliche Tage verlebt hatten und wieder Alles drauf gegangen war, hieß es: „Hansel, Dein grüner Rock steht Dir doch zu schlecht, er ist zu altmodisch. In Leipzig auf der Messe kauf' ich Dir einen schmuckern, den da wollen wir hier verhandeln!" — So mußt' ich denn meinen geflickten Rock wieder anziehen; den grünen zeigte mein Herr in Borna einer Käuflers-Frau, die kaum die Hälfte bot von dem, was er in Altenburg gekostet hatte, mein Herr aber sagte kurzweg: „Handel und Wandel muß bestehen, da nehmt ihn hin!" — So bekam ich denn verschiedene Röcke; in Leipzig

einen hechtgrauen mit gelben Aufschlägen, in Dessau einen blauen, in Braunschweig einen zimmtbraunen, in Hannover einen rothen; am meisten trug ich aber doch dazwischen meinen geflickten, denn der neugekaufte wurde immer wieder verkauft, und ich mußt's mir gefallen lassen, dieweil's mit meines Herrn eigenen Sachen just eben so geschah. Das wäre schon zu ertragen gewesen, aber mit der Nahrung ging's eben so wandelhaft: gab's eine kurze Weile das Beste in Fülle, gab's bald danach ganz andere und mehr Fast-Tage, als im Kalender stehen, und wenn ich darüber wimmerte, hieß es: „Hansel, wer wird so sinnlich seyn! hast ja vorgestern und den Sonntag vorher vollauf gehabt!"

So geriethen wir zuletzt nach Amsterdam, dort wurde mein Herr, weil er wirklich sauber geigen konnte, bei'm Komödianten-Wesen angestellt. Da sagt' er zu mir: „Hansel, mit uns ist's nun nichts mehr, versuch's auf eigne Hand! Kannst's mir nachthun, was ich bisher gethan und mußt sehen, daß Du mit Deinem Dietfurter Deutsch Dein Glück machst, denn das ist hier gewiß was Selt'nes!" Er schenkte mir nun drei Gulden und einen Hut, der kürzlich erst in Wesel gekauft war; mit dem rothen Rock aus Hannover war bis dahin kein Handel gemacht worden, an Unterkleidern und Wäsche sah's aber schlecht aus und die Stiefeln konnten sich obenher allenfalls sehen lassen, unten aber schlotterten die Sohlen.

Mit meinen drei Gulden ging ich nun in's Wirthshaus, da verstand aber Niemand Deutsch, und wie oft ich sagte: „Rindfleisch", sie konnten's nicht spitz kriegen, was ich meinte, und brachten mir entweder Fische, Eier oder Käse. Da saß nun an dem einen Tisch ein Herr, der sah gar blaß und hager aus, war aber schön gekleidet und zwei goldene Uhrketten verblendeten mich vollends. Der sprach mich ganz unerwartet Deutsch an, und auf sein Fragen erzählte ich ihm, wie's gewesen und wie's war. Er sagte d'rauf: „Mit Deinen drei Gulden wird's bald am Ende seyn und dann kommst Du um in der Fremde. Weil Du aber mein Landsmann bist, denn ich bin auch aus Bayern, will ich Dir zu einem Verdienst verhelfen, wobei Du Dich reich sparen kannst. Du sollst Arbeit haben in einer Zucker-Stube, da giebt's des Tages zwei Gulden Lohn!" — Das nahm ich mit Freuden an, denn der Arbeit war ich eigentlich von Kindheit an gewohnt und des Herumziehens mit dem Deklamirer längst überdrüssig, hatt' auch nur Weniges von seinen Schrei-Künsten inne. In den Zucker-Stuben war's aber doch nicht zum Aushalten und so jämmerlich heiß und dunstig, daß mir Hören und Sehen verging, ich demnach wohl begriff, wodurch die Arbeiter da so blaß und mager wurden: denn nach wenigen Monaten sah ich so aus, daß ich mich selber nicht mehr kannte. Nun hatte ich mir zwar was angeschafft, dazu einiges Geld erspart, aber plötzlich erkrankt' ich dermaßen, daß ich an's Ende dachte. Mit tiefem Herzleid erinnerte ich mich der guten

Lehren und Sprüche von daheim; Schul' und Vaterhaus gingen mir durch den Kopf und ich weinte bitterlich, daß ich so weit vom rechten Wege abgekommen war. Da trat ein recht frommer Pfarrer, der Deutsch verstand, zu mir an's Krankenlager; er sagte mir: an all meiner Noth, die ich bisher erlitten, sey der Hochmuth schuld, weil ich immer hätte was Vornehm's werden wollen, und bat mich, ich möge doch recht aus tiefster Erkenntniß und rechter Gesinnung umkehren zum Wege des Heils, zu Gott, dem ich auch davon gelaufen sey, und zu meinen Eltern. Ich glaubte in meiner Zerknirschung und Todesangst ihm jedes Wort, als ich jedoch gesund geworden, stand's mit der Besserung von Neuem schlecht, und wie mir Einer zuredete, ich solle nicht nochmals auf eine Zucker-Stube gehen, sondern lieber als Matrose mit zu Schiffe, das sey eine viel gesündere Lebensart, und ich könne dereinst noch Capitain werden und ein gar reicher Herr, da packten mich der Hochmuths- und Habsuchts-Teufel abermals: ich ging als Matrose zu Schiffe, erstlich nach England und von dort nach Jamaika.

O lieber Herr, was gab's nun der Noth und Angst noch mehr! Den Scharbock hab' ich sechs Wochen lang gehabt, zweimal Seesturm erlebt, wo auf dem Schiff Keiner davon zu kommen hoffte. Wer's mit durchgemacht hat, wie entsetzlich es ist, wenn alle menschliche Hülfe am End' steht, das Meergrab sich ringsum, bei gräßlichem, wie vom Grimm aufgepeitschten Geheul, tiefklaffend aufthut, der muß bekennen, daß nichts anderes Fürchterliches sich damit vergleichen läßt. Feuersnoth, ausgetretene Flüsse auf dem Festlande, selbst Erdbeben, das mir auch nicht fremd blieb, sind ohnmächtig dagegen! Nun befiel mich in Jamaika noch das gelbe Fieber; als ich vom Schmerzenslager wieder aufstand, sagte ein deutscher Kamerad: „Sieh doch, Hansel, wie's hier herrlich ist, da wachsen Kaffee-Bäume und Citronen!" Ei, dacht' ich, wär' doch lieber in Dietfurt und der dortige Holzbirn-Baum sollt' mir willkommner seyn! — Wie oft sprach ich zu mir: Hätt'st du nur dem frommen Pfarrherrn in Holland gefolgt und wär'st umgekehrt zu den Deinigen! Mußt umkehren, mußt durchaus umkehren zum Gutthun und zur Heimath! — Als mir's so zu Herzen stieg, mußt' ich viel weinen, denn ich war nun wohl etwas mürbe geworden durch das viele Elend, auch das Herr- und Reichwerden mir gänzlich vergangen. Ich hatt's begriffen: Genügsamkeit bei frohem Sinn ist's höchste Gut auf Erden; so faßt' ich den Entschluß, fortan nur zu begehren, was mir durch rüstigen Fleiß auf einem Stück Acker beschieden, und solchen Vorhabens kam ich zurück nach Dietfurt, zu welcher Reise meine wenigen ersparten Gulden kaum zulangten. Großmutter und Vater waren mir abgestorben, ich konnt' leider ihre Vergebung nicht mehr erbitten! Ich war für todt gehalten und nach mehreren Zeitungs-Aufforderungen als verschollen erklärt worden — lagen doch viele Jahre zwischen dem Davongehen und der Rückkehr des verlorenen Sohnes — und

ab's nun der Noth und Plage ...
ch sechs Wochen lang gehabt, ...
dem Schiff Keiner davon zu kom...
macht hat, wie entsetzlich es ist, ...
nt' steht, das Meergrab sich ...
mm aufgeregtesten Geheul, ...
daß nichts anderes Fürchterliches ...
ersnoth, ausgetretene Flüsse auf ...
das mir auch nicht fremd blieb, ...
fiel mich in Jamaika noch das ...
renstaate wieder aufstand, sagt' ...
doch, Daniel, wie's hier ...
nt Extremen!" Ei, dacht' ich, ...
... Holunder-Baum fehlt ...





[illegible] und Sprüche [illegible] Schul [illegible] und Vaterhaus [illegible] mir [illegible] freilich, daß ich so weit vom frühen [illegible] recht frommer Pfarrer [illegible] er sagte [illegible] der Hoch[illegible] werden wollen, [illegible] Erkenntniß und [illegible] zu Gott, [illegible] Ich glaube [illegible] Wort, als ich [illegible] von Neuem [illegible] ich solle nicht nochmals auf [illegible] als Matrose mit zu Schiffe, [illegible] ich könne [illegible] noch [illegible] da packten mich der [illegible] ich ging als Matrose [illegible] von dort nach Jamaika.

[illegible] der Noth und [illegible] noch mehr! [illegible] Wochen lang gehabt, zweimal [illegible] wo auf [illegible] Schiff [illegible] zu [illegible] hatte. [illegible] wie [illegible] ist, wenn alle menschliche Hilfe am [illegible] sich ringsum [illegible] Nachbarlichen sich [illegible] Feuerwerk! [illegible] Flüsse auf dem [illegible] mir auch nicht fremd blieb, [illegible] noch in Jamaika noch das gelbe [illegible] wieder auffiand, sagte [illegible] hier herrlich [illegible] Es dacht' ich, [illegible] Baum solle mir [illegible]

meine Mutter wohnte bei dem Schwager und der Schwester auf dem Gütlein. Sie freuten sich über die Maßen, daß ich noch am Leben und wieder heim war, und ich griff tüchtig in der Wirthschaft zu, um ihrer recht kundig zu werden, aber anzufangen war nicht viel für mich in Dietfurt. Da geschah es, daß eine Base starb und mir ein Häuslein und ein Stück Feldes vermachte im Haidedorf nah bei Gemünden; ich wanderte hieher, mir mein kleines Glück anzuschauen — und gewiß, Herr, es ist ein großes daraus geworden für mich, der ich weiß, daß die ungezähmten Wünsche nur zu Irrfahrten verleiten. Als ich nämlich um die Ecke eines bewaldeten Hügels bog, da sah ich am Gestein ein Mägdlein sitzen, das Aehren gelesen hatte auf den ihr dazu erlaubten Feldern. Daneben stand ein armes Kind, das auch Aehren trug, sich aber nicht getraute, sie zu behalten. „Ei“, sagte Jene, „ihr seyd



ja noch ärmer als wir; freilich kannst Du sie nach Haus tragen!" Das gefiel mir schon und als ich heran kam zu fragen: wo ich wohl mein kleines Erbe zu suchen hätte, geleitete sie mich gar freundlich dorthin. Später erfuhr ich: sie sey die Tochter des verstorbenen Schulmeisters, lebe bei der Mutter, die als Wittwengeld des Jahres nur acht Gulden bekomme, und gelte Allen für die fleißigste und sorgsamste Dirne, der auf Tritt und Schritt Jeder gern was zum Vorschub thue, weil sie immer nur an ihrer Kindespflicht halte; sie habe auch Bewerber, wolle aber bis jetzt keinem sich zusagen. Nun seht, ich hab' mir das herzige Mädel, die Hedwig, gewonnen und sie ist seit neun Jahren meine Hausfrau, unter deren Händen Alles so gut gedeiht, daß unser Gütlein bereits ein Gut heißen könnte. Ich gedenk' allzeit mit Freuden des Augenblicks, wo ich ihrer da mit dem Aehren-Bündelchen am Eingang zu neuer Heimath und froher Zukunft zuerst ansichtig ward und meine, mir hat der Himmel ein gut Geleit gegeben! — Nun aber, lieber Herr, dank' ich Euch, möcht' auch bitten, daß Ihr uns da draußen einmal besuchen und's mir entschuldigen wolltet, wenn ich ein Bischen gar zu gern von meiner sonst'gen Zeit rede und noch viel gerner von meiner jetzigen, die Ihr Euch, wie gesagt, einmal anschauen mögt draußen im Haidedorf. Wenn ich hier ein Ackergeräth gekauft habe, geht's gleich wieder zur Hedwig und den



Kindern [illegible] nur was [illegible]

Wir [illegible] der Hand [illegible] der Handel [illegible] nach am Handel [illegible] Handel, wie er [illegible] begrüßt wurde. Nur [illegible] unbekannt [illegible] könnte [illegible] der [illegible] Fremde [illegible] und [illegible] Manches sich [illegible]

[illegible]
[illegible]
Doch der [illegible]
[illegible]

König Ludwig der [illegible]

([illegible] 13[illegible])

Der [illegible] war [illegible] des [illegible] am 24. August 1313 [illegible] der [illegible] unterwerfen. [illegible] rechte und Zwischenreiche [illegible] Habsburg und [illegible] zwar [illegible] das deutsche [illegible] und [illegible] Weise. [illegible] der [illegible] Habsburg Oesterreich [illegible] in ihren [illegible] nach [illegible] sich daher [illegible] zog Friedrich [illegible] und [illegible] Baiern [illegible] Ludwig [illegible] Rudolph [illegible] Habsburg [illegible] nicht [illegible] gegen den Vater [illegible] in [illegible] nach Frankfurt am Main [illegible] Brauch sich zu [illegible] hatte [illegible] Mainz, Trier und Brandenburg [illegible] Pfalz



Kindern — ich hab' ihrer drei — und werd's nicht vergessen, ihnen was mitzubringen!"

Wir schüttelten uns die Hand, das Büblein sprang voran und der Hansel machte, daß er nachkam. Ich hielt mich eine Stunde oder etwas drüber noch in Gemünden auf und da mein Weg sich nah am Haidedorf vorüberzog, schritt ich hinein und fand den Hansel, wie er, kurz zuvor heimgekommen, von den Seinen freudig begrüßt wurde. Nur von weitem sah ich's mit an, lauschend und unbelauscht; sah, daß er sein Glück preisen durfte, und meine: es könnte gar Mancher, dem die Heimath nicht genug giebt und thut, der in der Fremde aber doch gern hätte, was er im Vaterlande verachtete und schnöde verließ, aus dem Hansel seiner Geschichte gar Manches sich herausnehmen und dann die Lehre sich einprägen:

Was kein Erdstrich bieten kann,
Dichtet ihr den Fernen an;
Doch der beste Reim auf Reim
Ist und bleibet stets: daheim!

König Ludwig der Bayer.

(Gestorben: 1347.)

Der ritterliche Kaiser Heinrich der Siebente, der Luxemburger, war am Gift des Dominikaners Bernhard von Monte Pulciano am 24. August 1313 gestorben, als er eben im Begriff, mit starker Hand das widerspenstige Rom seinem Scepter von Neuem zu unterwerfen. Noch wirkten in Deutschland die Folgen des Faustrechts und Zwischenreiches nach. Die Kaiser Rudolph von Habsburg und sein Sohn Albrecht von Oesterreich thaten dagegen zwar kräftig, was sie vermochten, allein der päpstliche Einfluß zerspaltete fortwährend das deutsche Reich. Die Päpste residirten zu Avignon und gehorchten fast gänzlich französischen Einflüsterungen, französischem Gelde. Heinrich der Siebente hatte die begonnene Reihe der Habsburg-Oesterreichischen Kaiser schon in ihrem Anfang unterbrochen, und nach seinem Tode sammelten sich daher die Anhänger der Letzteren, um dem ältesten Fürsten dieses Hauses, Herzog Friedrich dem Schönen, einem jungen Mann von Geistes-Adel und ritterlichen Sitten, den Thron zu gewinnen. Ihnen entgegen stand die Luxemburgische Partei, welche, da Heinrich's Sohn, Johann von Böhmen, ihr nicht mannbar genug erschien, sich an den Bayern-Herzog Ludwig den Wittelsbacher wandte, einen Enkel Rudolph's von Habsburg in weiblicher Linie. Dieser besann sich nicht lange, gegen den Vetter und Gefährten seiner Kindheitsspiele in die Schranken zu treten. Beide Parteien zogen mit ihren Thron-Kandidaten nach Frankfurt am Main, wo die Wahl nach altem Brauch sich zu entscheiden hatte. Hier wurde mit drei Kurstimmen, Mainz, Trier und Brandenburg, Ludwig, mit zweien, Pfalz

und Köln, Friedrich zum deutschen König erwählt, und Ludwig begab sich sofort nach der Krönungsstadt Aachen, die ihn mit offenen Armen empfing. Der Erzbischof von Köln krönte (1314)



Friedrich den Schönen in Bonn, der Erzbischof von Mainz den Bayern-Herzog in Aachen: der Bürgerkrieg entbrannte und währte



acht volle Jahre, bis beide Fürsten im Herbst 1322 bei Mühldorf im Salzburgischen zu offener Feldschlacht auf einander trafen. Dem kernfesten Kriegs-Hauptmann Schweppermann, der das Treffen von bayrischer Seite leitete, während Ludwig in einfachem Waffenrock unter der Menge kämpfte, verdankte Dieser den für ihn siegreichen Ausgang, und Ludwig sagte darum nach der Schlacht, als sie sich zu einem kärglich zugemessenen Mahle niedersetzten, das bekannte Wort: „Jeder ein Ei, aber Schweppermann zwei!“ —



Friedrich der Schöne, dem das Roß unter dem Leibe getödtet worden war, fiel als Gefangener in die Hände des Siegers und wurde auf Schloß Trausnitz in der Oberpfalz mit gebührenden Ehren in Haft gebracht. Ludwig ergriff sofort die Zügel der Regierung mit fester Hand, schrieb einen allgemeinen Landfrieden aus und ließ die päpstlichen Parteigänger, welche in Ober-Italien eingefallen waren, aus dem Lombardischen verjagen. Darüber ergrimmte Papst Johann der Zweiundzwanzigste, der, selbst Franzose, jede Befestigung und Mehrung kaiserlicher Macht verabscheute und zugleich die deutsche Krone für den französischen König Karl den Vierten wünschte. Er ließ dem König Ludwig kund und zu wissen thun, dieser habe nach dem Ausspruch des Papstes, dem bei erledigtem Throne die Reichs-Verweserschaft zustehe, die Krone niederzulegen, denn er sey im Zwiespalt gewählt und vom Papste nicht bestätigt worden. Auf Ansuchen des Königs um sechs Monate Bedenkzeit wurde ihm aus apostolischer Milde und Gnade eine Frist von zwei Monaten bewilligt; doch nach Ablauf derselben sprach Papst Johann über den „Ketzer“ Ludwig den Bann und belegte ganz Deutschland mit Fluch und Interdikt, so lange es dem Gebannten gehorsame (1324). Gleichzeitig mit diesen päpstlichen Blitzen suchte Frankreich immer mehr Grund und Boden in

den Gemüthern deutscher Fürsten zu gewinnen, allein noch war die Zeit nicht da, wo es mit solchen Schlichen weit gelangen konnte. König Ludwig, durch die Bannbulle auf das Höchste verletzt, erließ vom Regensburger Reichstag aus eine geharnischte, derbe, offene und kühne Erwiderung und fand damit den lebhaftesten Anklang bei den Fürsten, den Rittern und Bürgern fast aller deutschen Gauen, welche sich selbst thätig erhoben gegen Druck und Anmaßung derjenigen Priester, die dem päpstlichen Einfluß sich hingaben, während andere Geistliche und hohe Prälaten, vor Allen der Erzbischof Balduin von Trier, ebenfalls zur deutschen Sache standen. Die Männer der Wissenschaft griffen zu dem Schwert des Geistes, und harte Schläge fielen auf diesem Gebiete gegen den „heiligen" Stuhl. Die Rechte der Fürsten, der Völker fanden scharfe Vertheidiger an Dante Alighieri, Johann von Gent, Lupold von Bebenberg und Anderen. König Ludwig stand mitten in einer günstigen Erregung der Gemüther; hätte er sie zu benützen verstanden, so konnte das Größeste zum Heil Deutschlands geschehen. Es konnte dem auswärtigen Einfluß gänzlich entrückt werden und neu erstehen in verjüngter Macht und Freiheit. Allein Ludwig mischte den Fanatismus, den Mönchstrotz mit den reinen Bestrebungen deutschen Geistes und deutscher Vaterlands-Begeisterung. Die in kleinlichem Parteizank mit den Dominikanern zerfallenen Franziskaner-Mönche nämlich gingen, als der Papst die Meinung der ersteren für allein rechtgläubig erklärte, in Masse zu den Feinden desselben über, und Ludwig nahm sie bei sich auf, umgab sich mit ihnen, lieh ihren rachsüchtigen, maaßlosen Schmähungen gegen den „ketzerischen" Hof zu Avignon Vorschub. So kam durch diese zeternden Mönche eine Meinung in der deutschen Politik zur Herrschaft, die keine Grundsätze des Rechts und geistiger Freiheit kannte, sondern aus Rache handelte, daher kein Mittel verschmähte und die Rohheit des kläffenden Gezänks an die Stelle edlen wissenschaftlichen Aufschwungs setzte. Schlimmer aber noch waren die Folgen dieses Schrittes, durch welchen Ludwig seinen Erzfeind, das Mönchthum, an die eigene Brust legte: es untergrub ihm mit heuchlerischer, überfrommer Deutelei den festen Sinn und den klaren Blick, wenn es auch für den Augenblick die Aufregung gegen den Papst vermehrte und des Königs Sache zu befestigen schien. Nicht eines vorübergehenden Rachegeschreies wegen durfte er eine so schlaue, Recht, Sitte und Gesetz im Namen der Religion mit Füßen tretende Meute in das Herz der deutschen Unabhängigkeits-Bestrebungen einführen, denn so erbos't die Mönche seyn mochten, Gezücht hält zu Gezücht, und ob sie die Person des Papstes verleugneten, sie schwuren in ihrem Wandel ja doch zu gleicher Fahne, sie waren ja doch die dunklen Maulwürfe, welche die staatliche und bürgerliche Unabhängigkeit unterwühlten. Noch stets hat jeder König, der Kirche, Priester oder Mönche herbeirief, um seine Pläne zu unterstützen, die Wohlfahrt

des Staats und Volkes untergraben! — Indessen ruhte Friedrich's Bruder, Leopold von Oesterreich, keinen Augenblick, für die Freiheit des Bruders zu kämpfen, und Ludwig, der sich gegen den Papst zu rüsten gedachte, entschloß sich, den Vetter freizugeben, unter der Bedingung, daß Friedrich der Krone entsage. Dieser that es und versprach, in die Haft zurückzukehren, wenn er die Zusage, dem Könige stets zur Hülfe mit seinen Landen und Mannen bereit zu seyn, nicht erfüllen könne. Wirklich fand er im Schooße seines Hauses einen unbesiegbaren Widerstand, denn Alle haßten den Bayern Ludwig. Da entriß sich Friedrich den Armen seines Wei-



bes und stellte sich, seinem Worte getreu, dem Könige wieder als Gefangener. Diese hochherzige Redlichkeit rührte den Wittelsbacher so, daß er den lange Gehaßten umarmte, mit ihm an einem Tische speiste, mit ihm in einem Bette schlief. Außerdem bedurfte er der Ruhe im Lande, denn es stürmte von Außen her, und trug darum dem Vetter an, gemeinsam mit ihm das deutsche Reich zu regieren, und, da die Kurfürsten sich diesem Vorhaben, wodurch die Einheit der obersten Macht in einer Zeit heilloser Verwickelung gebrochen worden wäre, hartnäckig widersetzten, nahm Ludwig den Titel „Kaiser von Italien" an und gab Friedrich den eines Königs von Deutschland, jedoch ohne seine thatsächliche Macht aus den Händen zu lassen. Die Hoheit des durch die Haft ermatteten Friedrich ward immer mehr zum leeren Schein, als sein streitbarer Bruder Leopold, den Ludwig fürchtete, gestorben war. Allein, anstatt nun auf die innere Kräftigung Deutschlands bedacht zu seyn, ging der Wittelsbacher, um seiner eigenen Eitelkeit, in die nach und nach in der mönchischen Umgebung sein Ehrgeiz umgeschlagen war, zu fröhnen, nach Italien, ließ sich krönen mit der eisernen

Krone Lombardiens, nahm Rom, ließ sich daselbst von einem römischen Patrizier zum römischen Kaiser und Herrn der Welt krönen und begann ein seltsames Schauspiel aufzuführen. Er erklärte den Papst Johann, der in Avignon saß, für abgesetzt, ernannte einen neuen, Nikolaus den Fünften, und eine Puppe wurde an



der Stelle des Ersteren öffentlich verbrannt. Glanz, Ueppigkeit, hohe Steuern machten den neuen Papst sammt seinem Ernenner bald in Rom verhaßt, Mißstimmung, Aufstände erfolgten, und die Franziskaner im Gefolge des Kaisers führten in Rom sowohl als in Pisa, wohin sich Ludwig darauf begab, eine Komödie der Verketzerung nach der anderen auf. Die Würde des Kaiserthums ward so in den Augen der Italiener auf das Tiefste erniedrigt, Alles verhöhnte die Mönchs-Wirthschaft, und, von den italienischen Fürsten und Rittern verlassen, kehrte Ludwig in ärmlichem Aufzuge nach Deutschland zurück, fast in demselben Augenblick, als König Friedrich seinen hohen, leider durch Unglück gebrochenen Geist in Ruhe aufgab. Der Kaiser, seiner sittlichen Kraft beraubt, war ein Spielwerk der Mönche geworden. So entschloß er sich, nach dem mißglückten Römerzuge, zur Demüthigung vor dem Papste Benedikt dem Zwölften, dem Nachfolger Johann's. Er erklärte, der Kaiserkrone entsagen, die auferlegten Bußen leisten zu wollen; doch möge der Papst dagegen Bann und Interdikt von seiner Person und dem Lande heben, den gefallenen Sohn der Kirche in Gnaden wieder in den Schooß derselben aufnehmen. Der Papst verweigerte dies Letztere, und nun erhoben sich Deutschlands Fürsten in lange unerhörter Einmüthigkeit gegen die Anmaßung des Papstes, da sie endlich offen erkannten, daß der Zweck desselben die Unterwerfung Deutschlands unter römisch-französische Oberherrschaft sey. Auf dem Reichstage zu Frankfurt (1338) erklärten sie Bann und Interdikt des Papstes für nichtig und sprachen demselben alle Richtermacht über Kaiser und Reich ab. Zu Rense

versammelten sich darauf die Kurfürsten und beschwuren hier einen Verein, nach welchem sie Rechte und Ehren, Güter und Freiheit des römischen Reichs gegen jeden auswärtigen Einfluß zu schirmen und zu erhalten und jeden im Reiche entstehenden Zweifel oder Streit selbstständig und unabhängig durch Stimmen=Mehrheit zu schlichten gelobten. Hierauf wurde durch Kaiser und Reichstag zu Frankfurt ein Grundgesetz entworfen und verkündigt, welches bestimmte, daß der durch die Kurfürsten mit Einheit oder Mehrheit der Stimmen gewählte Kaiser nach Recht und Gewohnheit einer Bestätigung durch den Papst niemals bedürfe. Die Geltung aller päpstlichen Bullen, welche die Genehmigung der deutschen Erzbischöfe nicht erhielten, wurde für alle Zukunft ebenso wie Bann und Landfluch für null und nichtig erklärt; kurz, Deutschland stellte sich politisch wie kirchlich vollkommen unabhängig vom päpstlichen Stuhl. Hätte in diesem großen Zeitpunkt ein energischer Kaiser an der Spitze gestanden, wer kann berechnen, wie viel Unheil und Zerwürfniß unserm Vaterlande erspart worden wäre? Sicher hätte auf dem einmal gelegten Grunde ein viel ausgeführteres Gebäude der Einheit und Selbstständigkeit des Volkes sich erheben können. Allein Ludwig war durch den Einfluß seiner Mönche bereits ein Pfaffenknecht geworden, und wenige Jahre nach jenen glorreichen Beschlüssen sehen wir ihn dennoch Gnade bettelnd vor dem Papste sich erniedrigen, nicht allein aller kaiserlichen Würde, sondern sogar des persönlichen und menschlichen Willens kraftlos sich begeben und Buße thun zur Sühnung seiner Handlungen gegen den Papst, damit er nur von diesem aus dem Bann erlös't wurde, aus eben dem Bann, den ganz Deutschland verächtlich zurückgewiesen, gegen den das Reich seinen Kaiser in Schutz genommen hatte! Jetzt fiel auch er, der Kaiser, der Verachtung von Fürsten und Volk anheim: sein Loos war entschieden; Alles verließ ihn, und ein neuer König ward ihm in dem Sohne Johann's von Böhmen, dem vierten Karl, an die Seite gestellt. Bald darauf (11. Oktober 1347) starb zwar Ludwig und gab so auf das Vollständigste dem neuen Kaiser freie Hand; dieser war aber gleichfalls nicht der Mann, den schon verpaßten Augenblick in seiner ganzen Bedeutung zurückzurufen und zu ergreifen, und der große Aufschwung des deutschen Reiches, an welchem die Stände desselben wie die Bürger und Männer der Wissenschaft Antheil nahmen, blieb so in halber Wirkung stehen durch die Schuld seiner Kaiser und namentlich Ludwigs des Bayers. — Aus diesem Abschnitt der deutschen Geschichte möchte im gegenwärtigen Augenblick, wo sich etwas Aehnliches innerhalb der Kirche vorzubereiten scheint, eine wichtige Lehre für Fürsten und Volk zu ziehen seyn! Fünf Jahrhunderte sind im Jahr 1847 vergangen seit dem Tode Ludwig's des Bayers, und noch ist viel zu thun, wozu ihm der Weg gebahnt wurde und was er dennoch zu thun versäumte. Anton Gubitz.

James Watt.



Im Jahre 1764 sahen wir in dem finstern, alterthümlichen Universitäts-Gebäude zu Glasgow einen achtundzwanzigjährigen, jungen Mann emsig beschäftigt, ein Stück der Modell-Sammlung, nämlich eine Dampfmaschine, nach den Angaben Newcomen's erbaut, auszubessern. Nach Vollendung seiner Arbeit stellt er mit dem Modell Versuche an und findet, daß die Maschine, in Bezug auf ihre Wirkung, viel zu viel Brennstoff verbraucht. Er denkt darüber nach, und eine Erfindung, die seinen Namen unsterblich macht, ist die Frucht seines Nachdenkens.

James Watt, zu Greenock in Schottland 1736, von achtbaren, aber unbemittelten Eltern geboren, zeigte von Jugend auf eine große Neigung zu einsamer, emsiger Arbeit und Forschung, wozu ihn wahrscheinlich sein kränklicher Körper gewöhnte. Bis zu seinem sechszehnten Jahre besuchte James eine öffentliche Freischule und kam dann in die Lehre zu einem Brillenmacher, der auch einige

andere, kleinere, physikalische und mathematische Werkzeuge fertigte. Darauf ging er nach London zu einem sehr geschickten Mechanikus, in dessen Werkstatt er aber an einem Wintertage, den er einer besondern Arbeit wegen in der Nähe der Thür zubringen mußte, einen sehr heftigen Husten bekam, der seine ohnehin schwankende Gesundheit ganz zu zerstören drohte und von dem ihn die Aerzte nie ganz befreien konnten. Um sich zu erholen, begab er sich in seine Heimath, richtete hier ein kleines, selbstständiges Geschäft ein, das er auch noch fortsetzte, als er (1757) zum Conservator der Modell-Sammlung der Universität Glasgow ernannt wurde. Hier studirte damals ein junger Mann, Namens Robinson, der unserm James seine Pläne, mittelst der Dampfmaschine Wagen in Bewegung zu setzen, mittheilte und ihn zu eigenen Verbesserungen und Versuchen anspornte. — Bevor wir von der Verbesserung sprechen, die den Namen James Watt unsterblich gemacht hat, wird es gewiß von Interesse seyn, die Einrichtung einer Newcomen'schen Maschine kennen zu lernen und sie dann mit der Watt'schen zu vergleichen.

Fig. 1.

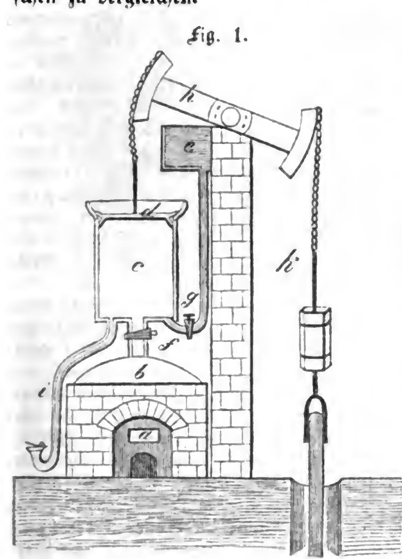


Fig. 1 giebt die Seiten-Ansicht der Maschine Newcomen's, oder, wie sie auch heißt, der Maschine mit atmosphärischem Drucke. a ist der Feuerraum, b der Dampfkessel, der durch eine Röhre mit dem Dampf-Cylinder c in Verbindung steht. Diese Verbindung kann durch den Hahn f hergestellt oder gehemmt werden. d ist ein luftdichtschließender Stempel (Kolben), dessen Stange vermittelst einer biegsamen Kette an den einen Arm des zweiarmigen Hebels h befestigt ist; dieser trägt am andern Arm die Pumpenstange k. e ist ein Behälter mit kaltem Wasser, das durch eine Röhre, die von einem Hahne g geschlossen werden kann, in den Cylinder tritt. Eine zweite Röhre i führt ebenfalls aus dem Cylinder in einen anderen Wasserbehälter, und zwar vermittelst

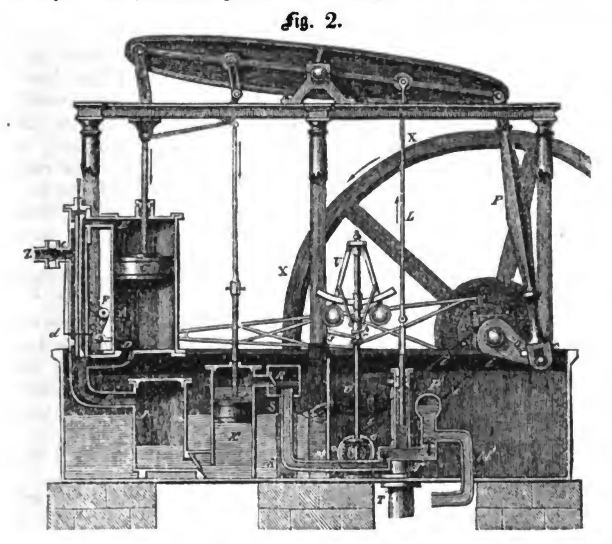
eines sich nach Außen öffnenden Ventils. Das Spiel der Maschine ist nun Folgendes: Der Hahn f wird geöffnet, der Dampf tritt in den Cylinder und treibt den Stempel aufwärts; der rechte Arm des Hebels wird durch das Gewicht der Pumpenstange niedergezogen. Jetzt wird der Hahn g geöffnet, kaltes Wasser in den Cylinder gespritzt, die Dämpfe werden dadurch verdichtet (condensirt), der Druck der atmosphärischen Luft treibt den Stempel niederwärts, da durch die Verdichtung der Dämpfe ein leerer Raum entsteht. Die Stange des Stempels zieht den linken Hebelarm niederwärts, dadurch wird die Pumpenstange gehoben. Das eingespritzte Wasser läuft durch die Röhre i ab. Jetzt tritt abermals durch den Hahn f Dampf in den Cylinder, und das Spiel wiederholt sich. — Bei diesen Maschinen Newcomen's, die nur zum Heben des Wassers benutzt wurden, mußte stets eine Person beschäftigt seyn, die Hähne f und g abwechselnd zu öffnen und zu schließen, bis ein Knabe, Humphry Potter, dem dies zu langweilig war, auf den glücklichen Gedanken kam, die Hähne mit Schnüren an die Hebelarme zu befestigen, so daß die Maschine das Oeffnen und Schließen der Hähne selbst mit der größten Regelmäßigkeit besorgte. — Durch die große Menge Wasser, die stets eingespritzt werden muß, um eine möglichst vollständige Verdichtung der Dämpfe zu erhalten, werden die Cylinderwände sehr abgekühlt, so daß nachher eine bedeutende Menge Dampfes nutzlos verschwendet wird, um nur erst wieder den Cylinder auf die Temperatur des Dampfes zu bringen. — Watt's unendlich wichtige Erfindung besteht nun darin, daß er einen vom Dampf-Cylinder abgesonderten Condensator (Verdichter) angebracht hat, und daß er die wechselnde Bewegung der Kolbenstange in eine drehende verwandelte mit dem sogenannten Sonnen- und Planeten-Rad, wodurch die Dampf-Maschine erst fähig wurde, Mühlen, Wagen und Schiffe zu treiben. — (Siehe unten die Beschreibung der Watt'schen Dampf-Maschine.)

Im Jahre 1764 verließ James Watt, nachdem er geheirathet, die Universität, lebte kümmerlich eine Zeit lang als Feldmesser, und erbaute nach seinen Verbesserungen erst 1768 mit den Geld-Vorschüssen des Dr. Röbuck eine ziemlich große Maschine, welche in den Kohlengruben des Herzogs von Hamilton angewendet wurde. Im Jahre 1769 erhielt er sein erstes Patent, trat 1773, als Dr. Röbuck ausgeschieden war, in Verbindung mit einem thätigen, erfahrenen Manne, Matthew Boulton aus Birmingham, der auch, als das Privilegium sich seinem Ende zuneigte, durch seine Bemühung es dahin brachte, daß es bis zum Jahre 1800 ausgedehnt wurde. Bald stand nun die neue Fabrik zu Soho in der Nähe von Birmingham im schönsten Erblühen; Entdeckungen und Verbesserungen, deren Patente hier anzuführen der Raum nicht gestattet, folgten einander auf dem Fuße, so daß James Watt, in vorgerückterem Alter, als Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes, im Besitze eines bedeutenden Vermögens,

sich aus den Geschäften zurückziehen konnte. Er bewohnte nun sein Haus zu Heathfield bei Birmingham, stets freundlich, wohlwollend, bescheiden, wie damals, als er die Apparate der Universität ausbesserte, im Kreise weniger Freunde und starb, vierundachtzig Jahr alt, nach kurzem Krankenlager, am 25. August 1819. — In Birmingham soll dem Vater des jetzigen, brittischen Gewerbfleißes eine Denksäule errichtet werden.

Kurze Beschreibung der Watt'schen Dampf-Maschine.

Fig. 2.



A ist der oben und unten luftdicht geschlossene Cylinder, durch dessen obere Decke in einer Stopfbüchse die Kolbenstange luftdicht sich auf- und abbewegt. Der Dampf tritt durch die Röhre Z abwechselnd bei E und D in den Cylinder, welche Abwechselung entweder durch den Vierweghahn oder durch das jetzt häufige Schieber-Ventil geschieht. In der Stellung, wie die Figur sie zeigt, tritt der Dampf bei E ein. Der Dampf im unteren Theile des Cylinders entweicht bei D durch die Röhre H in den Condensator I, wo er verdichtet wird; oben drückt der Dampf auf den Kolben c, dieser senkt sich, zieht seine Pumpenstange mit und so den Arm des Hebels (Balancier's), der Condensator I steht in Verbindung mit einem, mit kaltem Wasser gefüllten Gefäß, durch die Pumpe K wird das Wasser und die Luft aus dem Condensator weg- und

in den Behälter R geschafft, von wo sie durch die Röhre S abfließen. Dieses Wasser ist warm, es wird daher mit Vortheil zur Speisung des Dampfkessels benutzt. Es gelangt durch die Röhre M zu einer Pumpe, welche es durch die Röhre M′ zum Kessel bringt. Sowohl die erstere als die letztere Pumpe wird durch die Maschine selbst in Thätigkeit gesetzt, indem die Pumpenstangen an den Balancier befestigt sind. Hinter L ist eine dritte Pumpe, die kaltes Wasser in die Röhre T′ hebt und durch die Röhre U in den Condensator führt. — Wie aber wird die Bewegung fortgepflanzt? — Durch die Stopfbüchse im oberen Deckel des Dampf-Cylinders geht die Kolbenstange auf- und abwärts; wahre bewegliche Stangen (das Parallelogramm) verbinden sie mit dem Balancier, dessen einer Arm sich senkt, während der andere aufsteigt. Diese auf- und abgehende Bewegung des Balanciers wird durch die Treibstange P und durch die Kurbel Q in eine stetige, kreisförmige umgeschaffen. Die Achse der Kurbel Q ist die Haupt-Achse der Maschine, an welcher sich auch das Schwungrad X befindet, welches die Bewegung gleichförmiger macht. V ist der Regulator, durch welchen bei vermindertem Widerstande eine Klappe geschlossen wird, damit nicht zu viel Dampf in den Cylinder einströme. Alle diese besonderen Einrichtungen, so wie der oben erwähnte Vierweghahn oder das Schieber-Ventil müssen durch die Maschinen selbst in Bewegung gesetzt werden. L. Heros.

Masaniello.

(1647.)

Neapel seufzte unter dem drückenden Joch des Spaniers. Keine gesetzliche Schranke, keine Rücksicht auf das Volk hemmte die Willkür, mit welcher der spanische Vice-König, Herzog von Arcos, Land und Stadt brandschatzte. Geduldig ertrugen die Italiener, daß man ihnen nach und nach immer höhere Steuern abforderte und sie zwang, mit den geringsten Nahrungsmitteln vorlieb zu nehmen. Sorglos und mäßig, wie die meisten Bewohner der schönen Halbinsel, sind vor Allen auch die Neapolitaner: zwar kam es ihnen schwer an, die kurzgemessene Zeit ihrer Arbeit, die niemals länger währen darf, als genügt, um Unterhalt bis zum nächsten Tage zu verdienen, der Abgaben wegen verlängern zu müssen, sie fügten sich indeß den Geboten. Sie fügten sich — freilich nicht ohne gesteigerte Erbitterung, die in dem Bewußtseyn, Knechte eines fremden Unterdrückers zu seyn, ihren fruchtbaren Boden fand; doch vermochte sie erst ein Gebot, das die ganze mittellose Bevölkerung Neapels zum Hungern zu verurtheilen schien, aus ihrem süßen Nichtsthun, ihrem träumerischen Naturgenuß zu erwecken. Das durch Kriege zum Theil erschöpfte Spanien brauchte vermehrten Zuschuß aus den Provinzen, und um zu diesem auch

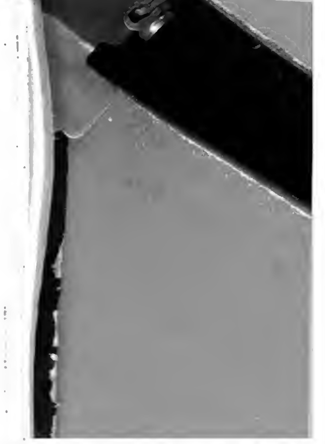
Neapel herbeizuziehen, legte man (im Jahre 1646) auf die Einführung frischer wie getrockneter Früchte in diese Stadt eine Steuer, die bisher niemals stattgefunden, belastete also das Hauptnahrungsmittel der unteren Volks-Klassen. Diese, denen es zum Theil unmöglich ist, sich durch zeitraubendes, auch nicht ohne Kosten auszuführendes Aneignen von Kenntnissen in solcher Weise über das sinnliche Daseyn zu erheben, daß geistige Genüsse sie für leibliche Entbehrungen entschädigten, die aus der Hand in den Mund leben, kennen eigentlich das Daseyn nur von den zwei Seiten des körperlichen Erarbeitens und körperlichen Verzehrens. Für sie ist es die wichtigste Frage des Lebens, ob jene beiden Seiten im richtigen oder wenigstens im gewohnten Verhältniß bleiben, da ein höherer Aufwand von Mühe für ein geringeres oder auch für dasselbe Maaß des Erwerbs und Genusses ihre körperlichen Kräfte empfindlicher in Anspruch nimmt als bisher und deshalb ihr Leben aus dem Gleichgewicht bringt, das sie demselben nach und nach angeeignet haben mit Hülfe von Natur und Klima. Denn die letzteren Beiden sind es, welche hauptsächlich Bedürfniß und Sitte der ärmeren Klassen regeln. Das südliche Klima ist einem starken Genießen von Fleischspeisen nicht günstig, auch sehnt man sich dort selten nach warmen Speisen; so lebt der unbemittelte Mann fast nur von Brod und Früchten. Die letzteren würzen ihm das erstere und bilden, da sie bei weitem wohlfeiler sind, den Hauptbestandtheil des Mahles, welches dem erhitzten Körper in doppelter Beziehung zur Erfrischung wird. Die Natur gab dem Lande diesen Ueberfluß von Früchten, befruchtet und belebt durch dasselbe Klima, welches den Menschen auf eine solche Nahrung hinweist, und in dieser unmittelbaren Einheit mit der reichlich spendenden Natur lebt der südliche Mensch dahin, sorglos, weil versorgt, wenn auch nur mit dem Nöthigsten. Das spanische Gebot nun trennte diese Einheit, griff mit roher Faust an die Natur des Menschen, welcher den durch die Steuer gesteigerten Preis Dessen, was für ihn das alltägliche und nothwendigste Bedürfniß war, nicht mehr erschwingen konnte. Allein die Neapolitaner, obwohl vielfach in Druck und Zwang gehalten, waren noch nicht gewohnt, von dem letzten Bissen, der sie vor dem Verhungern schützte, die Hälfte als Steuer abzugeben; ihr Gefühl empörte sich gegen ein so naturwidriges Gebot, und mit dieser Empörung tauchte zugleich die Erbitterung wegen aller andern, ihnen aufgebürdeten Lasten empor, so daß ein Geist der Gährung durch die Massen schlich, der nur einer kühnen Beschwörung bedurfte, um in offenen Zorn auszubrechen. Diese Beschwörung wagte Masaniello.

Thomas Aniello, geboren 1623 zu Amalfi, von seinen Standesgenossen, nach einer im Italienischen sehr gebräuchlichen Zusammenziehung, meist Masaniello genannt, lebte als Fischer und Fischhändler zu Neapel. Ein glühender Stolz und kecker Unternehmungsgeist regten sich in ihm unter dem dürftigen Kleide und

adelten sein ganzes Wesen, so daß er, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, bereits einen bedeutenden Einfluß auf das Volk Neapels ausübte. Wenn er Abends aus seiner kleinen Wohnung trat, die in einem Winkel des Marktplatzes gelegen war, und unter die hier und da in Gruppen stehenden und lagernden Fischer, Fruchthändler und Krämer sich mischte, sammelte sich bald eine Menge um ihn,



seinen beredten Worten zu lauschen. In seiner blauen Weste, oder, war er vom Sprechen erhitzt, auch wohl im bauschenden Hemde, seinen kurzen leinenen Fischerhosen, den breitgeränderten Hut oder die neapolitanische Fischermütze auf dem Kopf, mit nackten Beinen stand er dann wie ein Volksredner da und ließ nicht selten seinem Grimm gegen die Unterdrücker den Zügel schießen. Zwar blieb sein Treiben von den spanischen Behörden nicht unbemerkt, allein da Alles ruhig war in der Stadt, und das Volk nur seiner Ergötzlichkeit wegen den Erzählungen Masaniello's sein Ohr zu leihen schien, mochte man die scheinbar nicht vorhandene Aufregung durch eine Gewaltmaßregel gegen des Volkes Liebling nicht erwecken, betrachtete die ganze Sache als bedeutungslos, so lange die Steuern und Dienste unweigerlich ent-



[illegible] hatte er noch nicht vierundzwanzig [illegible] entzückenden Einblick auf das Volk Neapels [illegible] aus seiner kleinen Wohnung war, die [illegible] Marktplatz [illegible] war, und unter die hier [illegible] Fischer, Fruchthändler [illegible] sammelte sich bald eine Menge um ih-



richtet wurden. Die Seele des muthvollen Fischers mußte aber durch die neueste Abgaben-Bestimmung, welche seine ganze Genossenschaft wie ein Vernichtungsstrahl traf, auf das Höchste entrüstet werden. Er nahm sehr bald wahr, wie nach und nach, unter dem verstärkten, unerträglichen Druck, die murrende Unzufriedenheit sich mehrte, und so überzeugt von der Theilnahme des Volks, trat er eines Tages (1647) in der Kirche den Banditen Perrone, einen Kerl von unbändiger Verwegenheit, und dessen Gehülfen mit den Worten an: „Ich will dem Volke sein Recht verschaffen, oder Ihr sollt mich hängen sehen!" Als die Anderen zu diesem Ausruf ungläubig lächelten, fuhr er fort: „Beim ewigen Gott, Ihr sollt nicht lachen! Gäbe es noch ein paar frische Jungen von meinem Sinn, ich schwör's Euch, mein Leben in die Schanze, oder Ihr sollt sehen, was ich vermag! Habt Ihr Herz zwischen den starken Knochen, so steht mir bei!" — Heftig schlug Perrone in



die dargebotene Rechte, und er und sein Gehülfe schwuren dem Masaniello, im Kampfe gegen die Gewalt treu zu ihm zu stehen. Den Plan hatte der kühne Fischer bald entworfen. Auf seinen Antrieb weigerten sich am nächsten Tage sämmtliche Fruchthändler Neapels, die von den Landleuten auf den Markt gebrachten besteuerten Früchte zu kaufen, und es entstand ein heftiger Zank zwischen Käufern und Verkäufern. Ebendaselbst weilte schon Masaniello mit einer aus zwischen tausend und zweitausend jungen

Leuten bestehenden Schaar, die er gesammelt und mit Stöcken bewaffnet hatte, die aber zuerst noch zerstreut auf dem Marktplatze umherwandelte, bis der günstigste Augenblick erscheinen würde. Sobald der Herzog von Arcos Kunde erhielt von dem Lärmen und Streiten auf dem Markte, sandte er einen Boten dahin ab, um Ruhe zu stiften. Diesem schüttete ein Vetter des Masaniello, indem er rief: „Den Ueberfluß giebt Gott, aber die gottlose Regierung macht Theuerung!" mehrere Körbe voll Früchte vor die Füße. Sogleich flogen von allen Seiten Aepfel, Feigen und ver-



schiedenste Früchte auf den Boten des Herzogs zu, Liebeszeichen, die bald aus dem saftigen Geschütz zu trockenen Schlägen wurden, und laut ertönte der tausendstimmige Ruf: „Keine Taxe, keine Taxe!" — Da sprang Masaniello auf einen der Verkaufstische, die den Platz bedeckten, und redete mit gewaltig erhobener Stimme zu der tobenden Menge, die, als sein Wort erscholl, sich vom Mittelpunkte aus bis in die entferntesten Ecken nach und nach beruhigte, dem begeisternden Strom seiner Rede aufmerksam zu lauschen. „Wie Moses", sagte er, „die Kinder Israel's aus egyptischer Knechtschaft befreite, wie Petrus, der Fischer vom Galiläer-Meer, die ganze römische Welt aus den Klauen des Satans errettete, so wolle er, gleich dem Letzteren ein armer, unbedeutender Mann, das Joch der Knechtschaft von den Schultern seines Volkes heben, und sein Blut, sein Leben wolle er opfern zu diesem großen Zweck!" — Jubelnder Beifall folgte diesem Aufruf. Auf einen Wink Masaniello's zog die Jünglings-Schaar sich zusammen und rückte unter seiner Führung, während alle Läden in der Stadt sich schlossen,





in ziemlich wohlgeordnetem Heereszuge durch die Straßen der Stadt von einem Zollhaus zum andern, dieselben plündernd, um alles Herausgeschaffte zu großen Haufen zu schichten und zu verbrennen, endlich die Gebäude selbst zerstörend. Nachdem dies Geschäft beendigt war, nahm das immer anwachsende Volksheer, das an seine Stöcke Tücher oder Lumpen von schwarzem Zeuge band und so mit erhobenen Fahnen daher zog, umgeben von zahllosen, unterstützenden, laut nach Gesetz und Freiheit rufenden Massen, seinen Weg zum Pallast des Vicekönigs. Die Wachen wurden besiegt, der Pallast erstürmt, sein Besitzer hatte sich jedoch bereits in einem Wagen geflüchtet, um die Kirche des heiligen Ludwig als Asyl zu erreichen. Unterwegs von der Volksmenge angehalten, warf der Herzog die ausschweifendsten Versprechungen und alles Geld, das er bei sich hatte, unter dieselbe und entkam so glücklich in die genannte Kirche. Am nächsten Tage trug das Volk dem einheimischen Prinzen Bisignano an, die Vermittelung mit der spanischen Regierung und die Vertheidigung der Volksrechte zu übernehmen. Der Prinz war im ersten Augenblick bereit dazu, aber eingeschüchtert durch die noch immer kreisende und tobende Gährung, trat er wieder von der Verpflichtung zurück. So wandte das Volk sich denn, da die Vornehmen es im Stich ließen, vertrauensvoll an Masaniello. Dieser gelobte, die Sache zu des Volkes Bestem zu führen, und entwickelte dabei so viel Unerschütterlichkeit, so viel gesunden Verstand und redliche Gesinnung, daß bald Alles, beruhigt, seinem Wort gehorchte und seinem Urtheil sich unterwarf. Das letztere sprach er, unterstützt von dem kenntnißreichen Pater Genoino und von einer Anzahl aus dem Volke gewählter Räthe, öffentlich auf einer in der Mitte des Marktes errichteten Bühne, wo er Jeden anhörte und Bittschriften entgegennahm, über bürgerliche Streitigkeiten und Verbrechen zu Gerichte saß. Vor diesem Gerichtshof wurde denn auch eine Menge von Personen aus dem Adel angeklagt, mit den Zoll-Aemtern in Verbindung gestanden und am Betruge des Volkes Theil genommen zu haben. Sechszig davon wurden schuldig befunden und verurtheilt, ihre Palläste und Güter verbrannt. Diese Strafe vollzog das Volk in strenger Ordnung, nichts ward dabei entwendet, nur der Akt der Gerechtigkeit ausgeführt, und erwägt man, daß der Adel wirklich thatsächlich das Volk verleugnet, den spanischen Hof umlagert und von den Lasten sich frei erhalten hatte, welche mit doppelter Schwere auf das Haupt der Aermeren sanken, so möchte man diese That der Vergeltung kaum zu tadeln vermögen. Wenige Männer aus dem Volke, welche dennoch dem Hange des Stehlens nicht widerstehen konnten, ließ Masaniello vor Aller Augen aufknüpfen. — Unterdeß hatte man es geschehen lassen, daß der Herzog von Arcos in seinen Pallast zurückgekehrt war, von wo aus derselbe nun mit dem Volke zu unterhandeln begann, während Johann von Oesterreich, der natürliche Bruder Philipp's des Zweiten von Spanien, mit

zweiundzwanzig Galeeren [illegible] Regierung wankte nicht [illegible] erst ein, als derselbe durch den [illegible] Feldmarschall, die [illegible] aufgehoben wären [illegible] Besoldung, so wie gesetzliche [illegible] alles Geschehene aufrate. [illegible] Verhandlungen [illegible] über jene Bedingungen [illegible] in reichem Maß [illegible] Weise, [illegible] dem Pakan, [illegible] der Welfe-Wort [illegible] einzuprägen, hatte er auch befohlen, [illegible] den Straßen, die [illegible] anderen festen [illegible] geschehen, trat er mit dem Wort [illegible] einmal in feurigen [illegible] Kampf und [illegible], und [illegible] Welfe [illegible] wieder [illegible], da er [illegible] erreicht habe. — [illegible] edlen hochherzigen [illegible] folgendes [illegible] sich der [illegible] muß, daß die auf seine [illegible] Getränke feinen Sinn [illegible] Küste, das der [illegible] lehrte mit wüthender [illegible] Woher diese [illegible] und Sucht [illegible] noch Verächtlicher [illegible] und [illegible] er sich in das [illegible] Rechte [illegible] eine [illegible] die Anhänger [illegible] dem Pöbel [illegible] Welfe [illegible] bald die [illegible] des der [illegible] der dem [illegible] was half es, daß man an [illegible] reste des Märtyrers [illegible] dahingeschlachtet, [illegible] gen die fremden [illegible] errungen hätte.

Die [illegible]

[illegible] weit [illegible] Berges [illegible] sich [illegible]



zweiundzwanzig Galeeren den Hafen blokirte. Allein die Volks-Regierung wankte nicht und ging auf die Anträge des Vicekönigs erst ein, als derselbe durch den Erzbischof von Neapel, Kardinal Filomarini, die Original-Akte Karl's des Fünften, durch welche alle Taxen aufgehoben waren, ihr übersandte, auch deren strenge Befolgung, so wie gesetzliche Verzeihung und Vergessenheit für alles Geschehene zusagte. Durch einen kurzen Auflauf wurden die Verhandlungen noch einmal unterbrochen, dann jedoch, als man über jene Bedingungen vollständig Eins geworden, begab sich Masaniello in reichem Aufzug auf hohem Rosse, umgeben von allem Volke, nach dem Pallast, die Uebereinkunft zu unterzeichnen. Diesen Akt der Volks-Anerkennung auf das Lebhafteste in alle Sinne einzuprägen, hatte er auch befohlen, die Fenster und Balkons in den Straßen, die vom Zuge berührt wurden, mit Teppichen und anderen kostbaren Stoffen auszuschmücken. Als die Unterzeichnung geschehen, trat er mit dem Vicekönig auf den Balkon, sprach noch einmal in feurigen Worten zu dem aufhorchenden Volke, schilderte Kampf und Erfolg, und legte dann, am siebenten Tage nach Beginn der Volks-Erhebung, seine Würde in die Hände seines Volkes wieder zurück, da er seinen schönen Zweck auf das Vollständigste erreicht habe. — Mit diesen Worten, mit dem ganzen bisherigen, edlen, hochherzigen Benehmen Masaniello's steht sein gleich darauf folgendes Thun in so grellem Widerspruch, daß man in der That sich der Behauptung der meisten Geschichtschreiber anschließen muß, daß die auf seine Macht eifersüchtigen Spanier durch giftige Getränke seinen Sinn verwirrten. Rasend stürzte er von dem Feste, das der Vicekönig veranstaltet hatte, auf die Straße hinaus, schrie mit wüthender Geberde und erschoß seine besten Freunde. Woher diese sinnlose Umwandlung, wenn sie nicht durch Hinterlist und Tücke künstlich erzeugt worden wäre? Der blinde Pöbel, kaum noch Vergötterer seines Befreiers, lief schmähend hinter ihm her, und ehe er sich in das Carmeliter-Kloster zu retten vermochte, streckte ihn eine Kugel todt zu Boden. Sein Leichnam selbst wurde, da Anhetzer sich dem Pöbel gesellten, zerrissen und entweiht. Dem Volke gingen zwar bald die Augen auf, als der Spanier drückender denn je ihm den Fuß wieder auf den Nacken setzte. Allein was half es, daß man an dem Mörder Rache nahm, die Ueberreste des Märtyrers feierlich beisetzte? Der Mann des Volkes war dahingeschlachtet und kein Zweiter mehr erstand nach ihm, der gegen die fremden Unterdrücker Gleiches für sein Volk gethan und errungen hätte.

Anton Gubitz.

Die Bären-Jagd.

Nicht weit von Bagneres de Luchon, auf dem Abhange des Berges, befindet sich ein Gebäude, „das Hospital" genannt, wel-

ches den nach Spanien Reisenden zur Einkehr dient. Im Monat Oktober 1841 erhob sich noch etwas höher, als das Hospital liegt, eine elende, an den Felsen gelehnte Hütte: sie war von Zweigen und Blättern überdeckt, die Seitenwände jedoch von über einander gelegten Steinen aufgebaut und diente einigen Gebirgsjägern zu einer Wohnung, die jeder Winter wieder zertrümmerte. Der Anfang des Herbstes ist in jenen Gebirgen schrecklich und in dem Augenblick, von welchem der Bericht beginnt, brach ein entsetzliches Unwetter aus. Es war Abend, die tiefste Dunkelheit herrschte rings umher, doch durch die Spalten der Hüttenthür leuchteten die Blitzstrahlen. Das Innere stellte ein ziemlich malerisches Bild dar. Mitten in der Hütte stand ein plumper Tisch, bedeckt mit einer großen Kanne voll Milch, geräuchertem Speck, Ziegenkäse und Maisbrod. Rechts bildete eine weite Oeffnung in dem Felsen den Kamin und auf dem Herde desselben brannte das Viertel eines Baumes sammt seinen Zweigen und Blättern. Vor dem Feuer briet eine Gemsenkeule und rund herum auf dem Boden lagen oder saßen fünf Gebirgsjäger in braun wollenen Mützen oder grauen Hüten, in kurzen Beinkleidern von grobem braunen Tuche und grau wollenen

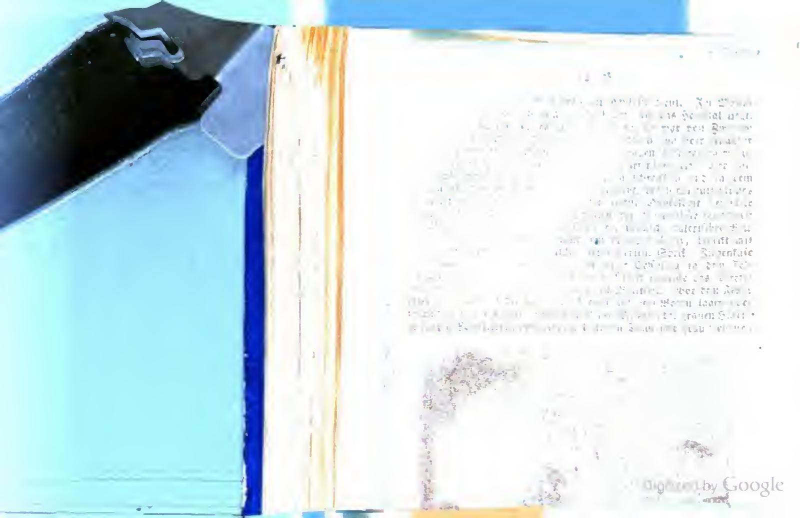


[illegible]. Sie hatten sich [illegible] [illegible] und warteten auf das Mahl. [illegible] einer eisernen Schraube hatte, [illegible] auf die Lanze der [illegible] angehängt waren und in diesem [illegible] [illegible] saß, in einem Buche lesend. [illegible] Jäger gekleidet war; auch [illegible] [illegible] und die [illegible] Jäger von Zeit zu Zeit sich an [illegible] [illegible] Stellung. — Das [illegible] [illegible] des in die Flammen [illegible] [illegible] des, in der [illegible] von [illegible] [illegible] störten allein die in der Hütte herrschende [illegible] endlich einer der Jäger sagte: „Wie, Hans, [illegible] von diesen verdammten Waren überfallen [illegible] [illegible]? Ich will ihn kriegen, ich! [illegible] daß [illegible] sehen, Hans!“ — „[illegible] bei der [illegible]“ — „Morgen früh werde ich den [illegible] nicht heißen: daß dies [illegible] [illegible].“ — „Peter“, [illegible] geht schlecht fort [illegible] fallen werden, so gelingt es [illegible] [illegible] morgen nicht!“ — [illegible]

In diesem Augenblicke [illegible] sitzende Mann der Peter [illegible] viel Kinder hast Du?“ — [illegible] — „Aber —“ — [illegible] zwar mild, aber doch [illegible] der Kopf hing und schwieg.

„Mann“, [illegible] nur der Schuß zu, denn ich habe [illegible] „Freund“ erwiederte der Mann mit [illegible] wohnt dort im Flecken in der [illegible] Mutter.“ — „So wirst Du [illegible] Peter, [illegible] wir jetzt wissen, [illegible] [illegible] das doch [illegible]“ — „[illegible] Prediger! [illegible] Alle [illegible] bin so gut [illegible] bin [illegible] mir Ihr [illegible] ich zwischen den [illegible] Ihr jetzt [illegible] „den Herrn Prediger“ [illegible] [illegible] der Hasenjäger.“

Bei diesen Worten [illegible] sich [illegible] einem [illegible] Ausdruck des [illegible] war ein [illegible] in den Jahren der [illegible] [illegible], sehr [illegible] [illegible] „Ich bin [illegible] Gebirge [illegible]



Strümpfen. Sie hatten sich gegen den Sturm hierher geflüchtet und warteten auf das Mahl. Eine Lunte von Weinreben, die in einer eisernen Schraube steckte, warf ihr räuchrig-röthliches Licht auf die Läufe der Gewehre, welche gegen die Wand gelehnt oder angehängt waren und in diesem Scheine erglänzten. Im Hintergrunde saß, in einem Buche lesend, ein Mann, der anders als die Jäger gekleidet war; auch bewies seine Absonderung, wie seine Physiognomie und die ehrfurchtsvolle Sprache, mit welcher die Jäger von Zeit zu Zeit sich an ihn wendeten, seine über sie erhöhte Stellung. — Das Prasseln des bratenden Fleisches, das Knistern des in die Flamme fallenden Schnee's und das dumpfe Grollen des, in den Gebirgen von Echo zu Echo rollenden Donners störten allein die in der Hütte herrschende trübe Stille, bis endlich einer der Jäger sagte: „Wie, Hans! Baptist ist gestern von diesem verdammten Bären überfallen und verschlungen worden? Ich will ihn erlegen, ich! Wo hast Du ihn gestern gesehen, Hans?" — „Nahe bei der Eisgrube von Maladetta." — „Morgen früh werde ich ihn aufspüren und erlegen. Es soll nicht heißen: daß dies schwarze Fell uns wie die Gemsen zittern läßt." — „Peter", erwiederte Hans, „es schneite zwei Tage, es geht schlecht fort im Gebirge und konnte Baptist vom Bären überfallen werden, so geschah es nur, weil er von Kälte erstarrt war. Geh' morgen nicht!" — „Ich werde doch gehen!"

In diesem Augenblicke trat der im Hintergrunde der Hütte sitzende Mann vor Peter hin. — „Peter", sagte er zu ihm, „wie viel Kinder hast Du?" — „Fünf." — „Du gehst morgen nicht!" — „Aber —." — „Du gehst nicht!" — Diese Worte wurden zwar mild, aber doch gebietend ausgesprochen, so daß Peter den Kopf hing und schwieg.

„Nun", nahm ein Anderer das Wort, „dann kommt mir der Schuß zu, denn ich habe weder Frau noch Kinder." — „Freund!" erwiederte der Mann mit seiner ernstruhigen Stimme: „wer wohnt dort im Flecken in des Schmied's Hause?" — „Meine Mutter." — „So wirst Du nicht gehen!" — „Aber", sagte Peter, „da wir jetzt wissen, wo sich dieser höllische Pelz aufhält, so muß man das doch benutzen." — „Ich werd' ihn erlegen!" — „Sie, Herr Prediger?" schrieen Alle zugleich. — „Ja, meine Freunde! Ich bin so gut ein Landmann wie Ihr, ich bin auch Gebirgsmann wie Ihr; zwanzig Jahre, bevor ich Gottes Diener wurde, habe ich zwischen den Felsen von Catalonien zugebracht; und der, den Ihr jetzt im Dorfe „den Herrn Prediger Riego" nennt, hieß ehemals „Riego der Bärenjäger."

Bei diesen Worten belebten sich die Züge des Predigers von einem wunderbaren Ausdruck des Muthes und der Energie. Es war ein Mann in den Jahren der vollsten Kraft, mit hoher Stirn, Adlernase, schwarzem Haar, sehr blaßblauen Augen und magerem Gesicht. — „Ich bin in's Gebirge gekommen", nahm er wieder

das Wort, „um das Gewitter zu bewundern; doch der Himmel selbst scheint meine Schritte hieher gerichtet zu haben, damit ich Euren Kummer hörte, und obgleich ich seit funfzehn Jahren keine Waffe getragen —.“ — „Seit funfzehn Jahren nicht?“ schrie Peter auf. — „So ist's, mein Freund; denn niemals soll Blut an den Händen des Dieners Gottes kleben, wäre es auch nur das eines Thieres; was ich aber morgen thun will, heißt nicht tödten, sondern nur Schädliches zerstören, und da ich weder Weib noch Kinder, auch keine Mutter habe, so werde ich die Sache auf mich nehmen und die Bestie erlegen.“ — „Herr Riego, hüten Sie sich!“ rief Hans aus. — „Sey ohne Furcht, mein Freund, ich werde mich meiner Jugend erinnern!“

Ein junger Mann von kaum zweiundzwanzig Jahren, den seine Kameraden Stephano nannten, näherte sich dem Prediger und sagte zu ihm: „Meiner Treu, Bruder, soll ich denn nicht mit Dir gehen?“ — „Du, Stephano?“ erwiederte der Prediger; „ich denk' an die selige Mutter! Nein, Du kommst nicht mit!“ — „Wir Alle wollen Sie begleiten!“ schrieen die Jäger im gemeinsamen Wunsche. — „Ich bedarf Eurer nicht, meine Freunde! und da die Nacht einbricht, so eßt Euer Abendbrod und legt Euch nieder.“ — Der junge Stephano wiederholte seine Frage an seinen Bruder nicht. — Nach einer halben Stunde lagerte Jeder sich in einen Winkel der Hütte, eingewickelt in ein Hammel- oder Ziegenfell. Stephano streckte sich der Thür nahe hin, und bald hörte man nur noch das dumpfe Geräusch der Athemzüge und des Schnarchens. Die Weinreben-Lunte brannte noch immer im Kamin, das Holz auf dem Herde und der wankende Schimmer desselben warf tausend wunderliche Lichtspiele auf die hingestreckten Körper; der Wind gab zu diesem leiseren Geräusch in der Hütte von Außen seine tosend stürmische Begleitung. Der Prediger allein schlief noch nicht, sondern saß, in seinem Buche lesend gegen den Herd gelehnt, von wo aus er zuweilen seinen Blick auf die um ihn her liegenden Gebirgsmänner warf. Nach einer Stunde prasselte die Weinreben-Lunte kreischend auf und erlosch, auch die Flamme erstarb und Riego streckte sich in seinem Mantel aus. Der glimmende Baumstamm brach durch und fiel in zwei Hälften auf jede Seite des Herdes, wo sie, fast verkohlt, noch lange rauchten; endlich verschwand auch davon die letzte Spur, selbst der Wind legte sich und Alles war dunkel, still und schweigsam.

Riego, der fürchtete, daß die Jäger ihn begleiten möchten, stand mit Anbruch des Tages leise auf, bemächtigte sich einer der Waffen und entfernte sich, ohne gehört zu werden. Einen Anzug hatte er sich von einem der Jäger geliehen. Eine kleine, flache, blaue Mütze bedeckte seinen Kopf, an seinen Beinen trug er hohe, lederne Kamaschen, um den Leib einen rothen Gürtel, worin ein Messer mit einer dicken, breiten und acht Zoll langen Klinge steckte. Er war nicht mehr derselbe. Gewöhnlich schritt er langsam und

festen Schrittes einher, jeder seiner Fußtapfen, sich tief in den Boden ausprägend, verkündete den entschlossenen Mann; doch an diesem Tage gesellte sich zu seinem sicheren Gange noch eine ungeduldige Lebhaftigkeit. Die neue Kleidung zeichnete seinen muskulösen Gliederbau, der sonst unter seinem Priestergewande verborgen, und so wie er aus der Hütte trat, prüfte er mit der Aufmerksamkeit eines alten Jägers seine Waffe. Er ließ den Hahn spielen, versuchte das Pulver, lud drei Kugeln und war im Be-

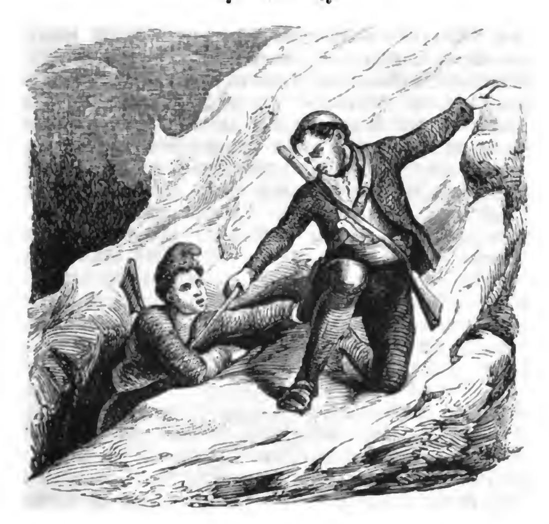


griff, sich auf den Weg zu machen, als er seinen jungen Bruder Stephano, in vollem Jäger-Kostüm, zehn Schritt von sich entfernt stehen sah. — „Was machst Du da?“ fragte er ihn. — „Lieber Bruder, ich warte auf Dich!“ — „Warum?“ — „Weil ich mit Dir gehen, und durchaus nicht zurückbleiben will.“ — Der Prediger antwortete nicht sogleich, aber nach kurzem Besinnen sagte er: „Du willst also mit?“ — „Ja!“ — „Gut, es sey! Ist Deine Waffe geladen?“ — „Ja, mein Bruder!“ — „Da hast Du ein Dutzend Kugeln; nimm sie und laß uns gehen!“

Vielleicht wundert man sich darüber, daß der Prediger, nachdem er es am Abend vorher abgelehnt, jetzt so leicht darein willigte, seinen Bruder mitzunehmen; aber erstens kannte er Stephano als einen energischen Jüngling; dann maß er sich nöthigen Falles die Kraft bei, auch wohl zwei Leben vertheidigen zu können und endlich, da sich die Gelegenheit bot, war es ihm nicht unlieb, sei-

nem jungen Bruder die Lehre zu geben: was Gefahr sey. — Sie schritten nun vorwärts. Das Gewitter war vorüber, der Himmel blau und rein, die Erde schneebedeckt, aber weder Wind noch Regen mehr, und die Morgenluft von jener anregenden Frische, die sich so gut mit einem schönen Tage verträgt. Sie nahmen den Fußsteig rechts vom Hospital und gingen lange schweigend: Riego voran und Stephano, den Quersack tragend, hinterher. Zuweilen hob Riego beim Anblick eines nach Raub ausfliegenden Adlers die Flinte, richtete sie auf den Vogel, verfolgte ihn auf seinem Fluge, warf aber dann plötzlich die Waffe über die Schulter; denn er glaubte nicht das Recht zu haben, ein anderes Thier als jenen Bären tödten zu dürfen. — Nach einem stundenlangen Marsch durchschritten sie den schmalen Felsendurchgang, der Frankreich von Spanien trennt und befanden sich der Maladetta gegenüber. Die Maladetta ist der schönste Eisberg der Pyrenäen und Maladetta (Verfluchte!) die beste Benennung für diese Stelle. Wie ein Hügel sanft ablaufend, glatt wie ein Spiegel, ringsum von Gebirgen eingefaßt, steigt die Maladetta im unmerklichen Abfall bis zur bodenlosesten Tiefe herab. An diesem Morgen war die Luft vollkommen klar, das Azur des Himmels so blendend wie in Italien, die Sonnenstrahlen, senkrecht auf den Gletscher fallend, erlöschten im weißen Matt der Schneelagen oder funkelten in diamantenen Farben auf der Spitze des Eisberges.

Riego drehte sich jetzt zu seinem Bruder um und sagte mit wieder ruhigem Tone: „Wenn Hans Recht hat, muß sich der Bär in diesem Fichtengehölz links aufhalten; dahin zu gelangen, müssen wir die Maladetta übersteigen; aber ihre weiten Klaffen haben schon manchen Gebirgsmann verschlungen. — Du hast doch die Eisstacheln und den Strick?" — „Ja, mein Bruder!" — „Nun, so lege sie bereit!" — Stephano gehorchte. Sie wanden nun einen acht Fuß langen Strick um ihre Hüften und befestigten sich auf solche Art an einander, damit, wenn der Eine von ihnen glitschte, er, durch den Strick zurückgehalten, von seinem Begleiter zurückgezogen werden konnte. Dann steckten sie an Hände und Füße die Eisenkrampen und so begannen sie aufzuklimmen. Seit einer halben Stunde kletterten sie und waren ihrem Ziele nahe, als plötzlich das Eis unter Stephano's Füßen wich, er einen Schrei des Entsetzens ausstieß und in die Eisgrube verschwand. Von der ihn hinreißenden Last nachgezogen, glitschte der voranschreitende Prediger selbst bis an den Rand des Schlundes — auch er war nahe daran, hinabzustürzen, aber seine ganze Kraft zusammenraffend, schlug er die Krampen so weit vorwärts ein, daß er sich noch dicht am Rande des Abgrundes festhielt. Die eine seiner Hände losmachen und den Strick verkürzend um den Arm winden, war das Werk eines Augenblicks und mit aller Kraft zog er ihn nun nach sich. Bald hielten sich die Finger des jungen Mannes an den Rand des Loches fest; der Prediger verdoppelte seine An-



strengung, Stephano stieg schon bis zur Brust auf. — „Muth! Muth!" rief der Prediger ihm zu und alle seine Muskeln spannten sich in einem letzten Kraft-Aufwande. Stephano stützte sich fest auf den Ellbogen, und, sich aufschwingend, fiel er halb ohnmächtig auf das Eislager. Einige Tropfen Branntwein belebten ihn bald wieder, der Prediger hielt ihm den Kopf und Thränen rannen ihm die Wangen entlang. Indessen, so wie der junge Mann wieder zu sich gekommen, sagte er zu ihm: „Nun vorwärts, Stephano, laß uns weiter kommen!" — „Ja, lieber Bruder!" — Diese Worte wurden von dem jungen Mann mit schwacher und ungewisser Stimme ausgesprochen; in wenigen Minuten war sein Gesicht, sein Ton und sein Gang verändert. Stephano hatte seine Eltern fast schon in der Wiege verloren, Riego war's, der ihn erzog und auch Riego war's, der ihn mit nach Frankreich nahm und der ihm später ein kleines Pachtgut kaufte. Riego war eben so gut sein Vater als sein Bruder und noch mehr hatten sein Predigt-Amt, sein thatkräftiger Charakter und die strengen Gesichtszüge, die etwas furchtsame Ehrerbietung Stephano's verdoppelt. Des Jünglings Züge drückten schweigenden Gehorsam aus, wie Riego's die der Ueberlegenheit; aber seit diesem Sturz waren Stephano's Züge sonderbar aufgeregt und die verschiedensten Empfindungen malten sich nach und nach darin. Er erblaßte, zitterte und hatte im Angesicht des Todes die Furcht kennen lernen. Er war kein Mann mehr! — Der Bär ließ sich in der

Nähe der Maladetta nicht sehen, die beiden Jäger traten daher durch den Port de Pieda in die spanischen Pyrenäen ein. Welches Schauspiel! Vor ihnen, wie auch den Hintergrund des Gemäldes bildend, alle Gipfel der spanischen Pyrenäen in tausend verschiedenen Höhen hinter einander aufgestaffelt und, ihren Entfernungen nach, in tausend verschiedenen Farben gemalt; die ersten grün, dann braun, dann blau, dann violett und Alle mit Schneebouquets, gleich weißen, vom Himmel gefallenen Rosen übersäet. Rechts und links, gleichsam zum Rahmen dienend diesem erhabenen Gebirgsgemälde, erhoben sich zwei ungeheure Felsen von unermeßlicher Höhe, und da ganz oben, den Fuß auf der äußersten Spitze des Felsens, stand ein catalonischer Hirt auf seinem Grenzposten. Als er die beiden Jäger bemerkte, kreuzte er stolz die Arme und seine schlanke und kräftige Gestalt löste sich höchst malerisch vom Azurblau des Himmels.

Kaum waren sie einige Schritte weit in Spanien hinein, als Riego stehen blieb und, ohne sich umzusehen, seinem Bruder ein Zeichen mit der Hand gab, ebenfalls stehen zu bleiben; Stephano gehorchte. Riego lauschte, legte sein Ohr an die Erde und hörte ein dumpfes, einem Gebrüll ähnliches Geräusch. — „Das ist der Bär", sagte er leise zu Stephano, „von oben herab werden wir ihn sehen, folge mir!" — Sie erkletterten die oberste Fläche des Berges auf einem fast unwegsamen Fußsteige; rechts und links gähnten bodenlose Abgründe und am entgegengesetzten Ende, den Jägern gerade gegenüber, befand sich ein andrer Fußsteig, der zum benachbarten Gipfel führte. Nach einigen Minuten bemerkte der Prediger einen Bären von ungewöhnlicher Größe, der längs des ausgetrockneten Bettes eines Stromes hinablief. — „Da ist er, da ist er!" sagte er. „Stephano, mache Deine Büchse zurecht, er wird dort bei der Wendung des Weges hervorkommen. — Wenn er dort seyn wird, siehst Du, da — bei der Fichte, dann schieß' ihm in die Schulter, fehlst Du, so schieße ich, ich werde ihn —" den Bären hervortreten sehend, unterbrach er sich. — „Nun, Stephano, Du erst!" — Stephano schoß; aber sey es nun, daß sie dem Unthier zu fern standen, oder mochte seine Hand gezittert haben, die Kugel schlug in den Felsen ein und ließen dessen Splitter auf den Bären fliegen. Bei diesem Knall wendete sich das Thier den Jägern zu und lief rasch auf sie an. Noch war er zwanzig Schritt von ihnen entfernt; glücklicher Weise wand der Weg sich mitten durch die Felsen und verlängerte durch seine vielfachen Krümmungen den zwischen ihm und den Jägern liegenden Raum. Riego ergriff seine Büchse, der Schuß ging los, doch die Bestie hatte sich zufällig seitwärts geworfen, zwei Kugeln gingen über ihn weg, die dritte durchwühlte seine Seite, daß das Blut auf die Steine spritzte; er stieß ein gräßliches Gebrüll aus und stürzte auf die Berghöhe daher. — „Kugeln!" rief Riego aus, ohne sich umzuwenden und stets den Blick auf den Bären heftend,



der durch Felsstücke und umgestürzte Tannen auf seinem Wege aufgehalten wurde. — Stephano schwieg. — „Kugeln, sag' ich Dir! In drei Minuten ist er bei uns!" — „So sind wir verloren!" sagte Stephano. „Ich habe keine Kugeln." — „Keine Kugeln?" — „Nein, sie sind in die Höhlung der Maladetta gefallen."

Man hörte das Grunzen des herankommenden Unthiers. — „In die Maladetta gefallen? O Jammer!" — „Laß uns fliehen, laß uns fliehen!" schrie Stephano. — „Fliehen! Wohin? Auf dem Fußsteige vor uns würden wir dem Thier in den Rachen laufen! Der, den wir erstiegen sind, ist rückwärts ungangbar. Es wäre unmöglich, der Bär müßte uns in zwanzig Sekunden erreicht haben." — „O heilige Jungfrau!" murmelte der Jüngling, auf die Kniee stürzend. — Der Bär verschwand und erschien wieder auf den Krümmungen des Weges — aber er kam in großen Schritten vorwärts. — „Wohlan, Bruder, keine Feigheit!" sagte der Prediger sehr rasch, jedoch mit fester Stimme. „Noch ist nicht Alles verloren: ein fürchterliches Mittel bleibt übrig; unsre Gebirgsleute bedienen sich dessen zuweilen. Zeige mir Dein Messer — gut — es ist so lang und dick wie das meinige — nun höre: in einer Minute wird er auf der Höhe seyn —" — Man hörte das Gekrach der, unter seinen Pfoten niedergetretenen Zweige. — „So wie er hier ist, werde ich mit ausgebreiteten Armen auf ihn zuschreiten, dann wird er sich auf mich stürzen und ich werde ihn

empfangen, ich werde ihn umarmen. Dann läufst Du herbei und stößt ihm Dein Messer tief in die linke Seite, so lange, bis er fällt!" — „Ja, Bruder!" — „Vor allen Dingen keine schwankende Hand; stoße fest zu!" — „Ja, Bruder!" — „O, meine Herren Bären, wir kennen uns und dieser hier, wäre er so fürchterlich wie ein Löwe, so müßte er mich stark drücken, bevor er mich erstickte!" — Riego schien fast beglückt zu seyn, während Stephano gänzlich muthlos dastand.

Der Bär erschien. — „Zum Werke, zum Werke!" rief der Prediger aus; „verstehst Du wohl, Stephano? — zwischen den Rippen links!" — Der Bär war auf der Fläche angekommen, sein Blut tröpfelte auf die Steine. Er wirft sich vorwärts, Riego breitet die Arme aus; das Ungethüm richtet sich auf seine Hintertatzen und stürzt sich dann auf ihn, um ihn zu ersticken. Der Kampf beginnt. — „Bruder, Bruder! Zu Hülfe!" — Und Riego's Stimme schallt mächtig wie der Donner. Stephano aber, außer sich, schwankt auf seinen Beinen, eine Wolke schwebt vor seinen Augen, er kann nicht vor-, nicht rückwärts, jede Bewegung ist ihm unmöglich, die Furcht hat ihn erstarrt. — „Komm, Bruder,





Bruder! Her zu mir!" — und Riego's Stimme wird schon schwächer. — Der Bär brüllt furchtbar; man sah seinen gräßlichen Kopf über der Schulter des Predigers, seinen Rachen offen, seine Augen Flammen sprühend — seine Pfoten tief eingekrallt in Riego's Hüften und sein Blut über diese ungeheuren Tatzen und über die braune Jacke des Jägers rieselnd. Der Kampf beginnt seit einigen Sekunden. Stephano steht wie wahnsinnig, die Arme ausstreckend, aber durchaus nicht von der Stelle weichend. — „Zu Hülfe! Bruder, komm!" rief mit immer dumpfer werdender Stimme der Kämpfende, aber desto lauter und schrecklicher ward des Bären Gebrüll. — Indessen schien dieser letzte Schrei des Bruders Stephano aus seiner Betäubung zu erwecken. Er schüttelte sich wie ein Mensch, der einen Entschluß faßt; sein Messer in der Hand, stürzt er auf den Bären zu und stößt es ihm in die Seite, aber sein Arm zögert und er trifft nicht tief. Da wirft er, von unwiderstehlichem Schrecken ergriffen, die Waffe weit von sich und stürzt außer sich den kleinen Fußsteig hinab. — „Bruder, Bruder!" murmelt Riego mit erstickter Stimme. — Nichts! Stephano bleibt nicht stehen; der Prediger sieht sich mit dem Ungeheuer allein! Er will sein Messer ziehen, doch ist dies gegen den Bären geklemmt, und er kann es nicht. Da rafft er mit der Verzweiflung Allgewalt seine letzten Kräfte zusammen, stößt das Thier bis zum Rand des Abgrundes, schwenkt sich, der Bär fällt, aber — er läßt ihn nicht los und Beide rollen in den Abgrund. Während der letzten Augenblicke dieses Kampfes hörte man auf der Höhe eine von fern her rufende Stimme. „Muth, Muth!" tönte es herüber, und ein Mann stieg so rasch als möglich zum Kampfplatze aufwärts. Athemlos und schweißbedeckt kam er an. — Er kam zu spät.

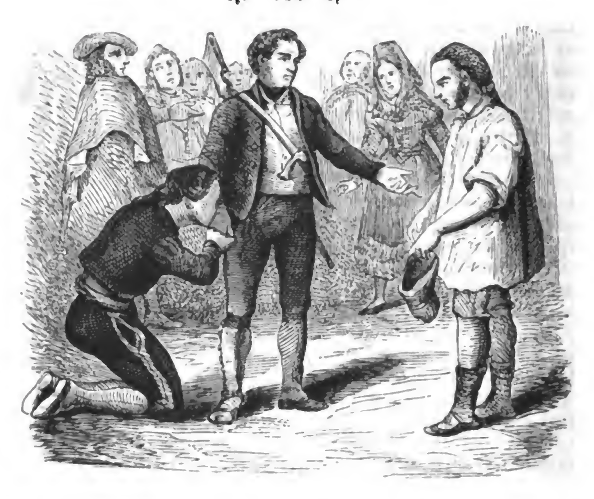
Am Morgen nach dieser Scene gab es im Flecken, dessen Pfarrer Herr Riego war, ein Fest. Man kam von der Beendigung der Mais-Erndte heim, und ein Zug niedriger Wagen, fest ausgefüttert mit Stroh und von Ochsen gezogen, bewegte sich unter tausend Stößen auf dem Kieselwege vor. Die Ruthe in der Hand, stachelten die Meier ihre Ochsen und lenkten die Wagen zu einer ungeheuren Scheune hin, deren offene Thür zum Platze hinausging. Hier empfingen, eine Bütte auf dem Rücken, die wieder zu Bauern gewordenen Jäger des gestrigen Abends die Erndte und entluden sie in einem Winkel der Tenne, während Kinder, junge Mädchen und deren Mütter, um das angehäufte Mais sitzend, die Körner auspahlten, die Kapseln, welche den Armen während des Winters zur Heizung dienen, bei Seite warfen und ihre leichtere Arbeit mit alten Liedern begleiteten. Um vier Uhr war Alles fertig. Der Eigenthümer dieser großen Scheuer schickte den Arbeitern eine halbe Tonne Wein und die Tenne verwandelte sich zum Tanzsaal. — Mitten in der allgemeinen Freude saß noch ein junger Meier im dunkelsten Winkel auf einem Maishaufen, sah dem Tanze zu, aber tanzte nicht, hörte den Gesang, aber sang nicht

mit. Er schien nachdenkend und zugleich aufgebracht zu seyn und nur, wenn man gegen ihn des Muthes, den der Prediger gezeigt, erwähnte, und von dem ihm zu Ehren vorbereiteten Feste sprach, drehte er den Kopf um, und sein Gesicht nahm dann einen zornigen, fast wilden Ausdruck an; bald aber verfiel er auf's Neue in seine Betrachtungen. — Der erste Tanz war beendet. Die jungen Mädchen und jungen Leute näherten sich dem Abgesonderten, ohne daß er dessen gewahr ward; man schloß einen Kreis um ihn und den Maishaufen, auf dem er saß, und plötzlich wurde er durch ein rings um ihn ausbrechendes Gelächter aus seiner Gedankenvertiefung aufgeschreckt. — „Nun, Etchahon, woran denkst Du denn?" — Er schlug rasch die Augen auf und fuhr wie ein aus dem Schlafe Erwachender mit der Hand über's Gesicht: „Was wollt Ihr?" — „Wie! Kein Lied, Du Dichter Du!" — „Heute singe ich nicht!" — „So erzähle uns die Geschichte von den drei Wünschen!" — „Morgen werde ich sie Euch erzählen." — „Nun, dann mache uns ein paar Reime auf des Herrn Predigers muthige Jagd, womit wir ihn bei seiner Rückkehr singend empfangen können. — Du liebst ihn ja so sehr." — „O ja, ich liebe ihn! aber — ich will keine Reime machen." — Er setzte sich wieder mit dem finstersten Gesicht. — Das Wort „Dichter" erweckt in uns eine so ideale und erhabene Vorstellung, wie sie keineswegs für Etchahon paßt. Etchahon ist nichts als ein Bauer, wie man sie im mittäglichen Frankreich oft findet, der in seiner platten Sprache Lieder dichtete auf Hochzeiten, Kindtaufen und im ganzen Kreise durch seine Ueberspannung bekannt war.

Der Tanz hatte seit einigen Minuten wieder begonnen, als das Gesicht Etchahon's sich plötzlich veränderte, seine Lippen bebten und stammelten, während seine Augen auf die Thür der Tenne geheftet waren. Die Thür that sich leise ein wenig auf und Stephano trat langsam, stumm und gebückten Kopfes herein. Alle stürzten ihm eifrig entgegen: „Herr Riego! Wo ist Herr Riego?" — Stephano schwieg. — „So sprich doch, wo ist er?" — „Todt!" sagte Stephano mit erstickten Laut. — „Todt? Wie — und Du?" — „Wir waren auf dem Gletscher Maladetta und da verschwand er in eine Höhlung." — Verzweiflung malte sich auf allen Gesichtern, als plötzlich ein Mann auf die Bauern eindrang und, sich Raum verschaffend, bald in ihrer Mitte stand. Es war Etchahon. Er schritt auf Stephano zu, ergriff ihn beim Arm und sah ihm fest in's Gesicht. — „Du lügst!" schrie er wüthend. Die Bauern rissen die Augen auf und drängten sich näher heran. Stephano schlug zernichtet den Blick zu Boden. — „Du lügst! Herr Riego ist freilich todt! O ja — er ist freilich todt! Doch nicht, weil er in eine Eisgrube gestürzt, sondern weil er vom Bären erstickt worden!" — „Ja", sagte er, sich zu den erschrockenen Zuschauern dieser Scene wendend; „Herr Riego hat mit dem Bären Leib gegen Leib gekämpft, und dieser, sein Bruder, hat ihn nicht ver-

theidigt.“ — Die Bauern machten drohende Gesichter. — „Und dabei hatte er ein Messer!“ — Das Murren wurde lauter. — „Das Messer hat er aber auf die Erde geworfen und sich davon gemacht; ja, er ist entflohen!“ Alle traten von Stephano zurück. „Funfzig Schritte nur war ich noch entfernt und rief ihm zu: bleib’, bleibe! aber er riß aus in toller Furcht und hat mich nicht gehört!“ — „Kennst Du das?“ sagte er zu Stephano, eine blutige Mütze aus seiner Jacke hervorziehend; „sieh, das ist Alles, was von Deinem Bruder geblieben, als ich auf der Höhe des Gletschers ankam! Und Du wagst es, Dich uns zu nähern? Du willst Dich mit uns auf dieselbe Bank setzen? Fort, fort mit Dir!“ — Bei diesen Worten schlug er ihm mit der Mütze in’s Gesicht, immer fast wüthend wiederholend: „Fort, fort mit Dir!“ — Die, vom Zorn Etchahon’s angesteckten Bauern stürzten nun auch auf den jungen Mann ein, und von allen Seiten ertönte der Fluch: „Fort, fort mit Dir!“ Von dieser Verbannung niedergedonnert, entfernte der Unglückliche sich eben, als die Thür auf’s Neue sich öffnete und ein mit Blut bedeckter Mann eintrat. — Ein gleicher Schrei entfloh allen Anwesenden —: „Herr Riego!“ — Und wirklich war es Riego. Alle Bauern wichen unwillkürlich zurück, der Prediger aber hielt Stephano auf und sagte: „Bleib’, mein Kind!“ — Stephano sank auf seine Kniee. Ein Schweigen, das dem Schrecken glich, herrschte zuerst im ganzen Kreise; Alle standen offnen Mundes, stumm und starr da. Endlich näherte Etchahon sich dem Prediger und sagte tief gerührt: „Waren Sie’s denn nicht, der mit dem Bären rang?“ — „Du siehst wohl, daß ich es war“, erwiederte der Prediger mit großer Ruhe, indem er auf seine blutigen Kleider zeigte. — „Sind Sie denn nicht in den Abgrund gestürzt?“ — „Allerdings!“ — „Aber, wie —?“ — „Gott hat mich geschützt! Einige Fuß breit vom Rande desselben blieb mein Gürtel an einem Felsenzacken hängen, und der Bär, welcher im Sturze von mir losgelassen, rollte allein in die Tiefe hinab.“

Je länger Riego sprach, je mehr erholten sich die Landleute von ihrem Schreck und glaubten endlich an sein wirkliches Leben; sie umringten ihn mit einer Freude, als ob sie ihm Dank wüßten, der Gefahr entronnen zu seyn. Stephano küßte seufzend seine Hand und schluchzte: „Mein Bruder, mein Bruder!“ — „Was für einen Lärm aber gab’s hier bei meinem Eintritt?“ sagte der Prediger mit Strenge; „warum wolltet Ihr diesen Jüngling verstoßen?“ — „Warum?“ schrie Etchahon wieder heftig auf, „weil er ein Feigling ist —“ — „Dieser Jüngling ist kein Feigling“, erwiederte Riego ernst, „er hat Furcht gehabt — ja, die Furcht ist über ihn gekommen, weil er einige Sekunden vorher dem Tode nahe war. Wer von Euch wagt es zu behaupten, daß er an seiner Stelle anders gehandelt haben würde, und wer wagt es, ihn zu verjagen, wenn ich ihm verzeihe und ihn an mein Herz nehme?“ — Der Prediger, fest auf Etchahon blickend, umarmte seinen jun-

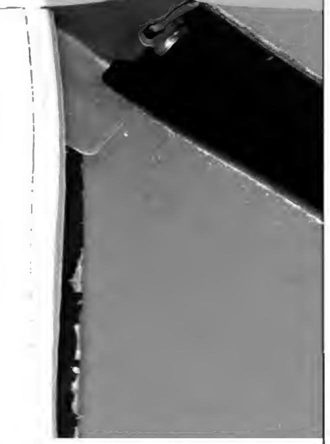


gen Bruder, der sein Haupt an dessen Brust verbarg; aber diese wenigen, so einfach und ruhig gesprochenen Worte beschwichtigten plötzlich das Murren des Unwillens. Riego fügte hinzu: „Etchahon, komm her!“ — Etchahon trat näher. — „Gieb Stephano die Hand!“ — Etchahon zögerte. — „Gieb Stephano die Hand!“ und — Etchahon gehorchte. Bald näherten sich auch die Andern dem unglücklichen Jüngling, und nachsichtigere Aeußerungen ließen sich hören. Wer diese Scene mit angesehen, dem müßte die besondere Gewalt dieses so ruhig und fast leise sprechenden Pfarrers aufgefallen seyn. „Laß uns gehen, damit der Tanz wieder beginne und Du, Du Dichter“, wandte er sich lächelnd an Etchahon, „Du wirst hoffentlich den Tod des Bären besingen; denn todt ist er!“ — Dann entfernte er sich mit Stephano. Bald aber zogen die Bauern ihm nach, im vollen Jubel den Besieger des Bären zu preisen, und Etchahon ließ es nun am Gesange nicht fehlen.

Erry von Schlins.

(Geschichtlich aus dem Jahre 1315.)

Im Dörflein Schlins, bei'm Inni-Thal,
War Erry, eine Maid,
Geschäftig für das Leichenmahl:
Ein Schweizer fiel im Streit;





Drum war das Volk bei Klaggesang
Im Gotteshaus vereint,
Und zu der fernen Hütte drang
Ein Haufe von dem Feind.

Der Führer that, als fräß' er just
Das letzte Stück der Welt;
So sprach zur Maid, in schnöder Lust,
Der blanke Zwergenheld:
„Ich ford're der Begrüßung Kuß,
Rasch, dicker Engel, her!"
Doch sie erwiedert: „Kuß und Muß
Vermeid' ich Beides sehr!

„Ei, mach' sie mir kein Ziergeschrei!" —
„Und üb' er Sittenpflicht,
Sonst deckt ein Schwupp vom heißen Brei
Sein lüstern Angesicht!"



Sie schwang dabei das Kellenholz,
Er tobt: „Wirst unterjocht!"
Und fragt, weit ab, mit Flunkerstolz:
„Für wen wird dort gekocht!"

„Dreitausend Schweizer, wohl bewehrt,
Die ziehen heut heran,
Drum merkt' er wohl, daß ich bei'm Herd
Nicht eben spaßen kann!"
„Dreitausend? Sollst sie fallen seh'n,
Auf, Bursche, Schwert gezückt!
Doch jetzt laßt uns in's Freie geh'n,
Die Luft ist hier gedrückt! –

Sie fluchten gut, und kaum hinaus,
Da liefen sie nicht schlecht;
Doch Erry eilt zum Gotteshaus
Und ruft: „Auf, zum Gefecht!
Es laufen freche Söldner jetzt
Vor lauter Siegslust — fort;
Ihr Maul hat schmähend euch zersetzt,
Geht, prüfet rasch ihr Wort!

Nicht immer bietet sich die That,
Jetzt habt ihr sie zur Hand;
Drum zögert nicht in feigem Rath,
Frisch hinterdrein gerannt!
Das Glück ist stets dem Tapf'ren hold,
Und wer da wagt, gewinnt;
Ihr kämpft für mehr als Prunk und Gold,
Für Freiheit, Weib und Kind!"

Und Erry's muth'ge Red' erschuf
Den Eifer für den Ruhm:
Im Kreis der Männer schallt der Ruf
Zu neuem Heldenthum.
Sie stürmen, treu dem Landesbund,
Zum Kampfe vom Altar;
Bald holten, bess'rer Wege kund,
Sie ein die Söldner-Schaar.

Sie wettern drein mit blut'gem Lohn
Für Vaterlandes Noth:
Man hörte nicht, daß Viel' entfloh'n,
Die Meisten schlug man todt. —
Die Erry hat, für wack're List,
Ein braver Mann erwählt,
Und daß man sie nicht ganz vergißt
Hab' ich von ihr erzählt.

G. H.

Von den Temperamenten.

„Hüte dich vor den Schleichern, die Rauscher thun dir nichts!“ Luther.

Vor mir liegt ein Blatt, auf welchem in Köpfen die Temperamente abgebildet sind. Der Sanguiniker (Leichtblütige) hat etwas von Goethe; der Cholerische (Heißblütige) ist Montesquieu; der Melancholiker (Schwerblütige) Brutus, und bei dem Phlegmatiker (Laublütigen) gerieth der Zeichner in spöttische Laune. Er giebt das Bildniß für den deutschen Michel aus, bekanntlich eine erfundene Person, die einen Märtyrer der Schlafmützigkeit, einen alpschweren Marterer des geistigen Fortschritts vorstellen soll. Der Erfinder blieb verschwiegen, würde auch kein Patent empfangen dafür, daß er dem Getroffenen nicht nur die Wahrheit in's Gesicht sagt, sondern sie sogar aus diesem selber sprechen läßt. — Was mich betrifft, so dachte ich über die Temperamente nach, und suchte fürerst Vergleiche. Der Leichtblütige wurde mir zum Frühling: in ihm treibt Alles, und er sucht stets frische Blüthen des Genusses; im Heißblütigen sah ich den Sommer: er drängt nach Thätigkeit, und seine Aufwallungen sind die Hundstags-Hitze; den Schwerblütigen macht' ich zum Herbst: ihn gemahnt Alles an Verfall und Vergänglichkeit, und selbst den ihm gebotenen Rebensaft würzen ihm nur tief in Betrachtungen sich einwühlende Sprüche; der Laublütige ward mir zum Winter, bei dem die Thätigkeit der Natur stockt und das Plätzchen am warmen Ofen nicht leer wird. Und weiter dacht' ich: in den vier Lebens-Altern gehen gar Viele, die sich nicht Charakter aneignen, durch die vier Temperamente; sie sind leichtblütig in der Jugend, warmblütig im ersten Mannesalter, wo die Leidenschaften mit den Erfahrungen kämpfen, schwerblütig, wenn später die Erfahrungen sie niederdrücken, und im Alter sinkt in ihnen Alles wohl noch unter die Lauheit.

Scheiden sich denn aber die Temperamente wirklich so streng? Nein! — So im Getrennten, fast unvermischt als Leichtsinn, Heftigkeit, Trübsinn oder Trägheit, können sie sich nur zeigen, wo der Mensch im Rohen oder Unbedachten aufwächst; jedes Temperament ist umzuschaffen oder zu verwandeln, wenn man es entschieden will und verständig ausführt. Bei weitem mehr werden die Temperamente anerzogen als angeboren, und daß Viele entgegengesetzter Meinung sind, ist leicht zu erklären, weil man sich gern gehen läßt und in dem, was nach dem Wahn angeboren ist, ein Heer von Entschuldigungen findet für Allerlei, bei dem nur — Ausflüchte behülflich seyn können. Es kommt hier auf die Leitung an, einwirkend durch Andere oder durch Erkenntniß und Beherrschung seiner selbst, um aus dem Guten der vier Temperamente das echte Temperament, das der Mäßigung zu machen. Es werden wohl die meisten Menschen nicht daran denken, daß schon mit dem

Worte darauf hingewiesen ist; denn Temperament heißt zu Deutsch: Milderungs-, Mäßigungs-Mittel. Offenbar weiß man schon so ziemlich, wie man hier mit der Sache daran ist, hat man nur erst den Sinn des Worts gefaßt, und in unserm Fall ergiebt sich, daß alle Entschuldigungen wegen Temperaments sehr fabelhafte sind. Das Angeborne mag als Wurzel zu betrachten seyn; — aber Beispiel und Gewohnheit treiben die verschiedenartigen Keime, Erziehung und Bildung die Zweige hervor; Temperament ist dann die gute oder giftige Blüthe und Charakter oder Nicht-Charakter die Frucht.

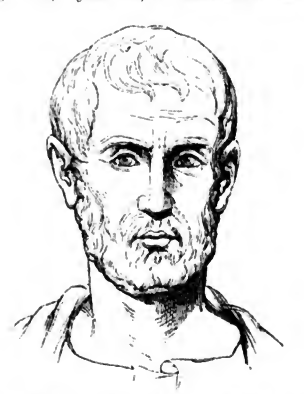


Beschauen wir unsre Köpfe näher. Sollen wir den Leichtblütigen in Goethe sehen, so erinnern wir uns zwar daran, daß er in seinem zwanzigsten Jahre selbst sagte: „Es ist mein Unglück, daß ich so leichtsinnig bin und Alles von der guten Seite ansehe"; — er ließ es aber dabei nicht bewenden. Zwar behielt er leichten Sinn, mit dem er die Wandlungen des Lebens zum Guten wendete oder im schlimmsten Falle sie heiter ertrug; er drang jedoch zugleich mit Ernst und Ausdauer in die Tiefen des Lebens und Wissens. Er wehrte aller Abspannung, indem er sich durch das Mannigfache seines Wirkens im Gleichgewicht erhielt; er war Herr seines Temperaments, änderte und wendete es aus Selbsterkenntniß und eigener Kraft und ward zum Charakter, ohne seine Ursprünglichkeit aufzugeben.

Montesquieu, dieser gelehrte Franzose, war in seiner Jugend leichten Sinnes; er schrieb damals frisch und keck über Lächerlichkeiten seiner Zeit, stand lachend über ihnen. Später vertiefte er seine Gedanken nach einer Richtung hin, schärfte sie eifrigst in der Bemühung, den Geist der Gesetze aller Völker zu erforschen, eine Bemühung, der wir sein treffliches Werk „Geist der Gesetze"



verdanken, bei dessen, oft noch sehr im Argen liegenden Gegenstande es nicht eben räthselhaft ist, wenn Einer melancholisch wird. Montesquieu wurd' es, und zwar in einem solchen Grade, daß er sich über eine tadelnde Beurtheilung abhärmte und dadurch seinen Tod beschleunigt haben soll. Sein Temperament hatte sich verändert, war in Einseitigkeit und Grämlichkeit verfallen, so daß ihm die Ursprünglichkeit verloren ging und er, aus Mangel an Selbstbeherrschung, nicht zum echten Charakter wurde.



Brutus wühlte sich brütend in seine aufgefaßten Ansichten ein, gab, um sie durchzusetzen, Pflichten der Natur und der Dankbarkeit auf und verletzte so sein Gewissen. — Da ist nichts mehr auszugleichen, und wie er starren Sinnes über das Loos Anderer

entschieden, so entschied er immer starrer über sein eigenes. Er war der Mann der Thatkraft und des Trotzes, was man vorzugsweise Charakter zu nennen pflegt, aber mit Unrecht, weil die Mäßigung bei den Grundbedingungen eines Charakters niemals fehlen darf.



Michel aber ist ein Mensch, der die Mäßigung bis in's Unmäßige, bis in die Vernichtung treibt, und der zu nichts zu gebrauchen ist, als sich brauchen zu lassen nach dem Belieben Anderer. Er lebt dem Sprüchwort: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! und was er zufällig doch weiß, läßt ihn ebenfalls kalt. Er meint, am besten sorge er für sein Bestes, indem er so wenig als möglich und zuweilen sogar nicht einmal etwas von und über sich selber wissen will. Auch er könnte sein Temperament verwandeln, wenn man ihn in der Schule gleich gehörig aufrüttelte aus der Schläfrigkeit seines Geistes. Aber man lehrte ihn erst glauben und hierauf — gar nicht denken, weil, wenn er dächte, er — sehr denkbar — viel weniger glauben, sich nicht lebenslang auf die Ruhe des Grabes und auf eine künftige Seligkeit voll Nichtsthun vorbereiten und einrichten würde. Er könnte ferner wenigstens in seinen Nachkommen verwandelt werden, wenn man ihn minder fest in's Joch der Arbeit spannte, ihn zu minder dick- und schwerfälliger Kost verurtheilte; wie's aber jetzt mit ihm steht, wird er stets auf den Anruf: „Komm', wir warten auf dich!" gedehnter Weise zur Antwort geben: „So! dann brauch' ich mich nicht zu übereilen." — Der Wahrheit gemäß müssen wir ihm jedoch nachrühmen, daß er von Zeit zu Zeit einmal gutmüthig, immer aber sehr geduldig ist — aus Bequemlichkeit!

Genug, wo die Temperamente walten ohne Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung, da läßt sich fürjetzt etwa sagen: wer viel verspricht und nichts hält, ist Sanguiniker, wer viel Händel und

Prozesse hat: Choleriker; der Sonderling und der Pietist (in der Wahrheit) bezeichnen die Melancholiker, mit denen es zum Schlimmeren kommen kann, zu Irrsinn und Fanatismus (deutsch ausgedrückt: Glaubenswuth), und den Phlegmatiker findet man in Jedem, dem Alles gleichviel ist, wie der Begriff vom Michel dies erschöpft. In den Lebens-Richtungen fröhnt der Leichtblütige der Gegenwart, der Warmblütige mehr der Zukunft; der Schwerblütige giebt Gegenwart und Zukunft auf und rühmt die Vergangenheit; dem Laublütigen fließen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ein Nebelbild zusammen. So entschieden abgetrennt zeigen sich indeß die Temperamente, wie schon bemerkt, selten, und wenn wir auch nicht — mit dem Franzosen Chambre — deren zweiundfunfzig anerkennen (wahrscheinlich hat er unter seinen Landsleuten solche gefunden, die allwöchentlich sich gänzlich verändern), sind doch vier unterschiedene Bluts-Eigenschaften jedenfalls als zu wenige anzunehmen, da theils der eigene erkenntnißvolle und feste Wille, theils der Einfluß mannigfacher Lebens-Verhältnisse, allerlei Wandlungen und Mischungen veranlaßt und bedingt.

Unbestreitbar darf aber Niemand sagen: „Ich bin nicht verantwortlich für mein Temperament, so wenig etwa der Blitz verantwortlich ist für sein Zünden und Zerstören.“ Alles kann zum Guten und Bösen gewendet und verwendet werden, und wie es Einer leitet und verwendet, davon ist er Rechenschaft schuldig vor Gott und Menschen. Wir haben die Vernunft, das Rechte einzusehen, den freien Willen, uns zum Rechten zu entschließen, Hindernisse zu überwinden, und das Gewissen, was uns andeutet, wo wir fehlten. Dieses würde sich nicht zum Richter unserer Uebelthaten machen, wenn wir sie nicht vermeiden könnten. Was ihr an Neigungen angeboren nennt, ist angewöhnt und im Schlechten auch angelogen, und daß der Mensch die ihm gegebenen Kräfte nicht hinlänglich gebraucht, das ist seine einzige Erbsünde, aber auch seine eigene Schuld, die Jeder von sich thun kann. Wollt Ihr mir nicht glauben, so ruf' ich die Vernunft der Vorwelt zu Hülfe, die schon vor länger als dreitausend Jahren wußte: „Der Herr sprach zu Cain: Bist du nicht fromm, so ruht die Sünde vor der Thür; aber lass' du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie.“ (1. Mose 4, V. 7.) Dies aus dem alten Testament und nun aus dem neuen: „Lasset die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, ihr Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten.“ (Paulus an die Römer 6, V. 12.) — Ein schlimmes Temperament ist demnach, und vermöge der Vernunft überhaupt, kein Freibrief für übereilte oder schlechte Thaten, sondern eine starke Mahnung, die Kraft der Sittlichkeit mit Muth und Ausdauer zu benutzen, und so könnt Ihr überzeugt seyn:

„Jeder tücht'ge Mann erkennt,
Daß sich selber Schwächling nennt,
Wer sich schirmt mit Temp'rament!“ Gtz.

Georg Derfflinger.



Unter den Helden, welche sich um die Begründung der brandenburgischen, später preußischen Staats-Macht Verdienste erwarben, steht Jörg Derfflinger oben an, durch Tapferkeit und Beharrlichkeit und edle Gemüths-Eigenschaften, die ihn als Mensch so hoch stellen wie er als Feldherr stand. Schon darin war Derfflinger bedeutsam, daß er nicht bequem, schon von der Geburt begünstigt, in seine hohe Stellung rückte, daß er, von den untersten Stufen der Gesellschaft aufsteigend, sich diese Stellung erst selber schaffen mußte. Er war der Sohn eines österreichischen Bauern im Lande ob der Enns, in einem anmuthvollen Weiler um das Jahr 1606, im März geboren. Sein Vater mußte wegen Theilnahme an einem Bauern-Aufstande im Jahr 1625 landflüchtig werden. Der Aufstand war durch die römisch gesinnte Partei ent-

standen, die jede freisinnige Glaubensrichtung im Volke erdrücken wollte, was endlich die evangelische Bevölkerung unter die Waffen brachte. Die Derfflinger achteten ihre Ueberzeugung höher als das den Geist einknechtende Leben in der Heimath und ergriffen

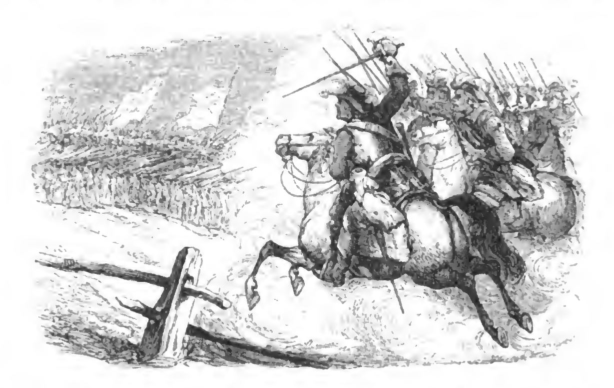


alle den Wanderstab. Der Vater suchte im nördlichen Deutschland ein bürgerliches Unterkommen, während der Sohn unter schwedischer Fahne sich Freiheit des Glaubens zu erkämpfen strebte. Dort, wo es auf Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit ankam, hatte er sich bald bemerkbar gemacht, bald die unteren Stufen des Dienstes zurückgelegt. Im Jahr 1635 war er schon Obrist-Lieutenant der Reiterei und vertrieb mit 200 Reitern die vier Mal stärkeren sächsischen Heerhaufen aus den Städten Halle und Morizburg. Im Jahr 1637 finden wir ihn unter Obrist Pfuhl's Befehl auf einem Zuge durch Thüringen, wo er bei Meiningen ein schweres Gefecht mit feindlichen Reitern zuletzt siegreich bestand, gleich nachher aber durch den verstärkten Feind, unter Obrist Druckmüller, neuerdings angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr geschlagen ward, so daß er nur mit 60 Reitern der Metzelei, gewiß nicht auf schimpflicher Flucht, entkam. Im Jahr 1638 zum Obristen hinaufgerückt, zeigte er sich nun besonders thätig, im schwedischen Heere die Bewegungen zu zügeln, dadurch hervorgerufen, daß der Sold den Truppen nicht gehörig bezahlt ward. Unter den Kriegern waren deshalb Gerüchte von allerlei Unterschleifen und Veruntreuungen verbreitet, und ein allgemeiner Heer-Aufstand lag nicht ferne. Durch seinen geraden Sinn, durch sein zutrauliches Wesen war Derfflinger längst der Liebling, nicht nur seiner Untergebenen, sondern des gesammten Heeres geworden; Alle schenkten ihm unbedingtes Zutrauen und beauftragten ihn mit Erledigung ihrer Be-

schwerden. In dieser Angelegenheit reiste er nach Hamburg, sich mit der schwedischen Heer-Verwaltung zu berathen, erreichte dort seinen Zweck und söhnte das Heer mit seinem Heerführer Torstensohn vollkommen aus. Von Letzterem ward er dann nach Siebenbürgen geschickt, mit Rakotzi wegen gemeinsamer Kriegführung zu unterhandeln, kehrte aber bald wieder zurück, seine Sache, die er mit voller Ueberzeugung ergriffen, durch sein Schwert kräftiger zu stützen. Im Jahr 1642 brach er mit seiner Heer-Abtheilung in der Leipziger Schlacht zuerst die feindlichen Schaaren, hatte so am meisten zur Erringung des glänzenden Sieges gewirkt, weshalb er denn auch vom Ober-Feldherrn mit der Siegeskunde an die Königin Christine gesandt wurde, welche ihn für seine wichtigen Dienste zum General-Major ernannte. Bei Torstensohn's Einfall in Mähren (1643) belagerte Derfflinger Leipnick und nahm es nach hartem Widerstande. Obschon er im Kriegsdienste sich vom Bauern bis zu den höchsten Ehren-Aemtern emporgeschwungen, meist mit Glück und Sieg gekrönt, segnete er dennoch die Nachricht des Friedens, die dem Vaterlande nach dreißigjähriger Noth endlich mildere Aussichten gewährte. Da er sich während des Krieges mit dem aus der Mark Brandenburg entstammten Fräulein Margaretha von Schaptow verheirathet hatte, wählte er die Heimath der Gattin zu der seinigen und ließ sich in Brandenburg nieder, wohnte die meiste Zeit in Berlin. Binnen sechs Jahren hatte der Krieger sich völlig an den heimischen Herd gewöhnt, sich alle Künste des Friedens zu eigen gemacht, als er plötzlich von Neuem durch Kriegs-Getümmel aufgestört und vom Kurfürsten von Brandenburg unter die Fahnen seines neuen Vaterlandes berufen wurde. Nach seinem alten Range trat er sofort in's brandenburgische Heer und befehligte dessen Reiterei. Im Sommer 1654 wandte er sich zuerst gegen Polen und nahm dort mit Sturm das Kloster Prziment, obgleich es beinahe ringsum durch einen tiefen See geschützt lag, nahm die Stadt Bomst eben so rasch, obschon deren Besatzung ihm an Zahl überlegen war. Am 20. Juni 1657 ward der General-Lieutenant der Reiterei zum geheimen Kriegsrath befördert, und als sich die Spannung zwischen Brandenburg und Schweden zum Bruche gestaltete, gegen die Heermacht gesandt, unter welcher er in früheren Jahren gefochten hatte. Derfflinger zeigte sich auch in diesem Strauße in seiner alten Tapferkeit, half rasch die Schweden aus Pommern und Jütland vertreiben, nach welchen Thaten er 1658 zum General-Feldzeugmeister, 1670 zum General-Feldmarschall ernannt wurde. Um 1674 wurde er von Brandenburg als Vermittler und Geschäftsträger nach Holland geschickt, die Niederländer für Deutschland zum Kampfe gegen die französischen Uebergriffe aufzurufen. Der deutsche Kaiser erkannte bei dieser Gelegenheit die Tüchtigkeit seines ehemaligen Feindes Derfflinger an, beehrte ihn mit seinen Aufträgen und ernannte ihn zum deutschen Reichs-Freiherrn. Als der Krieg wirklich aus-

brach, eilte der Gesandte zum Heere an den Rhein und drang mit den Reichs-Fahnen in das Elsaß vor. Leider aber fehlte der kriegerische Geist in den deutschen Schaaren, fehlten Eintracht und Ordnung, und sie mußten sich nach einem verlorenen Treffen zurückziehen. Der Rückzug wäre zur vollständigen Niederlage geworden, wenn Derfflinger nicht den Befehl der Nachhut übernommen, mit seinen Brandenburgern den Franzosen Achtung und Vorsicht eingeflößt hätte. So vermochten sich sämmtliche Heer-Abtheilungen über den Rhein zu retten und, dadurch gesichert, Winter-Quartiere in Franken und Schwaben zu beziehen. Während des Winters suchte der scharfblickende Feldherr die Kräfte des Heeres zu erstarken, den alten deutschen Heldengeist in den Schaaren zu entflammen. Frankreich, dies befürchtend und wohl wissend, daß es bisher immer nur durch Trennung der deutschen Kräfte gesiegt hatte, bezweckte nun nicht vergebens, Brandenburg mit seinen gefürchteten Kriegern vom Kampfplatze zu ziehen, indem es die Schweden zu einem Einfall in das brandenburgische Gebiet bewog. Im Frühling, als die Heere sich eben in Bewegung setzen wollten, erhielt der Kurfürst Nachricht: daß die Schweden seine Grenze überschritten, im Marsche auf seine Hauptstadt begriffen seyen. Rasch brach er mit seinen Streitern vom Ufer des Mains auf, erreichte vor dem Ende des Mai's durch Eilmärsche Magdeburg, ohne daß die Schweden seine Nähe ahnten. Am 11. Juni versammelte der Kurfürst ganz in der Nähe der Feinde seinen Kriegsrath. Alle Kriegsführer wollten zuerst die ganze Kraft des zurückgebliebenen Heeres erwarten, Derfflinger stimmte allein dafür: die Schweden rasch anzugreifen und Vortheil aus deren Sicherheit zu ziehen. Der für jeden großen und kühnen Gedanken leicht zu begeisternde Kurfürst stimmte Derfflinger bei, und so setzten die Brandenburger schon in der Nacht über die Elbe: 5600 Reiter, 1000 Soldaten zu Fuß und 13 Stück Geschütz. Rathenow war der erste feste Platz, der von den Schweden längst besetzt war. Das Heer drang auf dieses Ziel, wurde aber durch Regenwetter aufgehalten. Während andere Führer oberhalb der Stadt die Havel zu durchsetzen suchten, stürmte Derfflinger an der Spitze von wenig Reitern auf die Havelbrücke zu. Die Schweden, welche diesen Posten hielten, glaubten einen versprengten schwedischen Posten zu erblicken und bemerkten ihren Irrthum nicht früher als bis die ganze Wachtmannschaft gefangen und entwaffnet war. Der Ueberfall war indessen nicht ohne Geräusch vor sich gegangen, hatte in der Stadt Aufsehen gemacht, so daß die eroberte Stelle bald von neuen Kriegern angegriffen wurde. Derfflinger stellte sich kühn zur Wehre, war durch keine Bedenklichkeiten zur Flucht oder zur Uebergabe zu bewegen. Obschon Hunderte auf ihn einstürmten, seine Begleiter meist todt oder verwundet neben ihm stürzten, hielt er sich, bis seine gesammte Reiterschaar, die aus der Ferne der Bewegung des kecken Feldherrn gefolgt war, mit verhängtem

Zügel herbei eilte, Derfflinger die Abwehr wieder in Angriff verwandeln und in raschem Griffe Rathenow einnehmen konnte. Die Schweden hatten bis jetzt die zufällig erblickten Feinde für einzelne umherschwärmende Besatzungs-Krieger gehalten, den Kurfürsten mit seinem Heere am fernen Rheine beschäftigt gedacht; jetzt begannen sie wenigstens vorsichtiger zu werden, sich, ein anderes Sachverhältniß ahnend, auf Fehrbellin zurückziehend. Am 17. Juni standen die Brandenburger, die gefolgt waren, den Schweden bei Fehrbellin gegenüber, und die Obristen des Heeres waren zu einem neuen Kriegsrath versammelt. Alle waren wieder der Meinung, das Fußvolk, das noch zehn Meilen zurückgeblieben, abzuwarten und dann eine Schlacht zu wagen. Derfflinger allein war abermals für den raschen Angriff, weil ihm sonst der Feind entgehen könnte, und gewann durch seine Gründe den tapferen Kurfürsten. Alsbald begann die Schlacht, von deutscher Seite nur durch Rei-



terei ausgefochten. Derfflinger fesselte das Glück des Tages besonders dadurch, daß er im entscheidenden Augenblicke mit den Schaaren, welche er in's Feuer führte, den Sandhügel bei Linum nahm, daß er nach dem Siege den Schweden rasch nachsetzte, sie vollkommen zerstreute und so schaarenweise einfing, daß er Greifenhagen, Wollin, Wildenbruch und Wollgast in stürmender Eile einnahm, sich in diesen Städten gegen Schweden befestigte. Das erdrückte Brandenburg war nun durch den Helden Derfflinger, durch seinen vortrefflichen Fürsten rasch zu einer nie geahnten Größe erhoben, glänzte um so herrlicher, je trauriger die Verhältnisse der übrigen deutschen Staaten waren. Der große Kurfürst erkannte dankbar die Verdienste seines Helden an und belohnte ihn, außer mit ansehnlichen Geldgeschenken, mit Verleihung der eroberten Komthurei Wildenbruch. Schweden, welches seinen alten

Ruhm eingebüßt, beinahe seine sämmtlichen deutschen Eroberungen, die Früchte des dreißigjährigen Kampfes, verloren hatte, versuchte, durch Frankreich aufgestachelt und unterstützt, die Wiedereroberung. Schnell, wie die Länder verloren worden, sollten sie wieder gewonnen werden; daher brach der schwedische Feldherr Mardefeld schon in den ersten Tagen des Januars 1676 auf und begann den Feldzug mit der Belagerung von Wollgast. Derfflinger war aber keineswegs gewilligt, sich von dem Feinde in der Raschheit des Entschlusses überflügeln zu lassen, rückte plötzlich mit dem kleinen Heerhaufen, den er gerade zusammen hatte, aus, verstärkte sich auf dem Zuge durch einige dänische Fähnlein, rückte eilfertig heran, das Belagerungs-Heer unvorbereitet überfallend, über welches er, nach kurzem hitzigem Kampfe, am 22. Januar 1676 einen vollständigen Sieg errang. Die Schweden, wo sie sich zeigten, zurückdrängend, griff er nun ihre festen Plätze in Deutschland an und eroberte zuletzt Stettin, in welche Stadt er am 27. des Christmonds 1677 an der Seite seines Kurfürsten einzog. Dieser ernannte ihn sofort zum Statthalter von Vor- und Hinterpommern. Da Sucht nach Ehrenstellen und Prunk von jeher ihm fremd gewesen und die Aussichten damals auf Frieden deuteten, bat er um Entlassung von seinem Posten, von einer Last, der jüngeren Kräfte wohl besser gewachsen seyen; er selber — so schrieb er dem Kurfürsten — habe sich auf seine Reise nach jenseits vorzubereiten. Der Kurfürst aber wollte von seiner Entfernung nichts wissen und schrieb ihm zurück: daß er redlich säen geholfen habe, er sollte nun auch mithüten und Früchte erndten. Der Feldherr ließ sich durch die Wünsche seines vortrefflichen Gebieters bestimmen, seinen Dienst weiter fortzuführen, nicht nur die eroberten Lande zu verwalten, sondern auch den Angriff fortzusetzen. Im Jahr 1678 überzog er nämlich die Insel Rügen, von welcher aus die Schweden beständig die Küsten beunruhigten. Am 13. September setzte er sein Heer auf die Insel über und war bald mit dem schwedischen Heere, unter Königsmark, im Treffen. Da die Bodenbeschaffenheit für seine Reiterei ungünstig schien, saß er mit den Seinigen ab, griff zu Fuße an, errang nicht nur einen vollständigen Sieg, sondern schnitt auch dem Feinde den Rückzug nach Stralsund ab. In Folge des Sieges fiel Stralsund am 15. Oktober, Greifswalde am 6. November in seine Gewalt, und somit waren die letzten Vormauern Schwedens in Deutschland zusammengebrochen, war von dieser Seite Deutschland ganz von seinen Widersachern gesäubert. Schweden, welches so rasche Fortschritte des alten Helden weder gehofft noch befürchtet hatte, versuchte durch einen Angriff auf Preußen Luft zu gewinnen und in Folge dessen in Pommern sich wieder festsetzen zu können. 16,000 Schweden, unter Horn's Leitung, setzten nach Preußen über und bedrohten Königsberg. Derfflinger, der in Pommern eben seine beste Arbeit gethan, rückte als-







bald im Eilmarsche über das gefrorene kurische Haff und vernichtete durch den kecken Zug das schwedische Heer gänzlich. Dies war die letzte Heldenthat des brandenburgischen Heeres und seines Helden in diesem Kriege, welcher kurz darauf im Frieden von St. Germain seine Endschaft erhielt. Derfflinger gewann mit diesem Frieden die erwünschte Ruhe, verlor zwar seine Komthurei Wildenbruch und seine Statthalterschaft, wurde aber dafür zum Feldmarschall aller brandenburgischen Truppen, zum Ober-Statthalter aller Festungen ernannt. Einmal in Ruhe und Frieden lebend, war ihm jedoch das Spiel des Krieges so zuwider, daß er sich wenig mehr mit den Angelegenheiten des Heeres befaßte, selten in den Sitzungen des Reichsraths erschien. Sein Kurfürst, der in dieser Beziehung andere Ansichten hatte, warb daher den Marschall von Schomberg für seine Dienste, als Stellvertreter des greisen Helden, weshalb dieser, etwas empfindlich, sich ganz zurückzog und im Sommer des Jahres 1687 seinen Abschied nahm. Von nun an lebte er sich und den Seinigen auf seinem brandenburgischen Gute Gusow und starb im Jahr 1695 am 4. Februar, in seinem neunundachtzigsten Lebensjahre. Nach seinem letzten Willen wollte er, ohne alles Schaugepränge, in der, auf seinem Gute von ihm selbst erbauten Kirche begraben seyn, hatte auch alles Lob in der Trauerrede verbeten. Derfflinger war ein Mann von Gesinnung; der Glaubensfessel wegen hatte er sein Vaterland verlassen, im Kampfe um Glaubensfreiheit hatte er das Schwert ergriffen, das er nie für eine schlechte Sache, immer nur für sein deutsches Vaterland führte. Er war kein Parteigänger, keiner jener Ungeheuer, die den Krieg aus Liebe zum Raube, zur Ungebundenheit herbei wünschten. Was seine Wissenschaftlichkeit anbelangt, so verdankte er seine Kenntnisse nur seinem scharfen Verstande, seinen kriegerischen Zügen und Uebungen, hatte nichts aus Büchern, Alles aus dem Leben, aus der Beobachtung, war in dieser Schule zu einem der ersten Feldherren seiner Zeit emporgerückt. Neben der Frömmigkeit, die nach Glaubensfreiheit und Licht rang, jede Finsterniß abzuwehren trachtete, war er heiter, konnte eine gewisse derbe Fröhlichkeit, einen kernigen Witz reich sprudeln lassen und damit seine niedergeschlagenen Krieger wieder auffrischen. Ehrliebend und bieder in jeder Beziehung, stammte sein bedeutendes Vermögen nicht von Erpressungen, wie es in jenen unseligen Kriegszeiten nur zu oft bei Andern der Fall war; er verdankte es seiner Sparsamkeit, seinen geringen Lebens-Bedürfnissen, doch artete seine Sparsamkeit nie in Geiz aus, war er besonders gegen Kriegskameraden freigebig und mildthätig. In seinem ganzen Leben war er einfach und anspruchslos, und hatte er Stolz, war es der, in einer Bauernhütte geboren zu seyn. So, als an kurfürstlicher Tafel Einer darauf anspielte, sein Vater sey Schneider gewesen, sagte er, sich erhebend, und indem er an sein Schwert schlug: „Freilich war mein Vater, war ich selber Schneider, und trage zum Zeugniß dessen noch jetzt



eine große Nadel an der Seite, mit der ich Jeden bediene, der sich irgend an mir zu reiben gedenkt!" — Vor allen Künsten des Friedens liebte er die Bau- und Gartenkunst, hatte aber einen viel zu gesunden Sinn, um die abgeschmackten Schnörkeleien seiner Zeit schön zu finden und nachzuäffen; er blieb der Natur getreu und in dieser Richtung verwendete er seine Ersparnisse zur Verbesserung seiner Güter. Er war zwei Mal verehelicht. Nach dem Tode seiner ersten, schon genannten Gattin warb er um Fräulein Dorothea von Gorzken, welche er ebenfalls überlebte. Aus beiden Ehen erwuchsen ihm zwei Söhne und vier Töchter. Der älteste Sohn nahm Kriegsdienste und fiel rühmlich in Ungarn, in einer Türkenschlacht; der zweite Sohn starb kinderlos, und der Name Derfflinger verlöschte so schnell, als er sich erhoben hatte. Der Glanz der Thaten und das Heer, welches er herangebildet, ward aber zum Ruhme Brandenburgs.

Wenn wir dieses Helden gedenken, der hervorging aus einem armen Bürgerssohne, dem es einst als Wandergesell nicht möglich war,

an der Elbe das Fährgeld zu bezahlen, der im Verdruß darüber Soldat ward und nun durch Bravheit in jedem Sinne die Höhen des Wirkens und des Ruhmes erstieg, wenn wir dieses Helden gedenken, müssen wir auch dem großen Manne, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm danken. Er, stets im Geiste des Fortschritts handelnd, erkannte in Derfflinger die Tüchtigkeit, fragte nicht nach Ahnen, ließ sich von den freien Glaubens-Ansichten und Aeußerungen des gradaus gehenden Bürgersohnes nicht hindern, ihn zunächst an seinen Thron zu stellen. Die Vergangenheit sah dieser Fürst als vergangen an, förderte mit neugewonnenem Licht das Heil der Zukunft, ging vorwärts zu rüstiger Entwickelung der Kräfte seiner Bürger und wußte, daß nur in solchem Streben die Menschheit auf dem Wege zu ihrem Ziel erhalten werden könne. Solch ein Herr ist zugleich Herr der Zeitwirren, weiß überall die rechten Männer zu seiner Hülfe zu wählen, und das hat der große Kurfürst — mit Recht so genannt — auch mit unserm Derfflinger bewiesen! Wilh. v. Waldbrühl.

Der Wald.



Wenn wir uns, wie wir im vorigen und diesem Jahre gethan, im Felde umgesehen, wollen wir im schattigen, kühlen

Walde uns erholen und die herrlichen, himmelanstrebenden Bäume näher kennen lernen. Zuerst stellt sich uns dar: die majestätische Eiche, die Königin der Wälder, von welcher der Dichter (Wilibald) singt:

„Die Eiche schlingt Kränze unsterblicher Lust
Der Freundschaft in's goldene Haar,
Zu Wodan's Altären, an Vaterlands Brust
Ruft sie die begeisterte Schaar.
Schäumt Becher in flammenden Fluthen!
Für's Vaterland wollen wir bluten
Und beten an Freundes Altar!" —

Die Eiche, vorzugsweise die deutsche Eiche genannt, war in den ältesten Zeiten ein geheiligter Baum in unserem Vaterlande („Kennst du das Land so wunderschön in seiner Eichen grünem Kranz?"); und er verdient diese Verehrung, da er in seinem kräftigen Wuchse, in seinen mächtigen, schattenreichen Aesten, die den wüthendsten Stürmen trotzen, das Bild unerschütterlicher Kraft und Stärke vor Augen stellt.

Die Stiel-Eiche (**quercus pedunculata. Ehrh.**), auch Sommer-Eiche, Früh-Eiche oder Roth-Eiche genannt, ist der größte aller europäischen Bäume, indem sie eine Höhe von 100 bis 160 Fuß und eine Dicke von 6 bis 8 Fuß im Durchmesser erreicht. Die weit ausgebreiteten, im Alter hin und her gebogenen Aeste beschatten mit ihrem Laube einen großen und weiten Raum. Am Stamm des Baumes und den älteren Aesten zeigt sich die Rinde grau-braun, rauh, rissig, während sie an jungen Aesten und Zweigen weiß-grau, glatt und glänzend erscheint. Die Blätter (Fig. a) sind kurz gestielt oder fast ganz sitzend, von länglich-, verkehrt-eirunder Form, mit tief ausgerandetem Grunde und mit buchtigem Rande, dessen Lappen abgerundet und stumpf sind. Die Ober- und Unterseite der Blätter zeigt sich in der Jugend und im Alter kahl. — Männliche und weibliche Blüthen, sich zugleich mit den Blättern entfaltend, stehen gesondert auf demselben Stamm. Erstere (Fig. b), am Grunde der jungen Triebe stehend, bilden schlaffe, lange, walzenförmige Kätzchen, deren häutige, zarte, rost-bräunliche, fünf- bis neun-lappige oder kelchförmige Schuppen an ihren inneren Seiten fünf bis zehn freie Staubfäden tragen. Die weiblichen Blüthen (Fig. c), zu drei bis vier in den oberen Blatt-Winkeln sich entwickelnd, werden von einer aus verwachsenen, dachigen, lederartigen Schuppen gebildeten Becherhülle (cupula, Näpfchen) zur Hälfte umschlossen und zeigen, auf einen Zoll langen, bei der Reife noch mehr verlängerten Stielen stehend, einen Eierstock (Fruchtknoten), der von der zarten, gezähnten, mit ihm verwachsenen Blüthenhülle (Kelch) überragt wird. Auf dem Fruchtknoten steht ein Griffel, der in drei Narben ausläuft. — Die Frucht, Eichel (Fig. d), ist gestreckt-ellipsoidisch; der Becher, der sie zur Hälfte



umhüllt, besteht aus holzigen, fest angedrückten, graulichen Schurpen. Der Keim, Würzelchen und Pflänzchen, wird von zwei erhaben = flachen Samenlappen umhüllt. — Die Blüthezeit fällt in den April und Mai. — Die Eiche wächst in dem größten Theile Europa's, vorzüglich zwischen dem 45sten und 60sten Grade nördlicher Breite, ohne aber auf hohe Gebirge hinaufzusteigen, bald einzeln stehend, bald große Wälder bildend. — Die Eicheln sind ein vortreffliches Mastfutter für Schweine und geben, geröstet, ein von den Aerzten sehr empfohlenes, nahrhaftes, nicht aufregendes Getränk (Eichel-Kaffee) für Kinder und nervenschwache Personen. Alle Theile der Eiche, vorzüglich aber die Rinde, von bitterem, zusammenziehendem Geschmack, enthalten einen eigenen Stoff, den Gerbstoff, der die thierischen Häute in Leder umwandelt, daher die Lohgerber sich der aus Eichen = Rinde bereiteten Brühe zum Garmachen der Felle bedienen. Zu diesem Zweck werden die Eichen ihrer

Rinde beraubt, ohne jedoch den Bast anzugreifen, welches Verfahren das Plätten heißt.

Eine Gallwespe (**Cynips L.**) verwundet mit ihrem Lege-Stachel die Blätter, Fruchtstiele und Becherhüllen dieser und anderer Eichen-Arten und legt ihre Eier in die Wunde. Durch den Reiz des fremden Körpers im Organismus strömen viele Säfte von allen Seiten herbei und bewirken bedeutende rundliche Anschwellungen, die unter dem Namen der Knoppern oder der deutschen Gall-Aepfel bekannt sind. (Fig. f.) Die echten, türkischen oder levantischen (aus Klein-Asien kommenden) Gall-Aepfel werden von der Gall-Eiche (**Quercus infectoria Oliv.**), einem Strauche oder kleinen Baume, gesammelt. Sowohl die Knoppern, als auch die Gall-Aepfel werden in der Färberei, in der Heilkunde und bei der Bereitung der blauschwarzen Tinte angewendet, indem die Gallus-Säure, aus Gall-Aepfel-Aufguß gewonnen, mit dem Eisen-Vitriol (schwefelsauren Eisen-Oxydul) einen blauschwarzen Niederschlag giebt. Die so gewonnene Tinte wird, der freien Luft ausgesetzt, nach und nach schwärzer, da das Eisen-Oxydul aus der Luft Sauerstoff anzieht und sich dadurch allmälig in Eisen-Oxyd verwandelt. — Das Eichenholz, ausgezeichnet durch seine Härte, Schwere (Eichen-Kernholz z. B. ist $1\frac{17}{100}$ Mal so schwer als eine gleich große Menge Wasser) und Dauerhaftigkeit, wird vorzugsweise zu Wasserbauten, zu Mühlenwellen und dergleichen gebraucht, und da es eine schöne Politur annimmt, verwendet man es häufig zu allerlei, auch den zierlichsten Hausgeräthen. Zum Brennen und zur Kohlen-Bereitung wird es seltener benutzt. — Mit der Stiel-Eiche kommt häufig in unseren Wäldern die Winter-Eiche oder Stein-Eiche (**Quercus sessiliflora L.**) vor, die sich von der ersteren Art durch geringere Höhe, sitzende Blüthen und lang gestielte Blätter unterscheidet, und deren noch härteres Holz höher geschätzt wird. — Von der im südlichen Europa wachsenden Kork-Eiche (**Quercus suber L.**) wird die schwammige, rissige Rinde ohne Nachtheil für den Baum abgeschält, auf Kohlen geröstet und mit Steinen beschwert, um ihr die Rundung zu nehmen; sie ist unter dem Namen Kork- oder Pantoffelholz im allgemeinsten Gebrauche. — Von der Kermes-Eiche (**Quercus coccifera L.**) in Klein-Asien und Persien, einem Strauche mit kleinen, immergrünen Blättern, kommen die Kermes-Körner, Kermes-Beeren, Scharlach-Körner, kuglige, erbsengroße, roth-braune Schalen. Es sind dies die angeschwollenen, mit rothem Safte erfüllten Hüllen der Stech-Eichen-Schildläuse, die, früher in der Heilkunde gebräuchlich, jetzt nur noch zum Rothfärben, wie die Cochenille gebraucht werden. — Alle Arten der Eiche gehören zur einundzwanzigsten Klasse (der **Monoecia**, der Klasse der einhäusigen Pflanzen) des Linneischen Systems und zur natürlichen Familie der Näpfchen-Träger (**Cupuliferae. Rich.**)

Ludwig Heros.

Ein Tollhäusler.

„Endlich habe ich dich wieder, süße Freiheit, keine Gewalt soll mich nochmals aus meinem erhabenen Wirkungskreise in jenes Gefängniß zurückführen, wo man vor Langeweile seinen gesunden Verstand verlieren könnte!" — also redete mit sich Fabius Konner, der Gelegenheit gefunden hatte, aus dem Irrenhause zu Z. zu entspringen. Man hatte ihn dahin gebracht, weil er sich einbildete, als Sittenrichter der ganzen Menschheit Jedem die Wahrheit sagen zu müssen. Wenn man ihn fragte: wer ihn dazu berufen habe, so zeigte er mit dem Finger nach oben. — Ueber ein halbes Jahr befand er sich in jener Anstalt, als er, wie schon gesagt, Gelegenheit fand, heimlich zu entkommen. Ohne recht zu wissen, wohin er sich zuerst wenden sollte, streifte er von einer Straße zur andern. Anfänglich verhielt er sich sehr ruhig, denn er dachte nur an seine Freiheit, und dieser Gedanke machte ihn ganz glücklich. Nach einer Weile trat aber die alte ihm eingewurzelte Idee, daß er zum Sittenrichter der ganzen Menschheit berufen sey, wieder vor seine Seele und er hielt es für Pflicht, seine segensvolle Stellung nicht zu verkennen, sondern überall und allzeit die Menschen an ihre Gebrechen zu erinnern. — Zuerst begegnete ihm ein junger, höchst schmuck gekleideter Mann, dessen überaus modischer Anzug und die Art und Weise, wie er sich durch sein Aeußeres bemerkbar machen wollte, allerdings den Stutzer deutlich verriethen.

„Von welchem Merino mag die Wolle zu Deinem Kleide gesponnen seyn?" fragte er den Jüngling, der ihn verwundert ansah und den kecken Frager ein wenig verächtlich von oben bis unten betrachtete, ohne jedoch eine Antwort zu finden. „Wir wollen annehmen, das Schaf, welches den Stoff zu Eurem Kleide einst auf seinem Leibe trug, gehörte der edelsten Zucht an; glaubt Ihr wohl, daß es auf diese Zierde seines Körpers jemals stolz gewesen sey? Und wer von Euch Beiden hätte das größte Recht, auf dieses Natur-Erzeugniß sich etwas einzubilden?" — „Mein Herr, ich verbitte mir solche Anzüglichkeit!" — „Und ich verbiete mir solche Anzüge, die der Würde des Menschen zuwider sind! Huldigt nicht jeder dummen Mode, die aus dem Kopfe eines Pariser Müßiggängers entsprungen ist, seyd nicht Knechte der Schneider, Ihr freiheitliebenden jungen Herren! Steckt lieber Eure Nase in ein gutes Buch, laßt die Mägdlein beim Spinnrocken sitzen und bleibt hübsch in Thätigkeit zu Hause! Ihr werdet das Steinpflaster, das dem Staate ohnehin viel kostet, und Eure Sohlen schonen! Ihr werdet aber noch mehr schonen, vor allen Dingen Eure Kräfte und Säfte, Euer Bischen Gedächtniß und die halbe Unze Verstand; das Alter kommt früh genug und dann fehlt's an Allem. Wollt Ihr aber ein Stutzer bleiben, so erkundigt Euch alsbald bei einer Menagerie nach dem Tode eines Affen, man wird Euch ohne Be-



denken zu seinem Nachfolger erwählen.“ — Vergebens bemühte sich der Stutzer, seinem Gegner etwas zu erwiedern, vergebens nannte er ihn einen Tollhäusler, es half ihm nichts, und er konnte dem Sittenrichter nicht anders entgehen als durch die Flucht.

Der strenge Mann war kaum einige Schritte weiter gegangen, als er einem dicken Herrn mit kupferrothem Gesicht begegnete und ihn also anredete: „Freund Dickbauch, warum wollt Ihr so früh diese schöne Welt verlassen? Wißt Ihr denn gar nicht, daß Euch Euer größter Feind, das Wasser, sucht und sehr bald finden wird? O ihr armen Pferde, die ihr einst diesen Leichnam vor das Thor werdet ziehen müssen! Freut euch, ihr Bewohner der Unterwelt, ihr Würmer unter der Erde, euer Leben ist versichert, eure Kolonie wird viele Jahre lang herrlich blühen!“ — „Herr, Sie



sind nicht bei Sinnen!" sprach der Dickbauch; „was kümmert Euch meine Dickleibigkeit?" — „Sie kümmert mich gar sehr, so wie die ganze Menschheit mein beständiger Kummer ist. Es wäre Euch doch gewiß sehr unlieb, wenn Ihr so früh von hinnen müßtet; darum flieht die zungenkitzelnden Getränke, die man „geistige" nennt, obwohl sie gar oft um den Geist bringen; esset, aber schmauset nicht; macht nicht alle Mahlzeiten zu Zweck-Essen, bei denen Ihr keinen andern Zweck habt als Gaumen-Genuß. Vor Allem müßt Ihr weniger der Ruhe pflegen; laufet täglich und schwitzet dabei, jeder Tropfen Schweiß ist ein Juweel, mit dem Ihr einen Tag Eures Lebens erkauft!" — „Ich danke vielmals für Euren Rath! Er hätte freilich ein wenig zarter seyn können. Jetzt lebt wohl!" — Damit empfahl sich der Dickbauch.

Unser Sittenrichter hatte kaum den Gemästeten aus dem Gesicht verloren, als ihm ein Mann mit einer Brille auf der Nase und Büchern unter dem Arme in den Wurf kam.

„Herr, Sie sind ein Gelehrter", begann der Menschen-Verbesserer; „ich achte Ihren Stand, doch ich werde ihn bewundern,



wenn Ihr mir drei Fragen beantwortet." — „Und die wären?" fiel neugierig der Gelehrte ein. — „Die drei Fragen heißen: Woher sind wir? Wohin gehen wir und warum sind wir auf diese Welt gekommen?" — „Ich gestehe, daß Eure Fragen Räthsel sind, deren vollständige Lösung jenseits der Grenzen unseres Wissens liegt. Die Philosophie giebt uns allerdings hierüber einigen Aufschluß, doch um ihre Sprache zu verstehen, bedarf es gewisser Vorstudien." — „Ha, ha, ha! Geht mir doch mit Eurer Philosophie, diesem Deckmantel Eurer Unwissenheit. Das Verständniß der Wahrheit, mein hochgelahrter Herr, bedarf keiner Vorstudien. Seyd ehrlich, Freundchen, und sagt: wir wissen's nicht — das machte Euch mehr Ehre!" — „Ihr scheint eine falsche Ansicht von einer

Wissenschaft zu haben, die mit Recht die Königin aller Wissenschaften genannt wird. Wer einmal zu ihrer Fahne geschworen hat, der kann ihr unmöglich wieder untreu werden. Die Philosophie kann auch auf Eure drei Fragen antworten; da ich aber fürchten muß, Euch unverständlich zu werden —!" — „Bitte sehr, Herr Philosoph, bemüht Euch nicht! Hört mir einen Augenblick zu, ich will Euch die Antwort geben. Seht dort die dunkle Wolke am Himmel, woher kommt sie? Antwort: Aus ihrer Mutter Schooß, dem großen Meere, das jeden Augenblick seine Kinder, die lieben Wolken, nach dem Lande sendet. Und warum ist sie da? Was ist der Zweck ihres Daseyns? Antwort: zu nützen, die schmachtende Erde zu erquicken! Und wohin geht sie? — wenn sie ihren Segen ausgetheilt und vom Himmel auf die Erde gekommen ist, wenn sie Blut und Leben dahingab und aus dem Grabe der Erde als rieselnde Quelle lustig aufersteht, erst als murmelndes Bächlein, dann als rauschender Strom immer vorwärts eilt — sagt, mein hochgelahrter Herr, wohin die Wolke geht? Woher sie gekommen ist: in der Mutter Schooß, in's weite Meer, das liebend seine Arme ihr entgegen breitet, geht sie zurück. Und das nennen wir Menschen sterben! Ha, ha, ha, ha! Lebt wohl, mein hochgelahrter Philosoph! — Grüßet Eure Vettern und sagt: Ich käme aus dem Narrenhause! Ha, ha, ha!"

Der Sittenrichter gelangte jetzt zu einer Brücke, welche wegen des Durchgangs eines Kahns aufgezogen war. Mehrere Personen standen bereits da und warteten voll Ungeduld: das war ein Fund für den Tollhäusler. Mit einem Blicke musterte er das kleine Publikum, welches meistentheils aus jungen Mädchen bestand, die den Wanderer mit einer mehr verächtlichen als gleichgültigen Miene ansahen und ihm dann den Rücken kehrten, vielleicht weil ihnen der Mann nicht glänzend genug gekleidet schien.

„Die Natur", begann er, „hat es weislich eingerichtet, daß sie dem Ohre nicht ein Fell zum beliebigen Verschließen gab, wie sie aus guten Gründen das Auge damit versah. Ich danke es der Natur, daß sie dem Worte ein stets offenes Thor bereitet hat, denn sonst möchte meine Rede schwerlich bei Euch jetzt Eingang finden. Es hilft Euch nichts, meine jungen Damen, Ihr müßt mir einmal zuhören! — Ich will Euch sagen, wie Ihr die besten Männer bekommen könnt, wie in kurzer Zeit die eigentlichen Heiraths-Werber an Eure Thür klopfen werden. Das will ich Euch entdecken und in meinen Augen für wahnsinnig gelten, wenn mein Vorschlag nicht der beste von der Welt ist. Ei, seh' doch Einer, wie sich die Köpfchen neugierig umdrehen! Doch ich habe keine Zeit, schon fällt die Brücke. So hört denn meinen Rath! Ich meine, Ihr würdet sehr liebenswürdig, wenn Ihr aufhören möchtet, Zierpuppen zu seyn. Das Natürliche allein gefällt, ja es gefällt nicht nur, es reißt hin, es bezaubert!"



Die Zugbrücke fiel, die jungen Damen warfen einen Blick voll Hohn und Spott auf den Redner und entschwanden.

Ein Paar Studenten kamen vorüber. „Halt, meine Herren!“ sprach der Sittenrichter. „Ich habe alle Achtung vor Euch, Ihr seyd Studirende?“ — „Aufzuwarten!“ — „Und welcher Fakultät gehört Ihr an?“ — „Wir sind Juristen.“ — „Alle Hochachtung! Es thut noth an Juristen, ich meine an großen Juristen. Es ist auch noch viel Platz da zu Bildsäulen für wahrhaft große Rechtsgelehrte, und Ihr würdet auf einem Marmor- oder Erz-Gestelle recht hübsch aussehen. Doch wißt Ihr auch, wie Ihr es anfangen müßt, um auf so ein Gestell zu kommen? Na, rathet einmal!“ — „Wir sind neugierig, es von Euch zu erfahren!“ — „Will's Euch sagen! Seht diese Brücke, sie verbindet das jenseitige Ufer mit dem diesseitigen. Solcher Brücken giebt's viele, aber noch weit mehr solcher Brücken führen vom Recht zum Unrecht. Niederreißen sollt Ihr diese abscheulichen Brücken, damit der Unfug auf-



höre, das Recht in Unrecht und Unrecht in Recht zu verwandeln. Versteht Ihr mich? Legt das Natürliche und die Gleichheit des Anspruchs der Menschen zu Grunde, dann wird aus der ersten grundsätzlichen Klarheit alle andere Klarheit folgen. Ja, glaubt mir nur, es ist noch viel Platz da zu Denkmalen! So ein ganz einfaches, Jedem als allgemeines Maaß und Gewicht der Gerechtigkeit einleuchtendes Gesetzbuch schaffen — 's ist schwer, freilich sehr schwer, aber man muß es nur wollen!" — „Wir wollen's uns merken, Freund! Euch aber rathen wir, so bald als möglich zu einem Arzt zu gehen. Lebt wohl!" — Mit diesen Worten bogen die Studenten um die Ecke.

„Was? Ich soll zu einem Arzte gehen? Wozu? Bin ich denn nicht gesund? Aha! Jetzt fällt mir's ein: Ihr meint, ich soll ihm auch mit Wahrheit aushelfen? Kann noch kommen! — Wenn ich die Menschen vor mir so eilig laufen sehe, ich weiß nicht, soll ich weinen oder lachen! Unter hundert Gesichtern erst ein heiteres, freundliches: so viel Unzufriedenheit und geheimer Kummer steht auf den meisten Stirnen mit Runzel-Zeilen geschrieben. Neid und Mißgunst, diese Verderber der frischen Lebensfarben, strichen die meisten Gesichter gelb an, und die häßlichen Leidenschaften haben schon der Jugend die Haare aus dem Kopfe gerissen. Arme Menschheit, wie glücklich könntest du seyn und wie unglücklich bist du!"

Ein Bettler, der den Sittenrichter bemerkt hatte, ging an ihn heran und sprach: „Eine kleine Gabe mir Armen, mich hungert sehr!" — „Mein Lieber, ich habe keinen Groschen Geld bei mir. Ich bin auch hungrig, Freundchen; vielleicht kann ich Euch aber einen guten Rath geben." — „Wenn man nur satt davon würde!" — „Seyd Ihr denn wirklich so hungrig? Ich dächte, Ihr müßtet heute schon etwas erbettelt haben! Ich muß gestehen, daß ich mich wundere, weshalb Ihr nicht auf eine anständigere Weise Euer Brod erwerbt. Ihr seht ja recht gesund aus: warum arbeitet Ihr nicht?" — „Handarbeiten strengen mich zu sehr an und sonst habe ich nichts gelernt." — „Ihr seyd also, mit einem Worte gesagt, faul?" — „Kann wohl seyn!" — „Ich würde Euch aber doch rathen, einen bestimmten Beruf zu wählen." — „Das hab' ich gethan: mein Beruf ist betteln. Ich glaube, daß mein Stand in keinem guten Staate fehlen darf. Das Kapitel von der Wohlthätigkeit und der christlichen Liebe würde aus jedem Religionsbuche gestrichen werden können, wenn es nicht solche Gelegenheitsmacher jener Tugenden gäbe, wie ich einer bin. Wir Bettler sind lebendige Aufforderungen, die größten Tugenden im Daseyn auszuüben. Wär's möglich, daß Jemand mildthätig sey, wenn er Niemand fände, dem er von seinem Ueberfluß mittheilen könnte? Ihr seht, wir Bettler sind nothwendige Mitglieder in jedem wohleingerichteten Staate." — „Auf welcher Universität habt Ihr denn studirt? Wehe über uns — nun haben wir schon philosophische Bettler! Was soll noch daraus werden! — Doch Ihr sagtet, daß



Ihr hungrig seyd? Ihr könnt mein Gast seyn. Wenn Ihr vorlieb nehmt mit einer Ente, so macht keine Umstände und begleitet mich in meine Wohnung." — „Wie? was? Ihr eßt Entenbraten und wollt doch keinen Groschen Geld haben und geben? Geld ist meine Losung, Geld macht selbstständig! — Für Eure Einladung dank' ich, gehabt Euch wohl!"

„Der ist unverbesserlich, aber sein Gradezu hat etwas Behagliches! — Doch wer mag das Männchen seyn mit dem schwarzen Buch unter dem Arm? Ich will ihn anreden! Heda, Freundchen, nehmt mich mit!" — „Mit dem größten Vergnügen!" erwiederte das Männchen; „gewiß ist es zu Eurem Seelenheil, und noch heut wird da oben Freude seyn über einen bußfertigen Sünder. Doch vielleicht thue ich Euch Unrecht. Ist etwa schon der Geist über Euch gekommen?" — „Ich verstehe Euch nicht, welchen Geist meint Ihr?" — „Ich sehe schon, Ihr seyd noch nicht erleuchtet und gehört noch zu den Weltkindern." — „Und, wenn ich fragen darf, wozu gehört Ihr?" — „Ich hoffe, dermal-

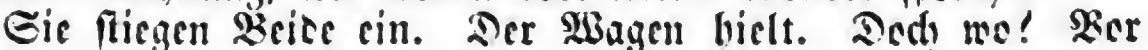


einst zu den Schafen gezählt zu werden, die da gesondert werden von den Böcken!" — „Wie alt seyd Ihr, mein Freundchen?" — „Ich gehe in die Siebenzig!" — „Wie lange ist es her, daß der Geist über Euch kam?" — „Schon über ein Jahr! Ach, ich war in meiner Jugend ein arger Sünder!" — „Das glaube ich und es wundert mich nicht, daß Ihr die alten Sünden über Bord werft und einen Hafen zum Ankern sucht. Ich kannte in meiner Jugend einen Stier, der Jedermann mit den Hörnern anfiel und sogar den Hirten zuweilen angriff. Man sägte dem Thier die Hörner ab und er wurde fromm wie ein Lamm. Wir hatten auch einmal einen alten Kater, der maus'te nicht mehr und wollte überhaupt kein Fleisch fressen. Wir glaubten Alle, er sey in seinen alten Tagen zur Erkenntniß gekommen; zufällig bemerkte aber Jemand, daß dem Peter fast alle Zähne ausgefallen waren. Habt Ihr mich verstanden, alter Graukopf? Nichts für ungut und die Erleuchtung mit Euch!"

Der Zufall wollte es, daß der Sittenrichter einem Arzte, welcher eben in den Wagen zu steigen gedachte, in den Weg trat.

„Ihr habt doch schon so manches Recept verschrieben", begann der Sittenrichter, „und so Mancher, der auf dem Kirchhofe von den Mühen des Lebens ausruht, mag es Euch danken, daß Ihr ihm bei Zeiten die Pforte zur Ruhe geöffnet. Sagt, mein gelehrter Herr Dokter, wäre es denn nicht möglich, daß Ihr der ganzen Menschheit einen Schlaftrunk verschriebet, denn in unserer vielbewegten Zeit und bei ihren dauerhaft gemachten Wirren thut die Ruhe am meisten noth. Glaubt mir, wenn wir so ein halb Jahrhundert geschlafen hätten, wir würden viel vernünftiger erwachen. Wahrlich, dies wäre das beste Mittel, die wahnsinnige, wie toll gegen einander rennende Menschheit zu heilen." — „Euer Rath ist nicht übel!" entgegnete der stolze Heger und Pfleger menschlicher Krankhaftigkeit. „Habt die Güte und fahrt mit mir in meine Wohnung, wir wollen dort weiter darüber sprechen!"

Sie stiegen Beide ein. Der Wagen hielt. Doch wo? Vor





dem Narrenhause. Der gute Sittenrichter ward genöthigt, auszusteigen und sein Sittenrichter-Amt einstweilen aufzugeben. — Sollte er das Glück haben, wieder einmal zu entspringen, werden wir seine ferneren Abenteuer mittheilen. Jctus.

Tizian.



sehr bald von seinen Eltern nach Venedig gesandt wurde, wo er vorzugsweise bei Giovanni Bellini der Malerei sich widmete. Diesem schloß er sich so eng an, daß in sehr kurzer Zeit selbst Kenner der Kunst die Arbeiten des Schülers von denen des Meisters kaum zu unterscheiden vermochten. Dies war ein günstiges Zeugniß für die Auffassungsgabe, das Nachahmungs-Talent Tizian's, aber kein Vorzug seines Stils, und sein Genius, dem ein angeborner Takt der Wahrheit innewohnte, ließ ihn bald Bellini's Manier als etwas Gemachtes, Trockenes, Unlebendiges erkennen. Doch war seine Kunstbildung noch nicht entwickelt genug, um der eigenen Selbstständigkeit unbedingt zu vertrauen. Noch suchte sie nach einem Vorbilde und fand dasselbe in Giorgione, dessen Werke höhere Freiheit athmen als die des Bellini. Auch Giorgione's Art und Weise hatte Tizian bald in sich zu gleicher Meisterschaft entwickelt wie Jener selbst, und sein Ruhm erschallte bereits durch ganz Ober-Italien, sogar bis nach Rom. In dieser spielenden Leichtigkeit, mit welcher er sich die Manieren verschiedener Künstler zu eigen machte und von einem zum andern, stets dem besseren, überging, zeigt sich das Ueberwiegende seines Talents, das, nachdem es mehrere fremde Eigenthümlichkeiten in sich aufgenommen, diese alle unter sich zurückließ und auf dem erweiterten Grunde des künstlerischen Vermögens sich in freiester Selbstständigkeit emporrichtete. — Der innere Reichthum seiner Natur trieb ihn, auch andere Zweige des Wissens und Könnens sich anzueignen. Er beschäftigte sich daher viel mit geistigen Studien und wendete sich sogar der Dichtkunst zu. Manche seiner Gedichte erfreuten sich eines so lebhaften Eindrucks, daß man nicht nur den Maler, sondern auch den Dichter in ihm zu schätzen begann. Er entsagte indeß noch in seiner Jugend der Poesie des Wortes, um uneingeschränkt der Poesie der Farben anzugehören. Seine geniale Künstlerschaft ließ ihn in der Geschichts-Malerei wie in der Landschaft und im Bildniß Ausgezeichnetes erschaffen, doch ist er am Größten in den beiden letztgenannten Gattungen. Die mächtigsten Fürsten damaliger Zeit riefen ihn zu sich oder begaben sich zu ihm, um von ihm gemalt zu werden. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war Venedig, und außer einer fünfjährigen Kunstreise, die er durch Deutschland und Spanien machte, verließ er Venedig nur auf besondere Einladung nach andern Orten, so nach Ferrara und Rom. Ferrara besuchte er auf den Wunsch des Herzogs Alfonso und malte daselbst sowohl diesen als die Herzogin und den großen Dichter Ariosto. Auch vollendete er in Ferrara mehrere Gemälde, welche Bellini begonnen hatte. Nach Rom beschied ihn auf Antrieb des Papstes der Cardinal Farnese, und Papst Paul III, dessen Bildniß Tizian ebenfalls anfertigte, bot dem Maler nächst reichem Lohn seine Freundschaft und hielt die des Künstlers hoch in Ehren. Kaiser Karl V, nach Italien kommend, um sich krönen zu lassen, berief Tizian nach Bologna und ließ sich von ihm malen. Auch

hier war es nicht allein reicher Lohn an Geld und Gut, der dem Künstler zu Theil wurde, sondern der Kaiser ehrte ihn zugleich durch höchste persönliche Achtung, schlug ihn zum Ritter und machte ihn zum **Comes Palatinus**. Tizian malte den Kaiser später noch zwei Mal und erhielt von demselben eine lebenslängliche Pension, die Philipp II von Spanien bedeutend erhöhte nach dem Tode des Kaisers. Den sprechendsten Beweis aber von der Verehrung, welche Karl V für den Maler hegte, giebt ein Vorfall, in welchem ein Kaiser sich zum Diener eines Künstlers machte. Jener war in der Werkstatt Tizian's zugegen, als diesem, der emsig an einem Gemälde arbeitete, der Pinsel aus der Hand und zur Erde fiel. Obwohl von Begleitern umringt, denen er nur einen Wink zu geben brauchte, bückte sich der Kaiser selbst, hob den Pinsel vom Boden auf und überreichte ihn dem Künstler mit verbindlichem Wort. Wir, nach unsern Begriffen, würden bei einer ähnlichen Handlung nicht in gleichem Grade in Verwunderung gerathen, wie damals Alles erstaunte, wenn gleich auch heute noch ein solches Anerkenntniß von dem alle äußere Würde überragenden Adel des Menschengeistes keineswegs bei allen Mächtigen zu finden. Wir wissen wohl, daß selbst Kaiser und Könige, außerhalb ihrer regierenden Wirksamkeit, Menschen sind wie wir — aber in damaliger Zeit zeugte solche That eines stolzen Fürsten, des ersten der Christenheit, von einem großen Inhalt der Seele, während sie jetzt, als richtige Würdigung des Menschenwerthes, nur für das jedem Gebildeten nothwendige Verständniß des fortgeschrittenen Zeit-Bewußtseyns sprechen würde. Noch einen mächtigen Fürsten, Heinrich von Valois, der vom Königsthrone Polens zurückkehrte, um Frankreichs Krone als Heinrich III zu tragen, sah die Werkstatt Tizian's, da der König auf der Durchreise dem großen Künstler einen Besuch abstattete. — Tizian liebte es, prächtig und glänzend zu leben, aber nur, weil er auch das Leben von der schönsten Seite nehmen wollte, nicht aus Hochmuth oder Selbstüberhebung. Sein Wesen war stets voll Sanftmuth und Bescheidenheit, wie es dem echten Künstler zukommt. Von seinen Werken, deren höchste Vorzüge die wundervolle Farbengebung, die kräftige Wahrheit und Lebendigkeit, nennen wir beispielsweise ein Abendmahl im Refektorium des Escurial, den Tod des heiligen Petrus Martyr, befindlich in der Kirche San Giovanni e Paolo zu Venedig, einen die Dornenkrone tragenden Christus, befindlich in einer Kirche zu Mailand. Doch, wie gesagt, er war in der Landschaft und im Bildniß größer als in der Geschichts- und Kirchen-Malerei. Seine Tochter Johanna hat er mehrmals gemalt, unter Anderem mit einem Blumenkorb, den sie über das Haupt emporhält. Ueberhaupt findet man seine Gemälde oft in mehreren Wiederholungen, von denen immer einige von seinen Schülern herrühren, dann von ihm die letzte Vollendung erhielten. Als dem hochbetagten Greise das Licht der Augen wankend wurde, hätte er fast seine eigenen Arbei-

ten, deren Farben ihm nicht mehr kräftig genug erschienen, durch Uebermalen verdorben, wenn dieser herbe Verlust für die Kunst nicht durch seine Schüler verhindert werden wäre, welche Oliven-Oel, das niemals trocknet, unter die Farbe mischten und in seiner Abwesenheit das Uebermalte wieder verlöschten. Von einer zahlreichen Schule umgeben, der er seinen Geist hinterließ, starb Tizian, ein Greis von mehr als neunzig Jahren, 1576 in Venedig an der Pest. Seine sterblichen Reste, mit dem ausgesuchtesten Ehrengepränge bestattet, ruhen in der Kirche dei Frati, seine unsterblichen Werke wurden durch Kupferstich und Holzschnitt, deren man mehr als 600 Blätter zählt, vervielfältigt und leben so in der Bewunderung Aller. P.

Des Frömmlers Neujahrs-Abenteuer.

Ein Frömmler — sind wir recht berichtet —
Das ist ein Mann, der schlau sich frommen Schein
Um nicht gar fromme Thaten dichtet —
Und das soll oft ergiebig seyn! —
Nun, einen Frömmler führ' ich Euch hier ein.

Am Neujahrstag naht ihm sein frommer Diener —
Das heißt: so wie der Herr, so auch der Knecht! —
Gekrümmt von Unterthänigkeit erschien' er
Mit dünnem Wachslicht, das im Rundgeflecht



Gemalte Blumen prunkend bunt umgeben;
Er überreicht's verdrehten Blicks und spricht:
„Ich bringe nichts Dir als ein irdisch Licht,
Doch wird Dir Gottes Gunst das ew'ge geben!"
Der Herr, freigebig mit der Rührung Ton,
Erwiedert d'rauf in Thränen mit den Worten:
„Er leuchte huldvoll mir aus seines Himmels Pforten!
Und dies für Dich, des Glaubens echten Sohn!" —
Und einen Thaler läßt er in die Hand nun fallen
Dem pfiff'gen Diener, der sich tief verneigt,
Auch was gescheh'n, begreiflich nicht verschweigt:
Im Nu erzählt er's den Kam'raden allen.

Der Stubenheizer, der auch Thaler liebt,
Der überlegt, was einen ihm verdiene.
Wie kläglich lauernd er nun am Kamine
Noch tücht'ge Klötze in die Flamme schiebt,
Da kommt sein Herr durch's Zimmer just geschritten,
Und katzenbuckelnd steht bereit und breit
Der Stubenheizer auch sofort inmitten
Und flüstert grinsend: „Irdisch Feuer weiht
Dir freilich stets nur Deines Knechtes Streben,
Doch wird die göttliche Gerechtigkeit
Gewiß Dir einst das ew'ge Feuer geben!" —



Dem Stubenheizer ließ er leer die Hand,
Der Neujahrswunsch schien ihm umsonst zu theuer;
Doch zieht vielleicht aus ihm nun sein Verstand
Den schönsten Unterschied von Licht und Feuer:
„Daß uns der Fortschritt segnend Licht gewährt,
Der Rückschritt stets zerstörend Feuer nährt!"

Bonifaz Meuron.

„Das ist recht dumm!" — sagt' ich zu mir selber eines Morgens, nachdem ich, meine Taschen umkehrend, nichts weiter darin fand, als ein armseliges Dreißig-Sousstück. Ich war damals in Paris und bewohnte ein Paar möblirte Stuben in einer Straße der Vorstadt St. Germain, frühstückte in der Regel zu Hause und ging zu Tische in ein Kaffeehaus. Mein Frühstück war eben beendet, als ich obige unangenehme Entdeckung machte, welche einen dicken Querstrich zog durch alle meine schönen Pläne für den heutigen Tag. Ich hatte während der letzten Zeit etwas mehr als gewöhnlich über die Schnur gehauen, und noch einige Tage mußten verfließen, bevor ich meine vierteljährliche Anweisung aus meiner deutschen Vaterstadt erwarten durfte. Dreißig Sous!! — Wer auf der Welt kann in Paris einen ganzen Tag auskommen mit dreißig Sous?

Es schlug elf Uhr. Ich steckte mein Geldstück in die Tasche und ging aus, schlendernd, bis ich mich im Palais-Royal wiedergefunden. Niemand, der je an einem Hochsommer-Mittag damals das Palais-Royal gesehen, wird dessen ödes Aussehen vergessen: die wenigen Fremden, schleichend unter den Säulengängen und guckend in die Juwelier-Laden; — die Gruppe ältlicher Franzosen in grauen Ueberröcken, dem trefflichen Restaurateur Very gerade gegenübersitzend; das Häuflein von Jungen, welche auf das von der Mittagssonne durch ein Brennglas bewirkte Losgehen der kleinen Kanone der großen Sonnen-Uhr warten, während das Geplätscher des Springbrunnens seine ewig gleichtönige Melodie dazu absingt. Zu einer andern Zeit hätte ich mich wie jeder Fremde ergötzen, oder, wie die Franzosen, ein paar Stunden auf einem gemietheten Strohsessel verträumen können; aber der Gedanke: „Du hast nicht mehr als dreißig Sous in der Tasche!" war ein trübseliger Dämpfer alles Vergnügens und der unbequemste Störer jeder Art ruhiger Betrachtung.

Zufällig traf mein Auge auf die Nummer 154, welches Gebäude ich als eins der großen Spielhäuser kannte. Mich erinnernd, daß zwölf Uhr — welche Zeit die Kanone eben angekündigt — die Stunde sey, wo das Spiel beginnt, trat ich ein, fand das große Werk bereits angefangen, und an dieser Tafel waren so niedrige Sätze, als dreißig Sous, erlaubt. Meine dreißig Sous waren

mir nichts nütz; ich konnte mich fast eben so gut ohne Mittagsessen behelfen, als mit einem für dreißig Sous. So warf ich denn mein Geldstück auf den Tisch, und war so glücklich, dasselbe mehrfach verdoppelt zurück zu erhalten. Man hatte mich für den Gimpel angesehen, den man würde weiter verlocken und ausbeuteln können: man hatte mich wahrscheinlich mit Absicht gewinnen lassen. Ich lachte in mich hinein, gab den sechsten Franc dem Thürsteher und ging fort mit einem Fünf-Francstück in der Tasche. Jetzt konnte ich doch zu Mittag speisen, wenn auch nicht wie ein russischer Fürst oder ein englischer Lord, doch wenigstens wie ein anständiger Deutscher; daher schlenderte ich gemächlich aus dem Palais-Royal gegen die Quais, in der Absicht, über die nächste Brücke nach dem Quai Voltaire zu kommen, welches immer mein Lieblingsgang gewesen.

Ich war noch nicht weit gekommen, als ich mich von Jemand um eine milde Gabe angesprochen hörte. Beim Umsehen erblickte ich eine ausgemergelte Gestalt in einem lumpigen Ueberrock und randlosen Hut, unter welchem ein Gesicht hervorblickte, von dem man wohl sagen konnte, daß Kummer und Elend es sehr benagt hatten. Der Fremde bat mich, ihm eine Kleinigkeit zufließen zu lassen, und erzählte eine so rührende Geschichte mit so vieler Aufrichtigkeit im Tone, daß mein Fünf-Francstück bereits aus meiner Tasche in seine Hand übergegangen war, ehe ich mich besann, daß



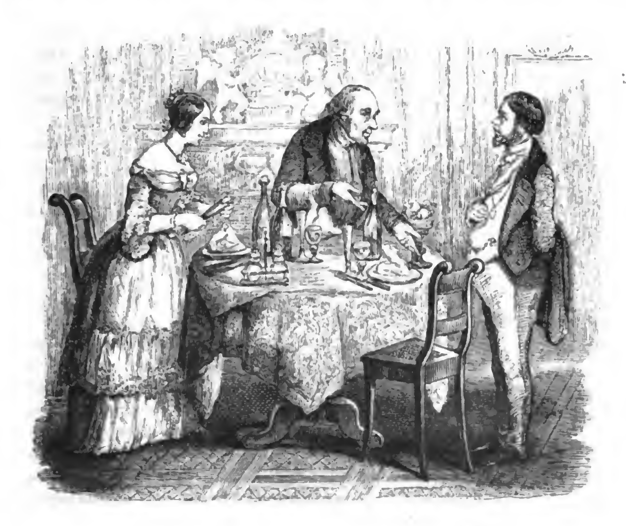
es das einzige meines Besitzes gewesen. „Was thut's!" sagt' ich zu mir selber, als der Dank des Bettlers in mein Ohr zu schallen aufgehört hatte; „ich soll mich nun einmal heut ohne Mittagsessen behelfen!" — Nun hatte ich die Brücke erreicht, und wollte eben in dieselbe einbiegen, da fiel mir ein, daß ich nicht die nöthigen zwei Sous habe, den Zoll zu bezahlen. Das ärgerte mich mehr, als die Aussicht, kein Mittagsessen zu haben, und eine kleine Pause im Gehen machend, erblickte ich wenige Schritte von mir den Mann, den ich so eben beschenkt. Ich hatte meinen Kopf

darauf gesetzt, über diese Brücke zu gehen, und keinen guten Grund sehend, warum ich nicht zwei Sous borgen sollte von den hundert, die ich ihm gegeben, sagte ich zu ihm: ich hätte Eile, nach dem Quai Voltaire zu kommen, und nicht Geld für den Brücken-Zoll. Er zog augenblicklich eine Hand voll Kupfermünze aus der Tasche, wovon ich zwei Sous nahm, und, ihm dankend, den Brücken-Zoll bezahlte. Anstatt nun gerade vorwärts über die Brücke hin zu eilen, blieb ich darauf stehen, mich über das Geländer lehnend, um dem schimmernden Flusse zuzusehen und die Aussicht zu beiden Seiten zu bewundern: die malerischen Reihen unregelmäßiger Gebäude auf dem Quai Voltaire, die prachtvolle Linie der Tuilerien und des Louvre, und die groteske Form nebst den massiven Pfeilern der Pont-neuf sammt dem Menschengewimmel, das darüber hinwogte. — Hingelehnt auf's Geländer, um ein unten vorüberschwimmendes Floß zu betrachten, fühlte ich mich stark am Rockschoß gezupft, und, mich hastig umwendend, sah ich abermals den von mir Beschenkten, von dem ich die zwei Sous geborgt. „Was machen Sie denn für Streiche? Was haben Sie vor!" sagte der Mann zu mir. „Als ich Ihr Fünf-Francstück erhielt, wußte ich nicht, daß es Ihr letztes sey; hier ist es zurück, und noch drei dazu!" — Ich war zuerst geneigt, über den Mann und seine Sonderbarkeit zu lächeln; doch bedenkend, daß etwas Außerordentliches in dem Charakter dieses Bettlers liegen müsse, der mich erst um fünf Francs beschwindelte und mir dann zwanzig anbot, weil er glaubte, ich wolle einen Selbstmord begehen — ließ ich mich in ein Gespräch mit ihm ein, erklärte ihm seinen Irrthum nebst der Ursache, warum ich für den Augenblick ohne Geld sey, und äußerte den Wunsch, etwas mehr von dem Manne zu erfahren, der nach so entgegengesetzten Grundsätzen zu handeln scheine. — „Wenn Sie mich begleiten wollen", antwortete er, „soll Ihrem Wunsch genügt werden. Sie haben mich mit Mitteln versehen zu einem Mittagstisch — ich will Ihnen dagegen ein Mahl anbieten, das vielleicht einer Annahme von Ihrer Seite nicht unwürdig ist. Da Sie aber nicht wünschen können, an meiner Seite auf der Straße gesehen zu werden, so will ich voran gehen, Ihnen den Weg zu zeigen."

Ich folgte still dem Bettler, nachdenkend über die Seltsamkeit des Abenteuers, obschon mit keiner hohen Erwartung in Hinsicht des meiner wartenden Mahls. Wir kehrten durch dieselben Straßen zurück, durch die ich eben gekommen war, gingen am Palais-Royal vorbei, die Straße Richelieu hinauf, quer über die Boulevards, die Straße d'Artois entlang, und betraten endlich einen langen Durchgang rechts am Ende der Maturin-Straße in der Nähe des Montmartre. Die Passage öffnete sich in einen Garten, mit einem Hause in dessen Mitte, in das mich mein Gesellschafter als in sein Eigenthum einführte. Die Thür wurde von einer Frau mittleren Alters geöffnet, und ich geleitet in einen Saal,

wo bereits ein Tisch mit zwei Gedecken stand. Die augenscheinliche Ueberraschung, womit die Dienerin den Befehl, noch für Einen zu decken, vernahm, bewies, daß Gäste hier etwas Ungewöhnliches waren. Das Gemach fand ich nicht nur gut, sondern selbst geschmackvoll eingerichtet. Ein schönes Fortepiano prunkte in einem Winkel, eine prachtvolle Alabaster-Uhr stand auf einem Untersatz in einem andern. Ich saß da nur wenige Minuten, als eine junge Dame, ohngefähr zweiundzwanzig Jahre alt, in die Stube trat. Sie grüßte mich mit vieler Anmuth, und sagte zu dem Alten, den sie Papa nannte: „Das Diner wird augenblicklich servirt!"

„Das ist ein wunderlich Abenteuer!" dachte ich bei mir. „Ich werde von einem zerlumpten Bettler um ein Almosen angesprochen, der mich darauf in seine bequeme Wohnung führt, wo nicht das Mindeste auf Armuth deutet. Im Gegentheil, Alles zeugt hier von Wohlhabenheit, wenn nicht von Ueberfluß." Was nun folgte, diente mehr noch, das Räthsel zu steigern als zu lösen: ein geschmackvoll bereitetes, mannigfaltiges Mittagsessen, von einer Flasche trefflichen Burgunders, dann von einer Flasche Rosa-Champagners begleitet, bei gewähltem Nachtische, und zum Schluß eine Tasse Kaffee nebst einem Glas Marasquin. Ich hätte mich nicht besser befinden können in der glänzendsten Restauration, mit einer Börse voll Louisd'or, und nicht ein Viertheil so gut mit meinem Fünf-Francstück, mochte ich auch essen, wo ich wollte.



Als wir vom Mittagstisch aufstanden, ward meine Neugier so rege, daß ich schon meinen Wirth um die versprochene Aufklärung ersuchen wollte, als er mir selber mit nachfolgender kurzer Erzählung zuvor kam. „Sie finden mich", begann er, „versehen und umgeben mit allen Bequemlichkeiten, und selbst mit dem Prunk, wonach gewöhnlich die Menschen zu streben pflegen. Ich kann mir Alles verschaffen, was diese große Stadt dem Geschmack oder den Sinnen an Genuß bietet, ohne deshalb mehr als höchstens ein Viertheil meines Einkommens zu verausgaben — doch, Gewohnheit hat mich zu ihrem Sclaven gemacht — und ich will Ihnen erzählen: wie? — Ich bin der Jüngste von sechs Geschwistern, alles Jungen, und unser väterliches Erbtheil war gering. Meinen Antheil daran hatte ich bald verschwendet, und da meine Eltern todt, meine Brüder in alle Welt zerstreut waren, sah ich mich auf mich selbst und auf meine eigenen Hülfsquellen angewiesen. Zwei meiner ältern Brüder fanden den Tod in den Kriegen der letzten Zeit, und drei andere, welche sich dem Kaufmannsstande gewidmet, hatten sich in Livorno, Marseille und Bordeaux eingewohnt. Bei der vollkommenen Erschöpfung meines Erbtheils versuchte ich also mein Glück auf meine Hand, mit keinem andern Grundsatz, als dem, der mich antrieb, meinen Lebensunterhalt zu gewinnen auf die nächstbestmöglichste Weise. Mancherlei waren der Entbehrungen, die ich erlitt; mit dem Hunger ward ich so vertraut wie ein herrenloser Hund, um Brod zu erschwingen, mußte ich von einem Hülfsmittel auf's andere sinnen, bis ich am Ende ein gemeiner Bettler geworden. Dies Kind war ein Gefährte meines Elends: die Mutter war schon lange zuvor gestorben, und mancher Sou ward dem Lächeln des Kindes zu Theil, welcher dem um Milde



flehenden Blick des Vaters verweigert worden wäre." — Hier umfaßte mein Wirth seine Tochter und küßte sie mit der zärtlichsten Innigkeit, auf ihren Wangen Spuren von Thränen der bittersüßesten Erinnerung zurücklassend. — „Indeß", so fuhr er fort, „diese Lebensweise, so unsicher, unbestimmt und unrühmlich sie auch war und ist, gewann täglich für mich neuen Reiz. Hatte nur mein Kind genug zu essen, und ich so viel, um den Hunger zu stillen, so war ich vergnügt und zufrieden. In meinen Jugendtagen war das Spiel meine Leidenschaft, und das Bettlerhandwerk — wenn Scham und Demüthigung einmal überwunden sind — führt eine Art von eigener Aufregung in sich, erzeugt durch dessen Ungewißheit, welches dasselbe gewissermaßen der Spieler-Profession ähnlich macht. Nachdem ich ganz Frankreich durchgewandert, ging ich nach Italien, und kam zuletzt nach Livorno. Ich war damals gänzlich unbekannt mit dem Aufenthalt meiner Brüder, wußte indessen, daß einer von ihnen in einem Handelshause dieser Stadt untergebracht worden, da er ohngefähr zehn Jahr alt gewesen; wo er aber seitdem hingekommen, vernahm ich nie. Eines Tages, bald nach meiner Ankunft in Livorno, trat ich in einen Laden, für eins der letzten zwei Münzstücke, die ich auf der Welt besaß, mir ein wenig Tabak zu kaufen, der mir öfters statt des Brodes diente. Derselbe ward mir in einer Tüte von bedrucktem Papier eingehändigt, und bei zufälligem Blick auf diese fand ich meinen eigenen Namen darauf — es war eine Zeitungs-Aufforderung an die Erben meines Bruders, welcher ein Jahr zuvor in dieser Stadt gestorben war. Wer nie in einer Lage wie die meine gewesen, kann sich keinen Begriff von dem machen, was ich in dem Augenblick empfunden. Auf jeden Fall war ich zu einem Theil der Erbschaft berechtigt, und ich erschien in meinen zerlumpten Kleidern an dem bestimmten Orte, meine Ansprüche geltend zu machen. Zuerst lachte man mir in's Gesicht, dann steckte man mich als einen Betrüger in's Gefängniß; am Ende aber mußte man auf mich hören, und zuletzt ward ich, nach langer Frist zur Sammlung der Beweise — als einziger Erbe meines Bruders anerkannt, da sich's auswies, daß meine zwei noch übrigen Brüder bereits der Natur ihre Schuld bezahlt hatten. So sah ich mich denn auf einmal im Besitz von mehr als dreißig Tausend Louisd'ors — ein Vermögen, das mir selbst in der Hauptstadt meines Vaterlandes im Ueberfluß zu leben erlaubte, wohin ich mich denn auch bald zurückbegab. — Im Anfang lebte ich, wie es mein Vermögen mit sich brachte; ich nahm ohne Rückhalt Theil an allen Vergnügungen, und einige Zeit lang glaubte ich mich auf dem Gipfel der Glückseligkeit, die ein Mensch irgend verlangen mag. Doch — die lange Gewohnheit war zu stark, um mir eine Aenderung meiner Lebensweise zu gestatten. Ich war reich, und dennoch sehnte ich mich, ein Bettler zu seyn; ich war müßig, und sehnte mich nach Beschäftigung. Die Ge-

wohnheit trug den Sieg davon. Ich zog mich in den finstersten Winkel der Stadt zurück, vermummte mich in Lumpen und begab mich in die Straßen, das Erbarmen der Vorübergehenden anzuflehen. Das ist meine tägliche Beschäftigung. Ich finde eine Lust darin, die nichts in der Welt mir ersetzen könnte, und ich fühle mehr Vergnügen, wenn ich die wenigen den Tag hindurch erbettelten Francs überzähle, als bei dem Blick auf mein sicher untergebrachtes Kapital."

Damit endete mein Wirth seine Erzählung. Ich versuchte, mit ihm über seinen Geschmack zu streiten; er aber bedeutete mir, das sey nutzlos. Ich bewies ihm, daß seine Handelsweise sogar sündlich sey; er sagte, er wisse es, könne aber ihrer Versuchung nicht widerstehen. Ich bemerkte ihm hierauf, daß er damit der Achtungswürdigkeit seiner Tochter Eintrag thue; er antwortete: sie sey reich und könne auch sonst in aller Hinsicht Achtung fordern; kurz, ich fand jeden Beweisgrund hier unangebracht, und als ich mich auf Maria — so hieß die Tochter — berief, erwiederte sie: sie fühle sich glücklich, weil ihr Vater glücklich wäre. Bald darauf empfahl ich mich.

Als etwa fünf Jahre später meine Verhältnisse mich wieder nach Paris führten, trieb es mich eines Abends nach der Maturin-Straße, das Haus des Bettlers aufzusuchen. Ich fand es, trat hinein und hörte von einem Diener: der Herr sey vor wenigen Monaten gestorben, seine Tochter und ihr Gatte bewohnten jetzt das Haus, welches, wie ich bald bemerkte, vergrößert war. Noch besann ich mich, was ich nun hier thun wollte, da öffnete sich eine Thür und heraus schaute die Tochter, die, mich sogleich wiedererkennend, mir die Bitte zurief: ich möge näher treten. So erfuhr ich nun, daß sie sehr glücklich verheirathet sey, und nächstdem gab sie mir, sich jenes Mittags erinnernd, über ihres Vaters Sonderbarkeit folgenden Aufschluß:

„Durch sein eigenes Schicksal und seine Verirrungen hatte er gelernt, daß Arbeitsamkeit der sicherste Halt und der höchste, dauerndste Genuß der Lebensfreuden sey, und den Entschluß gefaßt, im Alter die Versöhnung mit seiner verschleuderten Jugend dadurch zu bewirken, daß er Knaben und Mädchen, die zur Schlechtheit oder zum Betteln erzogen wurden, zu retten versuchte, wenn er gewahrte, daß sie verdienten, gerettet zu werden. Deshalb hielt er es für das Beste, mit Bettlern und Umherstreichern in Vertraulichkeit zu bleiben, und wen er der Befreiung von dieser Gemeinschaft würdig fand, den unterstützte er und ließ ihn zur Arbeit befähigen. Wenn Sie wollen, können Sie den Erfolg sehen in einer Anstalt, die in dem Gebäude am jenseitigen Ende unseres Gartens noch in voller Thätigkeit ist, und der jetzt mein Mann, ein Zögling meines Vaters, vorsteht. Daß dieser Ihnen einen solchen Aufschluß vorenthielt, gehörte zu seinen Sonderbarkeiten: bis zu seinem Tode hat er ihn keinem Dritten gegeben, mich aber

freut's, dies thun zu können, weil gewiß meines Vaters Andenken dadurch auch bei Ihnen gewinnt!"

So war es denn auch! — und ich ging, nachdem ich die Anstalt, in der eine Menge Personen — männliche und weibliche abgetheilt — in heiterer Lust bei sehr verschiedenen Arbeiten beschäftigt waren, betrachtet hatte, mit dem Ausruf hinweg: „Wunderlicher Mann, der seine Thorheit zur Schau trug, seine Weisheit und Tugend verheimlichte! — ich will wenigstens dein Andenken zu erhalten suchen, indem ich öffentlich deinen Namen nenne in dem Wunsche: Ruhe sanft, Bonifaz Meuron!" A. Naumann.

Die Bilder-Mappe.

Der alte Siegfried Randel lebt noch! — Fragt Dieser oder Jener: wer ist der Mann? so antworten wir: Seht nur nach in dieses Büchleins Jahrgängen für 1841, 1843 und 1845, da findet Ihr von ihm erzählt: wie er so gern Abends auf seinem Landhause den Aktuar Franz Sinnig, dessen Frau und die beiden Kinder, Otto und Marie, bei sich hat und immer etwas zu erzählen weiß. Die Kinder sind nun schon so weit herangewachsen, daß des Fragens kein Ende wird, und wenn die Eltern dem wehren wollen, sagt der Alte geduldig: „Auf Fragen gehört Entgegnen, Nachdenken wird's dann segnen!" — Neulich that er nun gar seine Bilder-Mappe auf; da hatten namentlich die Kinder kaum Auge genug, all die Herrlichkeiten zu beschauen und das Letzte war ihnen immer das Schönste. Unter Anderem fand sich auch eine Zeichnung, die einen herumziehenden italienischen Kunsthändler darstellt, welcher seinen ganzen Kram geschickt genug einem Maulthier aufpackte, dem natürlich die neugierigen Kinder angelegentlich folgen. Otto und Marie hätten gar gern die Körbe und Kasten ausgepackt, das ließ sich indeß mit dem Bilde nicht thun, und sie waren denn auch zufrieden, als Randel sagte: „Ihr müßt Euch schon mit dem begnügen, was ich habe, und Euch dabei denken, was der Mann Alles bei sich führt. Ihr bemerkt, daß er da oben in dem kleinen Schrein einen Heiligen zeigt, daß er überhaupt dergleichen Bilder vorzugsweise zur Schau trägt. Italiener und Müßiggänger — dahinten sitzen gleich Zwei, die beides sind — beten und betteln meist lieber, als daß sie tüchtig arbeiten; so erwarten sie denn oft mehr von ihren Heiligen, als von sich selber und verbringen in Frommthuerei die Zeit, in der sie Nützliches und Nährendes treiben sollten. „Zu den Heiligen laufen, macht müde Beine!" sagt das Sprüchwort, und dessen Sinn ist: Im überhäuften Beten geh'n die Kräfte zur Thätigkeit verloren. Unter solchen Umständen kann sogar das Beten zur Sünde werden, kann nicht zur Beruhigung führen: nur wer seine Pflicht treu erfüllte, wird sich mit frohem, freiem Herzen seinem Gotte nahen,





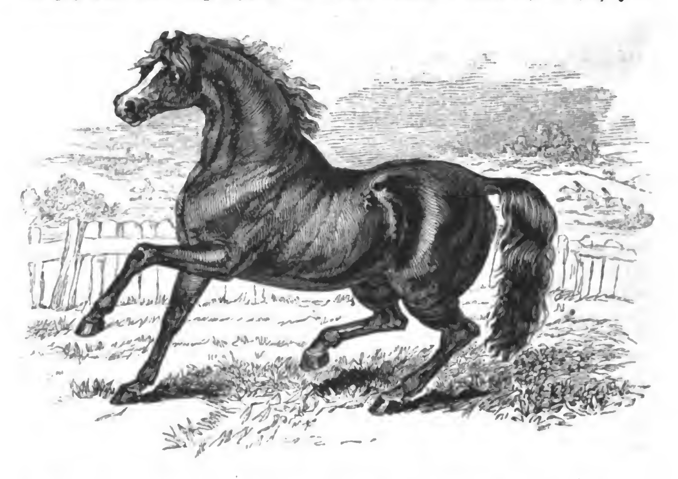
ihm innig danken und leichter Noth und Unglück tragen; denn das drückt noch lange nicht so schwer als das Bewußtseyn eigener Schuld. Darum, Kinder, betet, aber vor Allem lernt, was zu tüchtiger Arbeit anleitet, damit Ihr, wenn's Euch zum Gebet treibt, sagen könnt: Herr, mein Gott, ich that, nach meinen schwachen Kräften, was ich vermochte; du wirst mir weiter helfen, wenn ich weiter thue, was ich vermag! Amen! — oder zu deutsch: So gescheh' es!" —

„Wir wollen jedoch" — so fuhr Randel fort — „dem wandernden Kunsthändler auch kein Unrecht thun! Betrachtet ihn einmal genau: seine Züge deuten's an, daß er über Manches nachgesonnen hat und wohl wissen wird, es sey mit der Heiligsprechung der Menschen durch Menschen eine gebrechliche Sache. Nächstdem scheint er zu begreifen, daß Wissen und Weiterstreben im Erkennen etwas Nachhaltigeres und Höheres ist als die Form-Frommthuerei; denn sein Blick haftet an der Landkarte und das verborgene Allerlei, so wie das halb hervorschauende Bild Napoleons mögen ihm sagen: es wird doch nothwendig seyn, die Lehren der Weltgeschichte zu achten, nicht an Formen zu halten, die der sich befreiende Geist schon zersprengt hat. Trotz seiner Heiligen-Bilder ist der Mann im Stillen ein Protestant, das heißt: ein Mensch, der sich des Zweifels nicht erwehren kann, wenn er glauben soll, was sich nicht glauben läßt bei dem Lichte, das die nun einmal in's Leben gedrungene und nicht mehr abzuwehrende tiefere Erkenntniß anzündete. Diese bricht endlich doch als That hervor und sie läßt sich mit allen Wendungen und Redekünsten nicht hindern. Man sollte eigentlich allzeit der voraus zu sehenden That helfen, aber die Selbstsucht tritt immer dazwischen und hat die Einseitigkeit zur Bundesgenossin. Da hören wir denn Worte genug von Rechts und Links, von oben herunter, von unten hinauf, die Kreuz und Quer; an That jedoch ist grade unsere Zeit eben so bettelarm als bettelstolz, denn ein Nichts, ja wohl sogar noch weniger als ein Nichts, nämlich ein Rückschritt, soll oft zur bedeutenden That aufgeputzt werden durch Redensarten, die, je hohler sie sind, desto kecker klingen. Ringsum Geklätsch und Geschwätz, eine große Klapper- und Plappermühle scheint die Welt, aber Mehl kommt dabei nicht zu Tage: der treibende Wind nur vertausendfacht sich selber. Alle Länder haben Ueberfluß daran, und Allen, die da meinen: sind sie redefertig, sind sie auch mit Allem fertig, muß man mit den Worten vergelten:

Gar leichtlich können wir entrathen
Der großen Worte ohne Thaten;
Doch große Thaten trägt das Wort
Zu frischer That in's Ew'ge fort!"

Dies hatte Randel mehr zu den Eltern und nur Einiges davon zu den Kindern gesprochen, denen er dann sagte: „Wißt Ihr was? — legt Euch auch so eine Mappe an! Oft empfängt das

Unscheinbarste, was man aus der Jugend in die reiferen Jahre und endlich in's Alter mitbringt, durch Erinnerungen einen unschätzbaren Werth. Wartet einmal! So, hier sind einige kleine Blätter, sucht Euch 'was aus! Richtig, da greift der Otto gleich nach den Pferden, und wenn er in jeder Naturgeschichte die Herkunft und die Beschreibung des Pferdes finden kann, wollen wir hauptsächlich einmal über dessen Benutzung sprechen. — Vom Pferde, jetzt über alle Länder verbreitet, giebt's mehrere Arten; der wilden fast keine mehr, denn der Mensch hat dies, die Freiheit liebende Thier sich überall unterjocht und er ist für dessen Dienste gar oft undankbar. Das Pferd kann ein Alter von vierzig Jahren erreichen, durch die Anstrengungen, die man ihm auferlegt, kommt es jedoch selten über dreißig; dabei ist es in der Jugend und dem noch kräftigsten Alter geschätzt und gepflegt, später wird es vernachlässigt und endigt oft in Mitleid erregender Art. Vergessen ja die Menschen gegenseitig unter sich leicht die Dankbarkeit, wie sollten nicht Viele vergessen, daß man sie auch den Thieren schuldig ist! — Das Pferd, in der ersten Abbildung ungezähmt und ungeschult, in seiner freien Natürlichkeit sich zei-



gend, hat durch die Sorgfalt seiner Unterjocher mehr und mehr an Schönheit gewonnen, dagegen aber sich vielen Qualen unterwerfen müssen, die, wo sie wahrhaft Nützliches bezwecken, wir keinesweges tadeln dürfen, obwohl auch hier, wie oft bei den Menschen, grade die nützlichsten Geschöpfe die minder geachteten sind. Das Zug- und Ackerpferd verdient gleiche Achtung wie das



Reit- und Kutschen-Pferd, und wenn bei diesen mehr auf das Aeußere gehalten wird, bei jenen bestimmen Kraft und Ausdauer den Werth. Freilich, die Anstelligkeit und Gelehrigkeit hat hier ebenfalls ihren Vorzug, und da wollen wir gleich das Jagd-Pferd — unser Bild zeigt uns ein englisches — in Betracht ziehen. Sein Herr, auf der Fuchsjagd, giebt seinen Jagdgenossen Zeichen, daß der Fuchs aufgespürt ist und Alle sich mit ihm vereinen mögen zur Verfolgung des listigen Thieres. Da steht nun das Pferd beobachtend, ganz still, aber doch so, daß es alsbald zu schnellem Lauf bereit ist und zu dem von ihm geforderten Dienste, wozu auch verwegene Sprünge über Hecken und Gräben gehören. Das bedarf allerdings der Lehre und Herrschaft des Menschen, und auf dem nächsten Bilde könnt ihr wahrnehmen, wie kühn und schön das Pferd zu springen weiß, wie kräftig und geschickt dabei der Reiter seyn muß. Auch der Krieg, dieses noch immer unvergängliche Uebel, giebt uns bewundernswerthe Beweise von Unterordnung des an Kräften so mächtigen Pferdes unter den Willen des schwächeren, durch seinen Geist ihm zum Herrn und Gebieter werdenden Menschen, und man hat sogar Beispiele, daß in Andeutung von Gefahren und Rettung aus denselben das Pferd einen Erstaunen erregenden Grad von Klugheit zeigte. Des-



halb sollte man es auch nie so mißbrauchen, wie es bei Wettrennen geschieht. Diese gehören in der Art, wie man sie in England treibt und sie in andern Ländern äffisch nachahmt, zu den Menschen- und Thierquälereien, haben auch der Pferdezucht keinen natürlichen und wahren Vortheil gebracht. Da müssen die Reitknechte vor dem Wettrennen sich wiegen lassen, und sind sie zu schwer, das Uebergewicht sich erst abhungern und abschwitzen. Die Pferde macht man nicht minder durch ein kärglich zugewogenes Futter und selbst durch medizinische Abmagerungs-Mittel leichter, wobei sie so verzärteln, daß sie endlich bei jedem sich plötzlich verändernden Luftzug krank werden. Außer dieser Grausamkeit gegen Menschen und Vieh haben Wettrennen oft noch das Abscheuliche, Hazard-Spiele zu seyn, indem man große Summen verwettet und sich nicht selten in Schulden stürzt, um nichtsnutziger Großprahlerei zu dienen, die man wohl gar als einen Ehren-Punkt betrachtet. Wahre Ehre geht aus heilbringender That, aus Ueberlegung und Besonnenheit hervor; Wetten aber sind in der Regel nutzlose Geldwegwerfereien, und die Summen, welche bei den Pferde-Wettrennen von Denen, die ihre Diener und Pferde am geschicktesten abzu-

martern wußten, gewonnen werden, gehen namentlich in England bis zum Unglaublichen, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn mancher Alberne, der sich unvorsichtig von den abgefeimten Wettenmachern hinreißen ließ, sein ganzes Vermögen verlor. Daß diese durch Uebertreibungen zu Narrheiten gewordenen Wettrennen, bei denen mancher Reiter und manches Roß den Hals brach, von England auch nach Deutschland herübergeholt wurden, gehört zu den vielen Sünden der Nachahmerei, denen unser Volk fröhnt, und wer das eine „edle Passion", oder, um hier das Undeutsche zu beseitigen, eine edle Leidenschaft nennt, der mag allenfalls wissen, was Leidenschaft ist, vom Edlen aber hat er keinen sonderlichen Begriff. Das gilt übrigens nicht für Deutschland allein, man könnte darüber in vielen Ländern deutsch, das heißt: kurz, derb und klar reden.

Nun, was hast Du denn da ergriffen, Marie? — Ei, das wär' eine Spielgenossin, meinst Du? Es ist sichtlich ein Kind nicht begüterter Eltern; diese sind aber wackere Leute, das merkt man gleich an dem Anzuge, der keinen Putz, aber das Nothwendige



ganz nett und reinlich wahrnehmen läßt. Kinder, die Alles besser erhalten durch die Wohlhabenheit ihrer Eltern, solche Kinder sollen gern die ärmeren in ihre Spiel-Kreise ziehen; ach, denen ist's eine gar große, innige, rührende Freude, wenn man sie zutraulich behandelt wie Unseresgleichen, und das sind sie, weil es nicht auf

die Kleider, nicht auf Reich und Arm, sondern auf den Menschen ankommt und auf die Menschenliebe, die wir uns gegenseitig, ohne Unterschied des Standes und Vermögens, schuldig sind. Gerade wer bevorzugt ist durch Lebens-Verhältnisse und Glück, soll hier mit wohlthätigem Beispiel gleicher Werthschätzung des Menschen als solchem vorangehen. Wo ihr also arme Kinder trefft, die oft wie fragend dastehen: ob ihr sie nicht wollt Theil nehmen lassen an eurem Ueberfluß und euren Vergnügungen, da kommt ihnen willig und freundlich entgegen. Bei unserm Kinde da finden wir nun freilich Etwas zu tadeln; die armen Eltern haben das Ihre an ihm gethan, es thut jedoch nicht das Seine! An dem Korbe und dem Stück Geld in der Hand seht ihr: es ist ausgeschickt, Etwas einzuholen; die Art, wie es Beides hält, verräth indeß, daß es sich der Neugier hingiebt. Ein Geschäft und ein Auftrag geht aber Allem vor, und nur wenn man seine Arbeit vollbracht, das Angeordnete ausgeführt hat, darf man dem Vergnügen und der Zerstreuung sich überlassen. Wenn das Kind nun zu lange ausbleibt und bei der Rückkehr gestraft wird, geschieht ihm recht; es muß sich an Gehorsam und Sorgsamkeit gewöhnen, und will das ermahnende und warnende Wort nicht ausreichen, muß die Strafe fühlbarer werden, wie schmerzlich es den Eltern seyn möge. Besser, das Kind weint, weil es zur Besserung angehalten wird, als die Eltern, wenn durch frühere zu große Nachsicht die Besserung später nicht mehr möglich ist und dann Eltern und Kinder in Kummer und Unglück gerathen. Es muß in der Erziehung heißen:

Dem Unrecht folge Strafe auf dem Fuße,
Und Besserung ist dann die beste Buße! —

Aha, Otto hat da gleich zwei Bilder für sich gefunden: ein naturgeschichtliches und einen Angler. Jenes zeigt uns den Iltis, der ein Geflügel würgte. Dies Thier steht in schlechtem Geruch, und nicht bloß im sprüchwörtlichen Sinn, womit man ein schädliches Wesen überhaupt bezeichnet, sondern auch in der wirklichen Wahrheit, da es einen sehr üblen Geruch um sich her verbreitet. Das ist aber nicht sein Schlimmstes; der Iltis ist die Plage der Landleute weit und breit, denn er fällt als Mörder und Dieb in der Nacht unter das Hof-Geflügel und vernichtet mehr als er verzehren oder wegschleppen kann. Dies blutgierige Geschöpf, das mitunter gleichsam zu seinem Vergnügen mordet, dient indeß dazu, die Sorgsamkeit der Landleute wach zu erhalten, und bei gehöriger Vorsicht, die mit Fang-Eisen und Bretter-Fallen, in denen ein Lock-Bissen befestigt ist, an den Eingängen zu Hühnerstall und Taubenschlag sich vor dem frechen Iltis bewahrt, kann er dem Geflügel wenig anhaben; er wird dann gefangen, getödtet und irgendwo im Freien angenagelt, als sollten Hühner und Tauben an der Strafe ihres Todfeindes eine Genugthuung finden. Und doch kann dies Raubthier dem Menschen dienstbar werden; jung ergriffen wird es gezähmt und zum Kaninchen-Fang abgerichtet.

[illegible] Es giebt aber Angel-narren, die dem nichtsnützigen Geschäft nachgehen, obwohl sie selbst und die Ihren darben müssen. Von denen heißt es:

Wer zugethan der Angel,
Erangelt sich den Mangel!

an der Strafe ihres Todfeindes eine Genugthuung finden. Und doch kann dies Raubthier dem Menschen dienstbar werden; jung ergriffen wird es gezähmt und zum Kaninchen-Fang abgerichtet.



Drum ist kein Ding so schlecht,
Es nutzt, gebraucht man's recht! —

So ein unermüdlicher Angler ist aber wenig oder gar nicht zu gebrauchen, weil er sich nicht mag gebrauchen lassen. Denn der Mensch hat seinen freien Willen; will er nun einmal durchaus nichts



— und sie führen ein Leben in Sünd' und Schande. Denn möcht' Einer, der zum Erwerb arbeiten sollte, sein Angeln für etwas Anderes als schnöden Müßiggang ausgeben, so sind das faule Fische, wie man bildlich sagt, wenn man merkt, daß Einer lügt, und er wird's endlich gewahr werden:

Angeln und Fischen,
Bringt's Brod von den Tischen!

Der Mensch muß für Andere und sich in Thätigkeit sich so nützlich als möglich machen — das merkt Euch, Kinder! Und nun theilt Euch die Bildchen und fangt klein an bei Eurer Bilder-Mappe; mit Nächstem soll Zuwachs hineinkommen, und geschieht das langsam, wird die Freude desto länger! — denn klein beginnen und mehr erstreben, ist Halt und Inhalt für's ganze Leben!

angegeben hat, welches von dem, um Hebung des deutschen Lein



um, wird die Freude desto länger! — denn klein beginnen und
mehr erstreben, ist Halt und Inhalt für's ganze Leben!

Das Wolter'sche
verbesserte Flachs-Spinnrad.

Die vollkommenste, mächtigste Maschine ist die fleißige und für eine bestimmte Thätigkeit kunstgebildete Menschen-Hand. Die Quelle deutscher Größe in Gewerbfleiß und Handel liegt in deutscher Hand-Arbeit (wofür die Deutschen „Manufactur" sagen); denn die deutsche Hand ist unter den Händen aller Völker die fleißigste, ausdauerndste und wohlfeilste. Eben deshalb wird der deutsche Handfleiß, wenn er nur recht ordentlich im Großen und Ganzen getrieben wird, Erzeugnisse und Waaren liefern, die von den Maschinen nicht oder lange nicht so gut nachgemacht werden können, so daß diese Erzeugnisse deutschen Handfleißes keinen Kampf und Ueberlauf (Concurrenz) anderer Völker zu fürchten brauchen. Zu den berühmtesten, ältesten und großartigsten Erzeugnissen deutschen Handfleißes gehört die leider jetzt in Hunger und Noth verfallene Leinwand-Erzeugung. Sie ist an den Bettelstab gekommen, weil man in Deutschland nicht mit den Fortschritten der Ausländer in Flachsbau, Spinnerei, Bleiche und so weiter gleichen Schritt hielt, und man konnte nicht gleichen Schritt halten, weil man die erkünstelten Baumwollen-Verarbeitungen gegen das natürliche inländische Leinen-Erzeugniß begünstigte. Früher verkaufte die einzige Provinz Schlesien jährlich für etwa achtzehn Millionen Thaler Leinwand an das Ausland, jetzt nicht mehr für zwei Millionen. Wären wir bei der Leinwand geblieben, hätten wir uns alle Erfindungen und Verbesserungen in Bezug auf Erzeugung guter Leinwand im Großen angeeignet, so würden wir fortwährend so viel Leinwand an's Ausland absetzen, daß wir alle baumwollenen Bedürfnisse von den Engländern kaufen und noch viel baares Geld übrig haben würden. Jetzt haben wir keine ordentliche Leinwand und keine ordentlichen Baumwollen-Waaren. — Will man aus seiner Leinwand-Noth heraus, muß man wieder gute, schöne, tüchtige, echte Leinwand machen und zwar Leinwand aus Handgespinnst, da dieselbe, als fester, dauerhafter, kühlender, in allen südlichen Gegenden wie bei uns für den Sommer der weit weniger haltbaren, nicht so kühlenden aus Maschinen-Garn vorgezogen werden wird. Eins der ersten und wichtigsten Mittel zur Hebung der deutschen Leinen-Erzeugung ist das Spinnen, das alte, berühmte, deutsch-gemüthliche Handspinnen. Wie viel schöne Winter-Abende mit Gesang, Mährchen und Dorflust knüpfen sich an die Spinnstuben! Aber das gewöhnliche Spinnrad, wie es vor mehr als drei Jahrhunderten von Jörgens (1530) erfunden ward, genügt nicht mehr zur schnellen, leichten Erzielung eines guten Fadens. Deshalb ist es wichtig und erfreulich, daß der Drechsler-Meister C. Wolter in Breslau ein verbessertes Spinnrad angeregt und angegeben hat, welches von dem, um Hebung des deutschen Lein-

wandfleißes so vielfach verdienten E. Pelz in einem besondern Büchlein unter dem Titel: „Das Wolter'sche verbesserte Flachs-Spinnrad" (Breslau, 1846, in Commission des Verlags-Comptoirs) mit Abbildungen erläutert und beschrieben ward. Zu größerer Verbreitung und Anwendung lassen wir hier Abbildung und Erläuterung folgen.

Das Wolter'sche verbesserte Spinnrad ist ganz vorzüglich anwendbar bei einfacher Handspinnerei, allein es zeigt sich namentlich vom augenfälligsten Nutzen bei der Doppelhandspinnerei auf zwei Spuhlen bei einem Rade, welche Spinn-Methode bis zu einem gewissen Grade der Feinheit des Gespinnstes als die allein beste anerkannt werden muß und Herr Wolter fertigt sowohl einfache als Doppelräder. — Zur nähern Erklärung der Abbildung sey erwähnt, daß Bank und Tritt ganz in gewöhnlicher Art sind. In der Bank befinden sich, wie Fig. 2 zeigt, a und b zwei Säulen, worin das Schwungrad hängt. In der Säule b befindet sich ein senkrechtes Loch, worin eine Schraube d paßt, mittelst welcher der Arm c gehalten wird, der den Rockenstecken trägt. Die Säule a, siehe Fig. 1 ee, theilt sich oben in zwei Arme, welche der Länge nach durchbohrt sind, um den Zapfen das f des Spillengestelles Fig. 3 aufzunehmen. Eine Schraube hält diesen Zapfen in der Höhe fest, welche die Spannung der Biese (Schnur des Schwungrades) erfordert. Ferner trägt die Säule a auf einem in derselben nach vorn vorragenden, unter rechtem Winkel gegen die Säule geneigten Zapfen, einen Hohlcylinder Fig. 1 und 2 g, welcher auf seinem Umkreise mit einem schiefen Ausschnitt Fig. 2, h, versehen ist. Der Raum, welchen dieser schiefe Ausschnitt

Fig. 1.

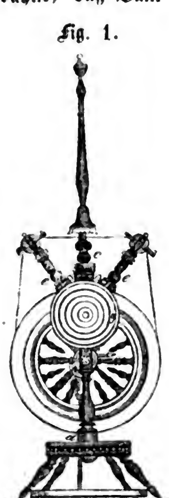


Fig. 2.

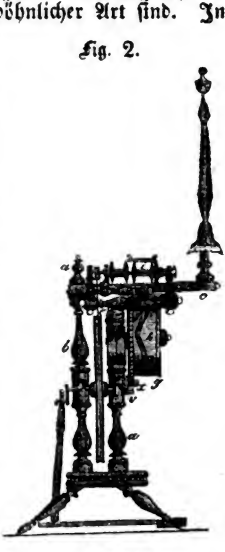
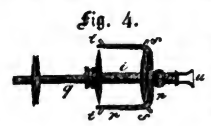


Fig. 3.



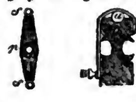
auf der Länge des Cylinders einnimmt, ist der innern Länge der Spuhle i auf Fig. 2, 3 und 4, gleichlaufend, und dazu bestimmt, bei Umdrehung des Cylinders den Zapfen hin und her zu führen und mittelst des Zapfens k auf Fig. 3, auch

Fig. 4.



den mit ihm verbundenen Schieber mm auf Fig. 3, welcher mit seinen äußern Enden sich in den Säulchen n, o auf Fig. 3 und 6, schieben kann. Der Schieber mm

Fig. 5. Fig. 6.



trägt eine Gabel p, Fig. 3, welche die Spuhle i, Fig. 3, an ihrem äußern Halse faßt und auf der eisernen Spille q, Fig. 3, hin und her führt. Auf jeder Seite des Flügels r, Fig. 3, befinden sich zwei offene Oesen von glashartem Stahl, s und t, Fig. 2, 3, 4 und 5. Durch t gelangt der Faden auf die Spuhle i, Fig. 2, 3 und 4. Wenn nun der Cylinder g, auf Fig. 1 und 2, bei seiner Umdrehung mittelst h durch k, mm und p, auf Fig. 3, die Spuhle hin und her führt, so wird sich der Faden, der von t auf i kommt, gleichmäßig auf derselben von einem Ende bis zum andern neben einander aufwinden. Die eiserne Spille g, Fig. 3 und 4, hat eine trichterförmige Oeffnung von Blech u, damit der Faden nicht gezwungen wird, eine zu kurze Biegung in das Rohr der Spille zu machen und Schaden zu leiden; eben so ist auch die Oeffnung in der eisernen Spindel u, durch welche der Faden auf s und t steigt, abgerundet ausgefeilt, daß hier eben so wenig als durch die ziemlich starken Oesen die Flachsfaser irgendwie beschädigt werden kann. Der Cylinder g, Fig. 1 und 2, kann auf zweierlei Art in Bewegung gesetzt werden. Die erste ist hier abgebildet und besteht aus einem Getriebe von Zahnrädern. Die Radewelle hat vorn einen Vierling v, Fig. 2, der in ein sechszehnzähniges Rad eingreift, und mit diesem ist vorn ein gleicher Vierling x auf Fig. 2, als an der Radewelle verbunden, welcher Vierling x in den mit Zähnen besetzten Kranz yy des Cylinders g, Fig. 3, eingreift und somit den Cylinder fortbewegt, sobald das Schwungrad durch den Tritt in Umschwung gesetzt wird. Die andere Art geschieht ohne Zahnräder mittelst Schnurscheiben. Diese ist bei Weitem wohlfeiler und versieht bei einiger Aufmerksamkeit ganz dieselben Dienste. Die Biese geht wie gewöhnlich über das Rad und die Winkel der Spille einmal herum. Noch ist endlich zu bemerken, daß über das Säulchen o, Fig. 3, wie auf der besondern Zeichnung Fig. 6 zu ersehen ist, ein Lederstreifen sich legt, welcher mittelst des Zäpfchens z angespannt wird; damit kann die Spille zu langsamerer oder schnellerer Bewegung genöthigt werden, wodurch der Faden weniger oder mehr gedreht wird. Durch eine an der Gabel p, Fig. 3, befindliche Stellschraube kann auch die Spuhle mehr oder weniger angehalten werden, wodurch das Aufnehmen des Fadens auf die Spuhle ganz genau regulirt zu



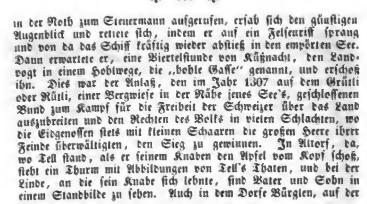
werden vermag. — Für ein Spinnrad mit einer Spille gilt ganz derselbe Mechanismus; nur daß hier die Spille in der Mitte über dem Rade, der Rocken aber links steht, während beim Doppelrade, wie aus der Zeichnung Fig. 1 ersichtlich ist, die Spillen rechts und links angebracht sind, der Rocken aber in der Mitte steht. — Herr Wolter liefert das einfache Spinnrad mit Zähnen zum Preise von fünf Thalern, das Doppelrad aber mit Zähnen für sechs und einen halben Thaler. Mit Schnurscheiben werden beide Räder jedes um zwei Thaler wohlfeiler hergestellt. — Ich habe das Wolter'sche Spinnrad von mehreren fertigen Spinnern erproben lassen und es hat sich ergeben, daß dasselbe schon jetzt den vollkommensten Faden auf leichteste Art herstellen läßt, indem der Spinner dabei nicht so ganz zum Sclaven seiner einförmigen Beschäftigung gemacht wird, weil seine Aufmerksamkeit nur da zu seyn braucht, wo sich der Faden bildet, d. h. oben am Rocken. Möglich, daß diese verbesserte Handmaschine noch größerer Vervollkommnungen fähig seyn möchte; doch genug, daß wir unzweifelhaft durch sie auf einen besseren Weg gebracht erscheinen.

So weit E. Pelz. Mögen seine Bemühungen und die von Wolter angeregte Verbesserung überall nach Verdienst mit Eifer und Ausdauer unterstützt und weiter gefördert werden und Alles geschehen, daß namentlich Deutschland mit seiner mächtigsten, natürlichsten Waffe, seiner fleißigen, kunstgebildeten Hand, sich wieder Achtung und Liebe für seine Erzeugnisse unter den Völkern der Erde erwerbe! Beta.

Die Tell's-Kapellen.

Wilhelm Tell's Geschichte ist bekannt. Zur Zeit, als Kaiser Albrecht I die Schweiz unterjochen und dessen Landvogt Geßler von Bruneck dem Zwingherrn aus Hochmuth und Habsucht dienen wollte, ...





in der Noth zum Steuermann aufgerufen, ersah sich den günstigen Augenblick und rettete sich, indem er auf ein Felsenriff sprang und von da das Schiff kräftig wieder abstieß in den empörten See. Dann erwartete er, eine Viertelstunde von Küßnacht, den Landvogt in einem Hohlwege, die „hohle Gasse" genannt, und erschoß ihn. Dies war der Anlaß, den im Jahr 1307 auf dem Grütli oder Rütli, einer Bergwiese in der Nähe jenes See's, geschlossenen Bund zum Kampf für die Freiheit der Schweizer über das Land auszubreiten und den Rechten des Volks in vielen Schlachten, wo die Eidgenossen stets mit kleinen Schaaren die großen Heere ihrer Feinde überwältigten, den Sieg zu gewinnen. In Altorf, da, wo Tell stand, als er seinem Knaben den Apfel vom Kopf schoß, steht ein Thurm mit Abbildungen von Tell's Thaten, und bei der Linde, an die sein Knabe sich lehnte, sind Vater und Sohn in einem Standbilde zu sehen. Auch in dem Dorfe Bürglen, auf der





Stätte, die einst Tell's Haus trug, wurde mit einer Kapelle sein Gedächtniß bewahrt. Er fand dort in dem damals durch Ueberschwemmung hoch über sein Ufer hinfluthenden, wildströmenden Schächen-Bache seinen Tod, als er ein Kind gerettet, jedoch dann, selber ermattet, von den Wogen fortgerissen wurde. Die Haupt-Denkmale für ihn sind aber die Kapelle auf der Tells-Platte, wohin er sich aus dem Schiff rettete, deren Abbildung die Nebenseite zeigt, und eine andere da, wo er den Landvogt erschoß, die wir voranstellten. — Wilhelm Tell's Geschichte ist bekannt! — viele Schweizer nur scheinen sie vergessen zu haben, besonders die Luzerner, die sich dennoch rühmen, Tell's Schwert zu besitzen. Ob man sich vor einem Hut oder vor einer solchen Kapuze beugt, die sich zum Zeichen der Unterdrückung des höchsten Gutes, der Geistesfreiheit machte, ist jedenfalls gleich, die Knechtung der letzteren sogar das Aergste, was einem Volk geschehen kann. Mögen denn die Tells-Kapellen mit ihren an sie knüpfenden Erinnerungen dazu helfen, daß Licht und Erlösung komme für der Schweizer Wirren und Unfrieden, die, von jesuitischen Eindringlingen angefacht, den Fluch der Nachgeschlechte herausfordern, wenn der beabsichtigte Zweck sein Ziel, geistige Knechtschaft, erreichte; ein Zweck, der schon jetzt große Sündenlast auf die Häupter der Mitwirkenden häufte.

Vom Lesen.

Neulich befand ich mich in einem Lese-Zimmer und sah dort einen sonderbaren Kauz, der allerlei Gedanken in mir erweckte. Er hatte auf dem Tische vor sich einen ganzen Stoß von Zeitschriften, auf die er den Arm legte, damit Niemand ihm eine davon rauben könnte, während er jede von Ende zu Wende mit Aufmerksamkeit durchlas. Sobald ein Anderer der Anwesenden ein Blatt aus den Händen legen wollte, sprang er jedoch aus der scheinbaren Vertiefung in seine Leserei auf und griff nach dem erledigten Blatt, um es seinem Vorrathe beizufügen. Erst meinte ich, dieser eifrige Leser mit dem gestriegelten Schnur- und Backenbart, den duftigen Locken sey in der That mit geistiger Emsigkeit bei seiner Sache, aber die Umsicht, welche er im Erblicken jeder um ihn her sich begebenden Regung zeigte, ließen mich zweifeln. Das Räthsel lös'te sich mir noch am Abend desselben Tages, als ich in dem bezeichneten Manne einen „Löwen" der Gesellschaft wieder fand. Er sprudelte über von Kundgebungen aus der Tages-Geschichte, von faden Witzen und Wortspielen, und ich machte die Bemerkung, er habe das zu diesem Zweck Brauchbare aus den „Feuilletons" (deutsche Zeitschriften mißhandeln bekanntlich mit französischen Ueberschriften gar oft ohne Noth die deutsche Sprache) so gut wie auswendig gelernt. Man lächelte über seinen Humor, nannte ihn den liebenswürdigsten Cavalier, Kenner der Literatur, einen politischen Kopf, genug, man erschöpfte sich in Lob. Als



ich mich aber in ein Gespräch mit ihm einließ, ergab sich bald, daß dieser so Gerühmte nicht einmal von dem Verlaufe seiner vaterländischen Geschichte und dem Geiste, der in seinem Volke sich regte, eine Ahnung hatte. Der Mann las und gab das Gelesene wie eine Maschine bewußtlos wieder von sich. Ei, dachte ich, das Lesen ist etwas sehr Heilsames und kann doch auch wieder recht unheilvoll werden, und wie ich so dachte, entwarf ich, was hier folgt.

Das Lesen bildet oder verbildet, kräftigt oder erschlafft den Geist, je nachdem man es betreibt, je nachdem man das Maaß hält oder überschreitet, das beim Lesen wie in allen anderen Dingen Thun und Lassen des Menschen regeln muß. Das soll nicht etwa ein Ellen-Maaß seyn, wonach wir die Ausdehnung der Bücher messen, die wir lesen; ein geistiges Maaß soll es seyn. Das Lesen wird heut zu Tage mit einer Hast und Planlosigkeit, mit einer Gier betrieben, welche der Lust nach Zeitvertreib angehört, nicht aber dem Wunsche nach wirklichem geistigen Genuß, nach angenehmer, erfrischender Erholung. Bei Vielen

ist das Lesen Arbeit oder Geschäft: bei dem Studirenden, dem Schriftsteller und Andern. Dieses Lesen lassen wir unberührt, das regelt sich ohnedies aus den Lebens-Zwecken und dem Berufe jedes Einzelnen. Ganz verschieden ist es mit dem Lesen zur Unterhaltung. Bei ihm liegt nicht das Maaß in der Sache selbst, und darum glauben die Meisten, sie könnten sich bei ihrem Unterhaltungs-Lesen, das ja eben nur „Zeitvertreib" seyn soll, der ungeregeltsten Willkür überlassen, ohne Sonderung des Guten vom Schlechten. Bei dem ersten Buchstaben sind sie schon heißhungrig auf den letzten und beim letzten auf den nächsten ersten. An Ueberdenken des Gelesenen, an Ausruhen und Selbst-Arbeiten des Geistes nach dem Lesen finden die Wenigsten nur Gefallen, und doch bedarf auch der Geist, nachdem er Nahrung in sich aufgenommen, genügende Zeit zur Verdauung wie der Magen, soll sich nicht dort wie hier Stoff zu Verstimmung und Krankheit ansammeln. Ja, ja, manche schöne Leserin mag es sich nicht träumen lassen, daß ihre Kolik und Migräne, ihre nervöse Reizbarkeit, daß die heftigen Anfälle, welche oft in noch jungen Jahren auf ihre Gesundheit einstürmen, vom Lesen herrühren! Dennoch ist dem so. Und wie sollt' es anders seyn? Die Dame liegt auf dem Sopha und langweilt sich. Sie schickt nach der Leihbibliothek und läßt sich ein Buch holen. In wenigen Stunden ist es durchgelesen. Von Neuem muß das Dienstmädchen zum Bibliothekar, noch ein Buch wird zur Hälfte verschlungen, wobei stets das Sopha, Canapé, die Chaise-longue oder wie die Sessel der Bequemlichkeit in ihrer Fremdnamigkeit heißen mögen, den Körper trägt. Nun ist der Geist überreizt von der Lese-Jagd, der Körper aber träg, schlaff, ohne selbst die Kraft zu rechter Müdigkeit und stärkendem Schlafe in sich zu haben. Schlaflos wälzt sich die Dame in den weichen Kissen ihres Bettes, sie erträgt diesen unbehaglichen Zustand nicht, zündet Licht an und — nimmt das noch nicht beendete Buch von Neuem vor, um — sich „die Zeit zu vertreiben." So geht's dann vielleicht bis zum Morgen, oder man schläft auch wohl ein beim Lesen, aber es folgt nur ein ungesunder, von phantastischen Träumen durchzitterter Schlummer, der die Natur nicht befriedigen kann. Unmuthig, überwacht, mit schwerem Kopf erhebt sich die Dame am Spät-Vormittage, unfähig, ein erheiterndes, erfrischendes Gefühl in sich aufzunehmen, abgezogen durch üble Stimmung von den lebendigen Eindrücken der Wirklichkeit, empfänglich für unnatürliche Reize, geneigt zu Unwohlseyn und Krankhaftigkeit. Ein solches Lesen soll den „Ruhepunkt" bilden zwischen vertanzten Abenden und Nächten, und was der eine Tag begonnen, führt der andre fort. Daher stammt eine Menge von „Blasirtheit", welche die Blüthe unsrer weiblichen Jugend knickt, die Röthe von ihren Wangen treibt und sie entnervt. Geht es in der Männer-Welt nicht ganz so zu, ist es doch ähnlich damit bestellt. Auch die Männer der sogenannten „höheren Gesellschaft" sind meist an Geschäfte gebunden, aber wenn sie diese beendigt,

dann wenden von ihnen sich Viele zum Lesen. Und das möchte ganz gut seyn, wenn sie nun zu einem guten, geisterkräftigenden Werke griffen. Aber sie lassen sich von ihren Frauen oder von Viellesern rathen; die kennen ja Alles, was die Literaturen diesseits und jenseits des Rheins bieten, die wissen also auch das Beste zu empfehlen! Allein was gilt dem Ueberreiz als das Beste? Das, was ihren verwöhnten Gaumen, ihr unnatürlich geschwächtes, zur weichlichen Empfindsamkeit hinabgedrücktes Gefühl, ihre krankhafte Einbildungs-Kraft befriedigt. Daher die Vorliebe für die unnatürliche Romantik eines Eugène Süe, eines Dümas und anderer französischen Roman-Schreiber, welche mit Ausgeburten einer schwindelig gewordenen Phantasie die Leser aus der Stumpfheit ihrer Gefühle aufzustacheln suchen. Daher das Achsel-Zucken über Alles, was einfach, naturwahr ist, daher die Vernachlässigung der schönsten Werke, nachdem sie kaum einige Jahre leben. Daher jene Verachtung des literarischen Geistes und der Presse, welche wir bei so vielen unsrer Schlendrians-Menschen finden, die oft über deutsche Schriftsteller mitleidig lächeln, ohne sie anders als aus den Urtheilen Flach- und Falschgebildeter zu kennen. Es ist nicht der Geist, den man aus den Büchern schöpfen will, es ist der Stoff, der Stoff der Unterhaltung, es ist der „Zeitvertreib", nach dem man jagt! Aus dieser geistlosen Lesewuth entsteht die Ueberschwemmung von schlechten Romanen, und die französischen Zeitungen, welche endlose, rührende Romane in ihren Feuilletons bringen, erleichtern eine solche Sündfluth auch in Deutschland. Neues will man, und trotz der gewaltigen Anzahl schreibender Federn fehlt es immer wieder an Neuem für die unersättliche Lese-Welt. Aus allen Sprachen fegen also Uebersetzer und Unraths-Verleger jeden Unterhaltungs-Kram, der aufzutreiben ist, zusammen und schleudern ihn, oft in schlechtem, abgeschmacktem Deutsch, unter die beutegierige Menge. Früher mochte man ein gutes Buch, das warme Gefühle und rege Gedanken in dem Lesenden erweckt hatte, wiederholt lesen und stets neue eigene Gedanken-Gänge daran knüpfen. Man kaufte sich diejenigen Bücher, welche solchen Anlaß gaben, und der Inhalt der Haus-Bibliotheken ließ oft auf den Charakter der Besitzer oder Besitzerinnen schließen. Das ist vorüber oder nur selten noch vorhanden, denn wir wollen nicht leugnen, daß es von dem hier geschilderten Verfahren beim Lesen manche schöne Ausnahme gebe. Aber die Wenigen, welche ein gutes Buch noch kaufen, um sich wiederholt an ihm zu erfreuen, können den Buchhändlern nicht genügende Mittel gewähren, das Deutsch-Eigenthümliche in würdiger Weise zu fördern. Die vornehme, verwöhnte Welt will nur Abwechselung, Neues zum „Zeitvertreib" und befriedigt sich mit mehrstündigem Besitze der Bücher aus der Leihbibliothek gegen ein mäßiges Lese-Geld. Die Leihbibliotheken allein sind stehende Abnehmer, meist nur für Uebersetzer-Waare, und so geben auch sie deutschen Verlegern, die nicht eingehen

wollen auf die volksverderbliche Uebersetzerei, bei der ohnehin ein solcher frevelhafter Wetteifer herrscht, daß man schon von einem und demselben französischen Roman ein Dutzend Verdeutschungen hat, keinen Halt. Jener Wetteifer bediente sich nun noch anderer, alles Vaterländische untergrabender Mittel. Man wandte sich an diejenigen Schichten der Gesellschaft, bei denen noch ein minder blasirtes Lesen stattfand, an den eigentlichen Kern, die Kraft des Volkes, die arbeitenden Klassen, welche noch Lust haben, zur Erbauung ihrer Seele zu lesen. Freilich thalerweise kann man in diesen Kreisen nicht zahlen, und sollte der Gewinn bedeutend seyn von geringem Preise, so mußten die Kosten so wenig wie möglich betragen. Mit den kleinsten Ausgaben verknüpft ist es nun, flüchtige und schlechte Uebersetzungen französischer Feuilleton-Romane anfertigen zu lassen. Dies geschah, und bald wandelten sie zu Tausenden „spottbillig" unter unsre Gewerbtreibenden und Arbeiter, den guten Geschmack durch ihre krasse Unwahrheit im Keim erstickend, die Sittlichkeit durch nackte Darstellung schlüpfriger und gemeiner Begebenheiten im höchsten Grade zernagend. So steht der Geist unsres Volkes in Gefahr, seines schönsten Schatzes, des einfachen Gefühls für das Gute und Sittliche, beraubt zu werden, und woher kommt das? Aus der After-Bildung, der Blasirtheit und Grundsatzlosigkeit derjenigen, welche sich die „Gebildeten" nennen und doch dabei durch ihr Beispiel, ihre ganze Verfahrungs-Weise an der geistigen Verderbniß des Volkes arbeiten. Das Beispiel, das man giebt in sogenannten „höheren Kreisen" der Gesellschaft, ist wirksamer auf den Sinn des Volkes als alle künstlichen Mittel, mit denen Ihr in ausgesprochener Absichtlichkeit auf dasselbe einwirken wollt. Viele im Volke haben die Schwäche, dem Vornehmen nachahmen zu wollen; es liegt leider in vielen verkehrten Verhältnissen begründet, daß sie ihren eigenen innersten Menschenwerth um einer glänzenden Außenseite willen verkennen. Wohlan denn, Ihr „Gebildeten", so erblickt zuerst den Balken in Euerm Auge, läutert zuerst Euch von den Fehlern und Gebrechen, die Euch anhaften, und dann schließt Euch warm und innig, ohne vornehme Wichtigthuerei an das Volk, Einfluß übend und Einfluß empfangend! Ihr aber, Männer und Frauen aus dem Volke, Ihr aus den Kreisen der Arbeit, auf denen die große Aufgabe der Erhaltung und Ernährung der Gesellschaft ruht, aus denen die entnervten Stände erfrischt und ergänzt werden müssen, bewahret Euch Euern gesunden Sinn! Das hastig verschlingende, das ohne Maaß und Wahl geübte Lesen muß Euern Sinn verwirren, die schlechte Kost für Geist und Gefühl beide abstumpfen. Nehmt Euch das, was wir über das Lesen aus der „feinen" Gesellschaft Euch mitgetheilt, zum Beispiel der Warnung, nicht der Nachahmung! Sollen wir Euch rathen, wie und was Ihr lesen sollt, wenn es der Erholung und Unterhaltung gilt? Wählt die Meister unsrer vaterländischen Dichtkunst und schönen

Wissenschaft, und statt, daß Ihr zehn Mal einen, zwei, drei Groschen hinwerft für modischen ausländischen Plunder, kauft Euch ein gutes Buch, das eine dauernde Bedeutung hat, das Euch zu eigenem Denken anregt. Es besteht ja auch in unserm Buchhandel manches schöne Unternehmen, welches Euch dies erleichtert, manche Sammlung deutsch-eigenthümlicher Schriften, und wenn der Nachbar mit dem Nachbar zusammenschießt, läßt sich wohl der meist gering gestellte Preis dafür erschwingen. Habt Ihr dann ein gutes Buch und setzt Ihr Euch nach des Tages Last und Hitze dazu hin, dann leset es nicht im Sturme durch, denn das Lesen zum „Zeitvertreib" ist der Tod des Geistes. Leset vielmehr ein Stückchen und denket dann über das Gelesene nach, unterhaltet Euch darüber mit der Frau, dem Nachbar, wohl auch mit den Kindern, und was Ihr nicht verstanden beim ersten Male, das leset zum zweiten Male, damit Ihr Nutzen habt und geistig aufgeweckt werdet durch das gedruckte Wort, damit Gutenberg's herrliche Erfindung Früchte trage auch in Euerm Geiste. Seyd Ihr dann einmal zu Ende mit Eurem Lese-Vorrath, mögt Ihr immer wieder diesen oder jenen Theil zuweilen vornehmen, weil das wahrhaft Schöne im Grunde auch das immer wieder Neue, bei dem rastlos einander folgenden Neuen aber selten das wahrhaft Schöne ist. So werdet Ihr Geist und Geschmack bilden, während die modische ausländische Lese-Spreu und die hastig lesende Sucht nach „Zeitvertreib" Beides in Grund und Boden verderben. Das Beste, das Schönste, das einen dauernden Werth gewonnen, daran haltet Euch und folgt nicht dem ersten Ausbruch eines flachen, aufgeregten Jubels! — Nach solchen Grundsätzen sollte man auch Volks-Bibliotheken ausstatten, dagegen bei Weitem vorsichtiger seyn mit handlangermäßig gearbeiteten, zweckaufdringlich zurechtgelegten, in Gedanken und Ausdruck oberflächlichen Büchelchen, die sich selber oft unrechtmäßiger Weise „Volks-Schriften" nennen. Gute Volks-Schriften sind selten, und das Beste ist nicht zu gut für das Volk; denn — merkt's Euch! — im Volke ruht des Staates, der Gesellschaft und alles Lebens Wohlfahrt; und nur durch wahrhafte Begründung des Wissens und der Bildung im Volke findet alle Zwietracht ihr



Bücher-Anzeigen.

Wilhelm Böttiger. (Mit Bildniß in Stahlstich.) Dritte durchaus verbesserte Auflage in 8 Bänden, à nur 15 Kr. oder 5 Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Formularbuch für Geschäftsmänner, sowohl für den öffentlichen Beamten als auch für den Bürger, enthaltend Muster für alle denkbaren schriftlichen Aufsätze, wie sie in Oesterreich, Preußen, Bayern, Württemberg, Baden ꝛc. bei amtlichen, gerichtlichen, Militair-, Kirchen- und Gemeinde-Behörden und im Verkehre mit diesen nur immer vorkommen können, als: Eingaben, Berichte, Verträge, Testamente, Cessionen, Protok., Inventar., Zeugn. ꝛc. Herausgegeben von **Dr. F. Feuerbach.** Gr. 8. Ulm, 1846. Broschirt. 1 Fl. 54 Kr. oder 1 Thlr. 8 Ngr.

Der tägliche Verkehr der deutschen Bundesstaaten unter sich hat schon längst das Bedürfniß eines Formularbuches für den schriftlichen Verkehr mit amtlichen Behörden verschiedener Länder herausgestellt, um sich in dergleichen Aufsätzen vor Nachtheil und Verstößen gegen die Form zu bewahren. In diesem Formularbuch, wovon Deutschland noch kein ähnliches aufzuweisen hat, erhält der Leser nicht allein Vorschriften für den Verkehr mit den Nachbarstaaten, sondern der Beamte, die Gemeindebehörden und Notarien kommen dadurch in den Besitz von Formularien für die in ihren betreffenden Staaten vorkommenden Geschäfts-Aufsätze, gleichwie diese den Bürger in den Stand setzen, die betreffenden Aufsätze aller Art, vermöge der beigegebenen gemeinverständlichen Anleitungen, selbst zu verfassen, Verträge und Rechtsgeschäfte abzuschließen, ꝛc.

Im Verlage von **J. P. Diehl** in Darmstadt ist so eben erschienen:

Das Thierreich,

naturgeschichtliches Lehr- und Lesebuch
mit 359 aus **Dr. Kaup's** Thierreich entnommenen Abbildungen,
bearbeitet von **Dr. W. J. G. Curtman** und **Georg Walter.**
40 Bogen, brosch., complett in 1 Band. 1 Thlr. 10 Sgr. od. 2 Fl. 24 Kr.

In **A. Goschorsky's** Buchhandlung in **Breslau** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klotz, P. A. F., Königl. Preuß. Forst-Kommissarius und Oberschles. Landschaftl. Forstmeister, **über die zweckmäßige Bildung der Jäger zu brauchbaren Forstbeamten. Zweite vermehrte Auflage.** Gr. 8. 1846. cart. 20 Sgr.

Die als die beste anerkannte

Geschichte Napoleon's

von **Norvins,** übersetzt von **Fr. Schott.**
6 Thle. mit achtzehn Schlachtplänen. Zweite Ausgabe.
(Leipzig, Verlag von **Jm. Tr. Wöller)**
wird, so weit der Vorrath noch ausreicht, zu dem **ungemein billigen** Preise von **1½ Thaler** abgelassen, so daß 1 Theil nur 6 gGr. kostet, wodurch es jedem der zahlreichen Verehrer Napoleon's und überhaupt jedem Freunde der Geschichte leicht möglich

ist, in den Besitz dieses umfangreichen, 82 Bogen starken Werkes zu gelangen. (Diese Ausgabe ist nicht mit einer andern in Stuttgart erschienenen Geschichte Napoleon's von Norvins zu verwechseln, die keine Schlachtpläne enthält.)

Im Verlage von **Im. Tr. Wöller** in **Leipzig** erschien und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

Die Gärtnerei
in ihrem höchsten Ertrage durch größtmögliche Vereinfachung.

Ein vollständiges Hand- und Hülfsbuch für Gärtner, Gartenbesitzer, Landwirthe und überhaupt alle Diejenigen, welche ihre Einkünfte auf eine sichere Weise durch die Zierpflanzen-, Obst-, Wein- und Gemüsezucht erhöhen wollen. Auf vieljährige Erfahrungen gegründet und herausgegeben von C. F. Förster. Mit einer Figurentafel. (382 höchst compr. Seiten, geh. und in Umschlag) Preis 1 Thlr. 7½ Ngr. oder Sgr. = 2 Fl. 15 Kr. rhein.

Der Verf. ist durch seine Umarbeitung der bereits in vierter Auflage erschienenen Gruner'schen Gartenschriften:

„Der praktische Blumengärtner"
und **„Der unterweisende Monatsgärtner"**

als einer der tüchtigsten Schriftsteller seines Fachs rühmlichst bekannt geworden. Ueber dieses neue Werk erklären sich z. B. die Prager ökon. Verhandl. 1844, 9; Weißens. Mitth. 1844, 19; Beyer's landw. Lit.-Bl. 1844, 1 und noch achtzehn andere geachtete Zeitschriften dahin, daß es überaus nützlich und einer der besten Leitfaden für den Gärtner und Gartenfreund sey; es behandle auf eine äußerst deutliche Weise alle Gegenstände, alle Methoden der Gärtnerei, und habe das besondere Verdienst, daß es überall die einfachsten und doch sicher zum größten Vortheil führenden Kulturen angebe und die Wechsel-Kultur auf die Gärtnerei in Anwendung bringe. — Der Vorstand der Pfälzer Gartenbau-Gesellschaft erklärte, daß ihn noch kein Gartenbuch so angesprochen habe als dieses und erkannte des Verf. Verdienst durch ein Ehren-Diplom.

So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Briefsteller für die weibliche Jugend
während und nach der Schulzeit,

eine Anweisung zum Briefschreiben durch Regeln, Beispiele und Stoff zu Briefen aus dem Kreise des weiblichen Geschlechts.

Für Lehrer und Schülerinnen in Töchterschulen so wie zum Selbstunterrichte. Von C. E. Hartmann. (Consist. Assessor und Schul-Inspektor.)



Dritte vermehrte und verbesserte Auflage,
enthält wirklich geschriebene Briefe berühmter Männer und Frauen, zu Muster-Briefen und Lese-Uebungen.
(Leipzig, Verlag von Im. Tr. Wöller.)
(25 höchst compr. Bogen; broch.) 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rhein.
(Bei Partien findet ein bedeutend billigerer Preis statt.)

Dieses in wiederholten Auflagen erschienene Werk ist kein gewöhnlicher Briefsteller, welcher bloß Schema's giebt, sondern ein gründlicher, anerkannt vortrefflicher, von einem tüchtigen Pädagogen aus gereifter Lehrpraxis hervorgegangener, dem jungen und schon gebildeten und erwachsenen Mädchen, so wie der Frau in zweifelhaften Fällen zuverlässiger Rathgeber, welches auch dem Lehrer eine sehr erwünschte Beihülfe seyn wird.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns ist in dritter unveränderter Auflage erschienen:

Volksbuch.

Luther's Leben, Sterben und vollständige Geschichte der Reformation.

Nebst noch gar Vielem, was zu wissen jetzt Jedem noth, von welcher Konfession er sey. Mit zehn Bildnissen und Darstellungen und der echten Handschrift Luther's. Zusammengestellt von Mehreren und herausgegeben von **G. Gentzel.**

Inhalt: Luther und die Reformation. (Warum eine Reformation. Luther's Jugend. Der Ablaß-Handel. Luther in offenem Kampfe gegen Papst und Hierarchie. Reichstag zu Worms. Luther auf der Wartburg. Luther's ferneres Wirken. Augsburger Konfession. Der Schmalkaldische Bund. Luther's Tod. Der Schmalkaldische Krieg bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555. Gegner der Reformation: das Concilium zu Trient. Jesuiten. Reformation in den Ländern außerhalb Deutschland. Spener und die Pietisten. Die Reformation in unsern Tagen.) Von J. F. Voß und G. Gentzel. — Luther's Freunde und Mitarbeiter

Christenthum, Luther, Reformation und Protestantismus. — Was gab uns die Reformation? Von Häfeli. — Der Höfling und der Denkende. Von F. W. Gubitz. — Die christliche Kirche. Ein Gleichniß. Von C. Rienitz. — Luther's Warnung an seine lieben Deutschen. — Luther an die evangelischen Christen unserer Zeit — und: Was war, ward und seyn könnte. Von F. W. Gubitz. — Bildnisse und Darstellungen: Luther. Melanchthon. Johann Bugenhagen. Justus Jonas. Friedrich der Weise. Luther verbrennt die päpstliche Bulle. Luther's Tod. Eisleben. Luther's Siegel. Luther's Denkmal zu Wittenberg. Handschrift Luther's.

In geschmücktem Umschlag geheftet. 10½ Bogen. Preis: 5 Sgr.

Daß zwei starke Auflagen in wenigen Monaten in's Volk gingen, ist der beste Beweis von der lebhaften Theilnahme, welche diese Schrift erregt, und wir sind des Glaubens, daß sich bald bei jeder Familie ein Exemplar befindet, da ihr Inhalt keineswegs als ein vergänglicher betrachtet werden darf, derselbe vielmehr für alle Zeit als eine Erklärung der sich fortsetzenden Reformations-Kämpfe zu betrachten und zu beachten ist. Unsrerseits zur Verbreitung das Möglichste zu thun, haben wir einen Preis gestellt, der es einleuchtend macht, daß es uns nicht um Gewinn zu thun ist; — es kann eine Buchhandlung nur ausnahmsweise ein solches Buch für so geringen Preis liefern.

Andere Volksbücher aus unserm Verlage:

Ursachen und Heilung der Arbeiter-Noth. Von A. Z. 2½ Sgr.

Die deutschen Pflanzen-Namen. Gesammelt und gesichtet von Wilhelm v. Waldbrühl. 10 Sgr.

Die vielfachen Fehler und Uebel in der jetzigen häuslichen und öffentlichen Erziehung, mit Andeutung zum Vermeiden derselben nach der nothwendigen künftigen Stellung der Erziehungs-Wissenschaft. Eine dringende Mahnung an Eltern, Lehrer und Erzieher. Von Dr. Sachs. 15 Sgr.

Der Dorfgelehrte. Ein Unterrichtsbuch für Jeden, der über die Natur und deren gewöhnliche und außergewöhnliche Erscheinungen in allen Jahreszeiten sich die nothwendigen Kenntnisse erwerben will. Herausgegeben von einem vieljährigen Landwirth. Nebst einem Anhang zu Nutzen und Lust. 5 Sgr.

Der praktische Haus-Arzt, oder: Aerztlicher Rathgeber für den Gutsbesitzer, den Landmann und überhaupt für Jeden, der seinem eigenen Gesundheits-Zustande, so wie dem seiner Familie die pflichtmäßige Sorgfalt widmet. Von Dr. W. Andresse. Drei Abtheilungen. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Schlittenfahrt. Volks-Erzählung von Dan. Leßmann. 1 Thlr.

Erzählungen, Mährchen und Schwänke. Von F. W. Gubitz. 22½ Sgr.

Gedichte von Karl v. Holtei. (Eine Sammlung des Besten, was Volks-Eigenthum geworden.) 1 Thlr. 15 Sgr.

Hausbuch für Frauen. Enthaltend alles Wirthschaftliche in Bezug auf Küche, Keller, Boden, Nutz- und Blumen-Garten, Holz-Verbrauch, Behandlung der Wäsche, Bleich- und Färbekunst für den häuslichen Bedarf, Haus-Apotheke u. s. w. mit besonderer Rücksicht auf Ersparnisse. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von Dr. W. Andresse. Mit zwölf Abbildungen. 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Sonntag in London. Nach dem Englischen von H. Beta. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von G. Cruikshank. 15 Sgr.

Varinka, oder: Die rothe Schenke. Von D. Schiff. Und: Die drei Nüsse. Von Clemens Brentano. Zwei Volks-Erzählungen. 10 Sgr.

Agnes Bernauerin. Von D. Schiff. 15 Sgr.

Neun Erzählungen und noch mehr. Volksbuch von Fr. Bertram. Mit Holzschnitten. 15 Sgr.

Eben erschienen sind:

Predigten im Geist unserer Tage.

Zwei Predigten

vor der deutschkatholischen Gemeinde zu Stettin, von G. Gentzel. I. Warum soll das Evangelium gepredigt werden? Predigt über Kolosser 1, 28. II. Das Menschliche in der göttlichen Offenbarung. Predigt über 5. Mos. 30, 11 — 14. Preis: 2½ Sgr.

Welchem Bekenntnisse man sich anschließen möge, in dem, was hier ausgesprochen ist, können und werden dereinst sich alle Christen vereinen.

Erziehung thut noth!

Hinweisung und Beispiel für die Jugend von **A. v. Möller.** Preis: 7½ Sgr.

Hans und Käthchen.

Für die Jugend von **A. v. Möller.** Preis: 7½ Sgr.

Aus der Mährchen-Welt.

Für die Jugend von **Auguste Kühn.** (E. Novis.) Preis: 7½ Sgr.

Diese Jugendschriften sind vor dem Druck von Eltern und Lehrern geprüft, ihrem Zweck höchst entsprechend gefunden worden, wie denn alle obengenannten Volksbücher einer entschieden tüchtigen, auch in der Unterhaltung für Lebens-Wohlfahrt nützlichen Richtung folgen.

Die in der Vereins-Buchhandlung in Berlin erscheinende Zeitschrift:

„Der Gesellschafter"

Herausgegeben von F. W. Gubitz

beginnt mit dem Jahr 1847 ihren einunddreißigsten Jahrgang. (324 Blätter in groß Quart. Der ganze Jahrgang 8 Thlr.)

Wer es noch nicht weiß, daß diese Zeitschrift in keinem Lese-Zirkel fehlen darf, der überzeuge sich davon.

(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

